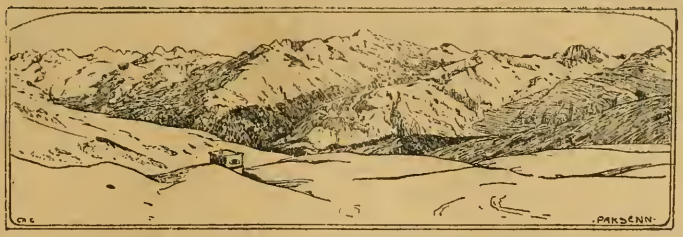
HC
398
P7F54
1896

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00281580 1



Das Prättigau

Ein Beitrag zur Schweiz. Landes- und Volkskunde

von G. Fient

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage

Chur
F. Schuler, Verlagsbuchhandlung.

Das Prättigau

Ein Beitrag

zur

Schweizer. Landes- und Volkskunde

von

G. Fient

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage

Chur
F. Schuler, Verlagsbuchhandlung.

HC
397
P7F54
1896

Vorwort zur ersten Auflage.

„Das Prättigau, ein Beitrag zur Landes- und Volkskunde von Graubünden", so lautet der Titel eines mir freundlichst behändigten Manuskriptes aus den hinterlassenen Papieren des Herrn St. Bäder, gewesener Arzt in Schiers und Kurarzt im Bad Fideris. Augenscheinlich hatte Herr Bäder die Drucklegung des Manuskriptes beabsichtigt und ist wohl nur durch den zu früh eingetretenen Tod verhindert worden, diese Absicht zu verwirklichen. Ich habe nun daraus Veranlassung zur Bearbeitung der nachstehenden Monographie genommen. Hiebei ist das Bädersche Manuskript, welches vor etwas mehr als 20 Jahren entstanden sein mag, in ausgiebiger Weise mitbenutzt worden, namentlich für den allgemeinen geschichtlichen Teil. Weiter benutzte Quellen sind im Text jeweilen angegeben, insbesondere auch Jecklins „Volkstümliches aus Graubünden", welches übrigens Arbeiten sowohl von Herrn Bäder als von mir enthält. Ferner verdanke ich Beiträge und gefl. mündliche Mitteilungen den Herren Landammann A. Lietha in Grüsch, Reg.-Rat E. Walser, Prof. Dr. Tarnuzzer, Landamm. S. Aliesch, Landamm. J. Guyan, Präs. Jösler, Landamm. H. Salzgeber, Reg.-Statth. Florin u. a. Ich betrachte jede Mitarbeit als einen unserm schönen und interessanten Heimatthal geleisteten Dienst und ersuche meine Mitbürger, sie als solchen wert zu schätzen. Wenn es mir gelungen sein sollte, ein lesenswertes, und z. B. auch für den Unterricht in der Landeskunde verwendbares Büchlein zu schaffen, so würde mir dies zu großer Freude und Genugthuung gereichen.

Chur, im April 1896.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die sympatische Aufnahme, welche die erste Auflage „Das Prättigau" sofort nach ihrem Erscheinen fand und der Umstand, daß aus derselben nicht einmal alle direkten Bestellungen befriedigt werden konnten, legte uns den Gedanken nach Veranstaltung einer zweiten Auflage nahe. Dieselbe liegt nun vor. Sie weist im ganzen die gleiche Anlage auf wie die erste; dagegen ist die Stoffverteilung etwas verändert worden, in einer Weise, welche, wie wir glauben, dem Buche zum Vorteil gereichen und den Wünschen der Leser entsprechen wird. Zum kleinern Teile haben einzelne Abschnitte Umarbeitungen erfahren, es sind dies die Partien Fideris-Bad und Bad Serneus. Der erstgenannte Abschnitt mußte ergänzt werden, während der zweite ohne sachliche Beeinträchtigung verschiedene Streichungen erfahren durfte. Andere Abschnitte, wie namentlich Luzein, St. Antönien, Hinterprättigau (Küblis), Schiers, Seewis, insbesondere aber Furna, sind nicht unwesentlich vermehrt worden. Die neuen Stoffe waren dem Verfasser vorher zum kleinern Teile bekannt, Freunde haben ihn darauf aufmerksam gemacht; namentlich verdanken wir Herrn Pfr. Roffler in Luzein einige wertvolle Beiträge. — Die dem Waldkapitel beigefügte Erzählung soll das Buch seinem ganzen Tenor gemäß abschließen.

Dem Wesen nach ist das Buch dasselbe geblieben. Es soll sein ein Beitrag zur Landes- und Volkskunde und möchten wir speziell auch die schweizer. Gesellschschaft für Volkskunde ersuchen, es als eine bescheidene Mitarbeit im Sinne ihrer sehr anerkennenswerten Bestrebungen entgegenzunehmen.

Da auch der Herr Verleger in gewohnter Weise das Seinige für gute Ausstattung gethan hat, so hoffen wir, daß auch die zweite Auflage unseres „Prättigau" wohlwollende Aufnahme finden werde.

Chur, im Oktober 1896.

Der Verfasser.

Inhaltsregister.

		Seite
I.	**Allgemeiner Teil.**	
	Namensableitung	1
	Bodenbeschaffenheit	2
	Thalgliederung	4
	Pflanzenwuchs	10
	(Obstbau)	12
	Niederlassungen	13
	Fremdenindustrie	15
	Thalstraße und Eisenbahn	16
	Comunalstraßen	19
	Bevölkerung: Beschäftigung, Sitten	21
	(Gemeinden)	21
	(Schulen)	29
	(Alpen)	33
	(Dialekt)	35
	(Kirchliche Verhältnisse)	41
	(Aberglauben)	42
II.	**Geschichtliches**	48—68
III.	**Die Gerichte**	69—87
IV.	**Einzelne Landschaftsbilder.**	
	1. Standort Fideris	88
	Bad	92
	Die drei Schwestern auf Glun	103
	2. Strahlegg und Schanenn	104
	3. Der Luzeinerberg	108
	Die Landsgemeinde	109
	Garschinersee	112
	4. St. Antönien	112
	Hexenprozesse	124
	„D'Chöpflerbodariesa"	126
	5. Das Kreutz	128
	„Der Melchstuhl"	131
	„Die Puppe in Drusen"	138

Seite

6. Madrisa 140
„Der Ammann“ 141
Wildes Männlein in Conters 142
7. Das Hinterprättigau 143
Prumarols 143
Saas 144
Serneus 147
Klosters 151
„Von den seltsamen Füchsen“ 156
„Gesang des Totenvolkes“ 158
„Nebelmännlein“ 159
Vereina 161
„Vom Ritter Hans Jeuch“ 163
„Der launige Alpbutz“ 165
„Schatz in der Kirche zu Klosters“ 167
„Der fremde Musikant“ 170
„Der Hexentanz im Riedloch“ 170
Marchensetzer 173
„Vom starken Mann“ 174
8. Jenaz und Furna 180
„Der pfiffige Waldfängge“ 184
„Der Fängge als Menschenfresser“ 184
„Die Kunst, aus Schotte Gold zu machen“ . . . 185
„Wie die Sennen das Süßkäsen lernten“ . . . 186
„Das mutwillige Fänggenmännlein“ 187
„Der Tobelgeist“ 187
„Fschbräch“ 189
„Paalis Stimme“ 190
„Balzen Lenis Heutuch“ 191
„Hebammendienste bei der Fänggin“ 192
„Hans Ghacheli“ 193
„Fänggin Ruchrinden“ 194
Anekdoten 194
9. Vorderprättigau 196
Schiers 196
Grüsch 201
Vergleichende Dialektproben 203
Seewis 207

Seite

Ganey 216
Stürvis 217, 223
Valzeina 218
„Die Hexenfahrt“ 219
„Hexentanz auf Schuders 220
„Die Alpmutter“ 222
„Der Mord in der Schierser Alp 223
„Das Brautpaar von Stürvis 223
„Die Schatzhüterin von Frakstein“ 229
V. **Die Naturreiche im Spiegel des Aberglaubens** . . 231
„Der Goldfund in der Alp Casanna“ 231
„Goldadern im Casannagebirge“ 232
„Die verschüttete Silbergrube 233
„Der fahrende Schüler in der Alp Casanna“ . . . 234
Totalp 235
„Das Arcanum gegen die Pest“ 236
„Hahnenei in Seewis“ 238
„Der Jäger in Nöten“ 242
„Die verhexte Dame“ 242
„Die Hexe in Wolfsgestalt“ 243
VI. **Ueber Waldverhältnisse** 251
Der Schutzengel 258

Corrigenda.

Die letzten zwei Hauptabschnitte müssen, so wie es im vorstehenden Register richtig steht, die Ziffern **V** und **VI** statt IV und V tragen.

I.

Allgemeiner Teil.

Prättigau, Prätigau oder Rhätigau? Die Aussprache entscheidet für die erste Schreibweise. Ueber die Ableitung des Namens sind die Gelehrten noch ebensowenig im Klaren als über vieles Andere. Für die Annahme, daß das Thal ursprünglich Rhätigau genannt worden sein könnte, möchte der Umstand sprechen, daß sein größtes Gebirge, welches den Grenzwall zwischen Ober- und Niederrhätien bildete, als das eigentlich rhätische Gebirge bezeichnet wurde und von diesem der Name auch auf das Thal übergegangen sein könnte. Die erste urkundliche Nennung des Thales datirt unseres Wissens vom Jahre 1116, wo Bischof Guido von Chur dem Domkapitel daselbst seinen Hof in Portines schenkt. (Ursprung des Kapitelgerichtes.) Im Jahre 1222 bestätigt Papst Honorius die St. Jakobskirche im Pretenkove als Eigentum des Klosters Churwalden. Einige Gelehrte vermuten nun, es dürfte Pretenkove den gleichen Ursprung haben wie Pfaffenhofen, Pfäffikon u. s. w. Nichts gemein hat mit diesem Worte offenbar die romanische Bezeichnung »Val partens«. Herr Prof. Muoth (Programm der bündnerischen Kantonsschule pro 1892/93) leitet diese Bezeichnung von Portines ab (Porta = Thor, Paß, Clus; ines wie das deutsche „ingen" = eine größere Niederlassung). —

Von dem Rheinthale durch ein vom Schöpfer in großem Styl erbautes Felsenthor geschieden, durch das der Fluß unter überhängenden Schieferkalkmauern seine Wasser drängt, steigt

es auf 10 Stunden Länge bis zu dem breiten Gletscherrücken der Silvretta empor, die eine imposante Wasserscheide zwischen Rhein und Donau darstellt. Die südliche Thalwand wird durch die Hochwangkette gebildet, die an der tiefen Scheidegg vom Wolfgang sich an die Ausläufer des Hauptbogens der Wasserscheide anlehnt und dessen größere und geringere Erhebungen im Ganzen genommen von dem fast in der Axe des Thales stehenden hohen Plattenhorn aus gerechnet zwischen 46° 20′ und 46° 53′ nördlicher Breite eine leichte nordwestliche Richtung erkennen lassen.

Nach seinem Querdurchschnitt zerfällt das Thal in zwei scharf gesonderte ungleiche Teile, und zwar fällt die Scheidungslinie in eine unter 37° 32′ östlicher Länge von dem Schwarzhorn auf die Madrisa gezogene Linie.

Nach seiner Bodenbeschaffenheit weicht das Thal bekanntlich von manchen andern ab. Hohe Gebirgswände, deren Fuß meist ganz nahe zusammentritt; eine rasch ansteigende Thalsohle, die nur stellenweise zu einiger Geräumigkeit sich erweitert; terrassenartig abgestufte Berglehnen, unterbrochen durch Schluchten, aus denen die seitlich angesammelten Wasser hervorbrausen; tiefe Wasserfurchen, die den Wasserüberfluß der nächstliegenden Abhänge zu Thal befördern; im Hintergrunde hohe Hörner von steiler Kegelform, meist mit weithinglänzendem Firn belastet; näher Flächen oder Felswände, die über den begrasten Abhängen thronen oder aus den Seitenthälern der nördlichen Wand großartig hervorblicken; rundliche Formen der nächsten Vorberge, weit hinauf mit duftendem Grün geschmückt; in den Thalengen der Felsenfuß des Gebirges vom Fluß bespült; in den Oeffnungen allenthalben, wenn auch zum Teil bewachsen, unzerstörbare Spuren von des Flusses reißender Gewalt; ein fast ununterbrochener dunkler Waldgürtel auf der Schattenseite des Thales, dem die allerdings zahlreichen Lichtungen der neuesten Zeit etwelchen Eintrag gethan haben;

ein ziemlich gefährdeter Waldbestand, der unten lichtgrün von Buchen und Ahornen besäumt ist; auf der gegenüberliegenden Seite saftiges Wiesengrün allenthalben, wo nicht das Geschiebe der Bergströme Steinbette gebildet hat: das dürfte das Gesamtbild des Thales sein.

Wenn der Wanderer das Thal betritt, so findet er sich alsbald von den schwarzgrauen Massen eines schiefrigen Gesteins, das teilweise in Kalk übergeht, fast erdrückt. Dieses Gestein, das sich nicht selten von Wasseradern durchzogen zeigt und stellenweise in den wunderlichsten Verwerfungen der Schichtungen gefällt, ist unter dem Namen Bündnerschiefer bekannt. Er beherrscht über $^4/_5$ des Kulturgeländes, und ihm hauptsächlich verdankt das Thal seinen Reichtum an saftigen Wiesen und Weiden, wie an fast unverwüstlicher Waldung voll der prächtigsten Hölzer. Aber die ernsten, kahlen weißgrauen und eckigen Felsstöcke, welche aus den Seitenthälern herausschauen oder stellenweise selbst den Vorbergen aufgesetzt sind, bestehen im allgemeinen aus einem massigen Dolomit, dessen verwitterndes Gestein weite Trümmerhalden bedeckt. Er bildet zum teil ans Tageslicht sich öffnende Höhlen, wie z. B. diejenigen an der Sulzfluh. Gegenüber der letztern kündet dann der Name des Schwarzhorns bereits an, daß von da an, wo das Felsgebiet der Madrisa beginnt, die durch vulkanische Gewalt umgewandelten Gesteinsarten die Herrschaft ausschließlich behaupten. Hier beginnen die kegelförmigen Spitzen, die zum teil wie aus einer Unterlage von Kalk hervorgebrochen erscheinen und als die eigentlichen Aristokraten des Thales sich fortan behaupten, jedoch kaum härtere Köpfe haben als manche Dorfmagnaten. In der That haben sie dem übrigen, kaltblütigen, wässerigen Thalgestein das Gesetz ihrer Herrschaft aufgeprägt. Das gesamte Fallverhältnis der Schieferschichten ist durch den ungeheuren Hebungsdruck ausgeführt, dem das Sedimentgestein nachgeben mußte, als die gewaltige Zentral-

masse des Piz Linard aus der Tiefe emporstieg. Dieselbe steht ebenbürtig derjenigen des Bernina zur Seite und sie haben in ihrer Zusammenwirkung einem großen Teile Rhätiens die Daseinsbedingungen verliehen. Und als der Linard und die Großen seines Reiches den Drang fühlten, den Unterthanen nahe zu legen, daß sie „Höhere" über sich haben, da warfen sie in der Eiszeit des Thales ungeheure Felsblöcke auf die Schieferhalden, wo die Verirrten mit Moos überwachsen noch von ihrer fernen Heimat träumen. So haben ja auch die Titanen des Altertums gehaust. — Im weitern lassen wir uns aus guten Gründen in eine geologische Leimsiederei nicht ein.

Ueberblickt man die sämtlichen Bestandteile des Flußgebietes der Landquart, so läßt sich vorerst ein System der Quellbäche von dem fertig gebildeten Flußstrange unterscheiden, der dann von links und rechts die Bäche der Seitenthäler aufnimmt.

Die eigentlichen Speisekammern des Bergstromes sind der Silvretta- und der Seehorn- oder Liznergletscher. Der letztere ist viel weniger bekannt als jener, weil er nirgends vom Thale aus gesehen werden kann und kein ordentlicher Weg in seine Nähe führt, allein schon sein in gewaltigem Sturz aus dem Schottensee in die Landquart hernieder donnernder Abfluß gibt die Kunde davon, daß letzterer von gutem Haus ist; und wie entzückt ist der Wanderer, wenn er bei dem Uebergang aus dem Schlappiner- ins Seethal plötzlich diesem herrlichen Gletscherfeld gegenübersteht!

Bei der Alp Nowai (1368 m) schließt die Landquart einen ebenbürtigen Bruder in die Arme, nämlich den Vereinabach. Derselbe fließt da oben in dem Netz jener wunderschönen Hochthäler zusammen, welche unter dem Sammelnamen Vereina bekannt sind. Die größern dieser Thäler — 1—2 Stunden lang — sind das Vernela-, das Süser- und das Jörithal, die kleinern das Eisen- und das Roßthäli. Die Abflüsse der-

selben vereinigen sich in der Nähe der verunglückten Klubhütte. Der Jöribach hat bereits eine schwungvolle Bergreise ausgeführt, denn oben auf dem in einer Höhe von 2500 m liegenden hübschen Seenplateau des Jörithales geboren, ist er in kurzer Zeit und mit prächtigen Fällen in die Ebene von 1962 m niedergestürzt. Auch der Vernelabach macht bei seiner Einmündung in das Hauptgewässer einen tosenden Sturz. Der Thalriegel „Stutz" bietet dem Bergstrom sodann neue Gelegenheit, seinen schäumenden Uebermut in rauschenden und vielfarbigen Cascaden zu entfalten.

Mit stark vermindertem Gefälle strömt die in solcher Weise verstärkte Lanquart von Nowai weg durch einen ansehnlichen Thalgrund bis zur Aufnahme des Mönchalpenbaches bei Klosters-Brücke. Letzterer hat seine Quelle in dem hochgelegenen Pischagletscher, durchrauscht die zwischen dem Davoser Seehorn und der Catschieferspitze liegende Mönchsalp (Dialektaussprache: Machalpa) — so genannt, weil sie s. Z. dem Kloster St. Jakob gehörte — und nimmt unterhalb Laret, d. h. bei der Ausmündung des Mönchalpenthales, einen durch den Abfluß des Schwarzsees verstärkten Bach auf, welcher an der Casanna oben entspringt.

Außerhalb Klosters-Brücke beginnt der Thalriegel sich rasch zu senken und der Fluß eine bedeutende Stromschnelle zu bilden. Am Ausgangspunkte derselben tritt der Schlappinerbach in das Strombett ein. Die Quellen desselben entfließen dem zwischen Keßler (2840 m) und Leidhorn (2823 m) eingebetteten Gletscher, dem Scheienpaß (2429 m), dem in einer Höhe von 2457 m liegenden Hühnersee und dem ins Montafun hinüberführenden Garneirajoch (2405 m). Der Bach durchrauscht das 3—4 Stunden lange Schlappinerthal und vereinigt sich unter Klosters-Dörfli mit der Lanquart (1030 m).

Der nächste größere Zufluß ist der Schanielabach. Eigentlich heißt nur der vordere Teil so, soweit er eben die zwischen Luzein und Telfs klaffende Schanielaschlucht durchfließt. Weiter hinten ist sein Name einfach St. Antönierbach. In älterer Zeit hieß der ganze Bach Dalvazza, eine Bezeichnung, die jetzt noch etwa für den vorderen Teil der Schanielaschlucht zur Anwendung kommt. Der frühere Flußnahme hat sich dann auf das an der Mündung des letztern entstandene Dörfchen Dalvazza übertragen, das, nebenbei bemerkt, noch vor 30 Jahren kaum halb so groß war, als es jetzt ist.

Der Schanielabach dürfte früher etwas weiter östlich ausgemündet und damit dem Dorfe Küblis zu seinem Namen verholfen haben. Convallium wurde daher in lateinischer Sprache das Dorf genannt. Richtiger wäre indes die Ableitung von Confluentia. Diese Bezeichnung konnte ganz gut auch dann gewählt werden, wenn der Bach an der heutigen Stelle ausmündete, weil kein anderes Dorf in der Nähe war als Küblis. Der Schanielabach ist der Wassersammler des bedeutendsten der Rhätikonthäler, welcher die auf der Plasseggenalp, aus dem Partunnersee (1874 m), an der Madrisa, am Rätschahorn und am Carschiner Schafberg entspringenden Gewässer in sich vereinigt und in Schniela selbst den über eine mehr als 500 m hohe Felswand von Pany herunterstürzenden Pischabach aufnimmt, so genannt auch erst von der Stelle an, wo er den Sturz beginnt.

Vom St. Antönierthal durch den Kreutzberg (2200 m) geschieden, entwickelt sich jenseits von der Sulzfluh und dem Sceſaplanamassiv her das Schunderserthal, welches von dem bei Schiers in die Landquart mündenden Schraubach durchflossen wird. Die eigentlich nur dem vordern Teil des Baches zukommende Bezeichnung ist auf denselben offenbar von dem oberhalb seiner Mündung linksseitig gelegenen Dörfchen Schrau übertragen worden. Schrau wird nun nicht von „schreejen“

(in hohem Bogen ausfließen), sondern von Surava abzuleiten sein, wobei man sich daran zu erinnern hat, daß die dem Dorfe Grüsch gegenüberliegende Nachbarschaft schlechtweg „Ueberlanquart" genannt wird.

Auch das Schuderserthal, gemeinhin sonst nur Schierfertobel geheißen, ist zwar bewohnt, jedoch nur auf der Sonnenseite (Pussarein und Schuders) und auf dem das Druseu- und Weißbachthal trennenden Muttener Bergrücken (Hof Salvsch, 1271 m). Die Stellen, wo zwei Bäche sich vereinigen, nennt man hier „Scheeren"; man unterscheidet eine kleine und eine große Scheere.

Der Weißbach entspringt in den Felsklüften von „Schaffnüd", wie die dem Schuderserthal zugewandte Seite des Kühnisberges (2400 m) genannt wird. Die den andern großen Wasserstrang bildenden Bäche kommen aus den Alpen Tamunt und Druseu herunter. Wahrscheinlich ohne Grund hat man den Namen Druseu auf den römischen Feldherrn Drusus zurückgeführt, indem man annahm, daß derselbe sein Heer über diesen Paß, welcher übrigens von der Bevölkerung nicht Druseuthor, sondern Sporrafurka genannt wird, nach Vindelicien geführt habe. Näher liegend ist aber die Ableitung von „Tros" (Alpenerle) eine Staude, die man dort häufig trifft.

Durch den Fanaserberg, welcher vom Cavelljoch ausläuft, vom Schuderserthal (»Val surda«) geschieden ist das Taschinas- oder Seewiserthal, dessen wilder Bergstrom bei Grüsch aus enger Schlucht heraustritt, während es in seinem Hintergrunde eine große fächerartige Entwicklung zeigt und, beherrscht durch die hohe Scesaplana (2969 m), von dem Cavelljoch bis zum Falknis sich in eine Anzahl von Gebirgseinbuchtungen zerteilt. Wer etwa zum ersten Mal den Fanaserberg oder von Seewis aus den Vilan (2370 m) besteigt, dem thut sich da eine ungeahnt weite, große und großartige Alpenwelt auf. Oestlich von der Scesaplana zieht sich das Val-

serthal vom Cavelljoch resp. von der Einsattelung von Goldrosa herab. Von Westen her öffnet sich in der Nähe des verfallenen Bades Ganey (1307 m) das Stürviserthal, in seinem obern Teil Fläscherthal genannt. Der hinterste Teil des Valserthales (Goldrosahütte, 2123 m) und der hinterste Teil des Stürviserthales (Schäferhütte am Fuße des Falknis, 2247 m) möchten von Grüsch aus über Seewis ungefähr gleich schnell, d. h. in ca. 6 Stunden zu erreichen sein.

Unterhalb der Burgruine Strahlegg öffnet sich das östlichste der Hochwangthäler, in seinem untern Teil als Fideriserthobel bekannt und benannt und in seinem Waldschoß die berühmte Sauerquelle von Fideris bergend. Dieses vom Arieschbach durchflossene Tobel teilt sich oben in der Höhe in zwei liebliche Alpenthälchen, dasjenige von Tarnutz und das Glunerthälchen.

Das Fideriserthobel steht an Entwicklung dem Furnertobel bedeutend nach, das, bei dem Dorfe Pragmartin sich öffnend und zwischen Glattwang (2380 m) und Hochwang (2535 m) liegend, sich hinten in die Hochthäler Vanin und Verneza verzweigt. Diese weit ausgedehnte, im untern Teil von Töbeln zerrissene düstere Waldlandschaft, die zahlreiche Alpen und Maiensäße in sich birgt und in welche ein gut angelegtes Sträßchen hineinführt, wird allgemein Val davos genannt. In demselben war das jetzt ebenfalls verfallene Jenazer Bad. Hoch oben an der sonnigen Westseite des Thales stehen die freundlichen Häuser und die weit ins Gelände hineinschimmernde Kirche der Gemeinde Furna. Diesen gleichen Namen und viel Schutt und Stein obendrein führt auch der Fluß des Val davos.

Von letzterem durch den Furner Berg getrennt ist das Valzeinerthal, in dessen Tiefe der vom Hochwang und dem Teufelskopf herkommende Schrankenbach braust, um an der

innern Oeffnung des Felsenthores der Klus die Lanquart zu erreichen.

Von tiefen Bergeinschnitten, die aber auf Thalbenennung keinen Anspruch machen können, sind noch zu nennen: auf der linken Thalseite das seine Wasser in den Mooren der Fideriser Alp sammelnde Contersertobel, auf der rechten Seite das Buchnertobel, oben am Fuße des Kreutzberges Tritttobel genannt.

Mit der Aufsuchung des gesamten Quellengebietes des Hauptstroms und seiner Verzweigungen sind bereits die namhaftesten Bergspitzen genannt worden, welche als die Marksteine der Thalgrenzen sich auszeichnen. Die Vermittlung ihrer nähern Kenntnis würde einem besondern Abschnitt angehören.

Bei seiner abgeschlossenen Lage ist das Thal heftigen Luftströmungen nicht besonders ausgesetzt; nur Thalkreuzungen können das allgemeine Gesetz stellenweise abändern. Sowohl Süd- als Nordwind können nur über die Höhen hinstreichen und nur dann zur Seltenheit eine heftige Wirkung äußern, wenn sie als Fallwinde sich verfangen. Am meisten Zutritt hat der Westwind als Regenbringer, indem er sich an den östlichen Gletschern rasch abkühlt und zu Niederschlägen gezwungen wird. Sein Auftreten ist daher stets von Nebeln begleitet, welche die Bergwände einhüllen.

Daß auch das Prättigau einst seine Eiszeit gehabt haben muß, ist bereits erwähnt worden. Es lassen sich z. B. die erratischen Blöcke der Madrisa bis über das Thal heraus verfolgen.

Neben den äußerst zahlreichen Quellen, die rasch zu Thal fließen, sind noch die ausgedehnten Moore zu berücksichtigen, welche von stockenden Quellen gebildet werden und zum Teil ziemlich tiefe Turbenlager enthalten. Ihre Ausbeutung hängt indes von Verhältnissen ab, die einstweilen noch nicht eingetreten sind.

Die vegetabilische Bedeckung der Landschaft gehört der alpinen, subalpinen und montanen Region an. Die alpine Region bietet auf den obersten Gebirgsterrassen, Mulden und Abhängen ausgedehnte Weideflächen dar, welche je nach der nähern Beschaffenheit von Groß- oder Kleinvieh oder auch von beiden Viehgattungen beweidet werden. Der Waldgürtel geht in seiner obern Grenze schon in die alpine Region hinein, und einzelne Arven und Föhren stehen hoch über dem dermaligen Waldsaum als Zeugen der vormaligen Verbreitung der Coniferen nach oben. Den Wassern entlang und in schattigen Gründen finden sich selbst in der alpinen Region als Vertreter des Laubholzes die Alpenerlen, Ahorne und vereinzelte nicht stark entwickelte Ebereschen. Die Rododendren bedecken weithin die Abhänge und bieten neben Vaccinien und Juniperus dem wilden Geflügel Schutz und Nahrung, weshalb sie auch „Hünerna" oder Hühnerstauden genannt werden. Die Flora der ein- und zweijährigen Pflanzen ist äußerst mannigfaltig, je nach dem Standorte. Die seltneren Pflanzen, welche dem Prättigau eigentümlich sind, möchten etwa sein:

Veronica saxatalis; Azalea procumbens; Eryngium alpinum (selten: Gafia, Saaseralp), Edelweiß (Gafia, Montalin); Viola calcarata (gesporntes Veilchen); Alchemilla fissa, A. pentaphyllea; Achillea nana (Schafgarbe), Achillea moscata (Wildfräulikraut); Gentiana purpurea, Gent. punctata; Campanula cenisia; Primula Auricula, P. latifolia, P. integrifolia; Aquilegia alpina (die meisten mehr westliche Arten, welche nach Osten den Rhätikon selten mehr überschreiten); Pedicularis Jacquini; Valeriana supina (Baldrian); Primula glutinosa; Centaurea austriaca (Flockenblume); Draba tomentosa; Senecio abrotanifolius (Kreuzkraut); Senecio carniolicus (östliche Arten); Botrychium virginianum (virginianische Mondraute, Vertreter der hochnordischen Flora: in der Schweiz nur in Serneus); Malaxis

monophylla (Weichorche, bei Serneus); Pedicularis versicolor (am Vilan); Juniperus Sabina („Sevi", Putzer Stein); Ilex aquifolium (Stechpalme, Schiersertobel als verlumpte Kolonie); Nymphaea alba (nur im Stelser See); Typha latifolia und T. Shuttleworthii (Igelkolben, in den Sandlösern bei Schiers). Es seien außerdem noch angeführt: Hyoscyamus niger (Bilsenkraut); Narcissus poeticus; Lilium bulbiferum (Feuerlilie); Gagea Liottardi (Gelbstern); Linnaea borealis; Daphne striata (Alpen-Seidelbast); Pyrola uniflora, P. secunda, P. rotundifolia (Wintergrün); Potentilla salisburgensis (Fingerkraut); Saxifraga Kochii (Steinbrech); Aretia helvetica; Cerinthae alpina (Wachsblume); Atragene alpina (Alpenrebe); Asperugo procumbens (Scharfkraut); Eriophorum Scheuchzeri (Wollgras); Sesleria disticha; Luzula nivea (Hainsimse).

Im Waldschluß, der hauptsächlich der subalpinen Region angehört, herrscht die Fichte. Die Edeltanne kommt in einzelnen Beständen vor, und die Lärche mit ihrem lichten Grün belebt in bevorzugten Gruppen die düstern Waldgründe. Die Wälder des Prättigaus liefern mit denjenigen des Oberhalbsteins das beste und von den Händlern begehrteste Holz im Kanton. Ueber die Waldverhältnisse werden wir uns im übrigen in einem besondern Abschnitte aussprechen.

Durchbrochen ist die subalpine Region der Waldungen durch ältere und neuere Schläge, durch Bergwiesen und Maiensäße. Massenhaft wird das duftige Heu der Bergwiesen („Mäder") gesammelt und zur Verbesserung der Heimgüter zu Thal geführt. Das ist die rationellste Verbesserung der Thalwiesen und des Wies- und Ackerbaues überhaupt, geradezu ein Axiom für eine gute Landwirtschaft bei uns: Das Aufführen von Berghen, weil dieser sogen. „Aufzug" eine reichliche Düngerproduktion ermöglicht. Daß dabei in den Bergwiesen nicht Raubwirtschaft getrieben wird, verhindert die Einrichtung

des „Faduschens“, welche darin besteht, daß ein „Mad“ in einem Jahre jeweilen nur zur Hälfte geheuet wird.

Am untern Saume der Nadelholzlinie siedeln sich die wildwachsenden Laubhölzer an. Die Buche bildet im ganzen Prättigau bis zu der letzten, höchstgelegenen menschlichen Wohnung schöne Bestände und tritt im vordern und mittlern Teile des Thales massenhaft auf. Auch die Eiche verbreitet sich ziemlich, namentlich auf der Sonnenseite; die Linde und Ulme zieren den Saum von Bächen, und Ahorne, Espe und Birke dauern noch im Bereich der Nadelhölzer aus.

Das eigentliche Kulturland ist seinem größten Teile nach natürliche Wiese. Der Ackerbau tritt nur in kleinen, in den Wiesen oder auf der Allmende zerstreuten Stücken auf und hat seit der Ablösung der Grundgefälle und seitdem um geringes Geld Mehl eingeführt werden kann, für die besser situirten Bauern nur im Kartoffelbau und in der Streuebereitung noch etwelche Bedeutung, wobei die im Prinzip zur Anwendung gelangende Zweifelderwirtschaft eine Rolle spielt. Auch der Hanfbau kommt in Abgang. Darüber wäre ein ganzes Kapitel zu schreiben, denn ein gutes Stück bisherigen Volkslebens hängt damit zusammen. Ob es gut ist oder nicht, wer könnte das bestimmt sagen? Das aber steht fest, daß das Zeitalter der Fremdenindustrie nicht dasjenige ist, in dem Bertha spann.

Der Obstbau hat in geschützten Lagen ziemliche Verbreitung und könnte noch bedeutend gehoben werden, denn die sonnigen Lagen eignen sich bis zu einer Höhe von 1000 m vorzüglich dazu. Der Kirschbaum reift seine Früchte sogar in Klosters noch. Die Nußbäume sind dem Krieg zum Opfer gefallen, d. h. zum Zwecke der Fabrikation des neuen Gewehres ausgerottet worden. Sehr empfindlich gegen die Witterung, wie sie sind, warfen sie zwar fast nie einen nennenswerten Fruchtertrag ab, dagegen haben sie uns jederzeit als

Kulturzeichen angeheimelt. Etwas Derartiges könnte man vielleicht auch von der Weinrebe sagen, die in einigen Gärten des Vorder- und Mittelprättigaus und in der Burg Castels (1065 m) an den Mauern emporrankt. Dagegen bringt man in einigen bevorzugten Lagen den Mai noch ganz gut fort, z. B. auf dem Jenaz gegenüberliegenden Plateau von Planezlis. — Der Obstbau hat seine Grenzen in Seewis (bis 950 m), Fanas (707 m), Untervalzeina (950 m), Pusserein (950 m), Schuders-Valmära (950 m), Fajauna (900 m), Jenaz-Jarella (900 m), Buchen (1000 m), Puz (1000 m), Luzein (1000 m), Fideris (900 m), Telfs (1000 m), Conters (1000 m) und Klosters (bis 1000 m).

In engem Zusammenhang mit diesen Kulturverhältnissen des Bodens stehen die menschlichen Niederlassungen. Dem bisherigen Reichtum an Wald entspricht die Bauart der Wohnungen aus Gebälke und der ungemein zahlreichen, auf der ganzen Flur zerstreuten, mit großem Holzaufwand erbauten Stallungen. Daß die Leute bei den Bauten aber ein gewisses Maß einhalten, beweist ein an der Straße zwischen Küblis und Conters stehender, s. Z. von einem protzigen Bauer in unsinnigen Dimensionen und Formen erbauter Stall, der sich des Namens „Narragaden" erfreut. Die vielen Holzbauten geben mit ihren warmen, braunen Farbentönen der Landschaft einen gemütlichen Charakter und verraten durch die übereinstimmende Bauart noch das Vorhandensein von alter Volkssitte.

Man kann, was die Lage der Dörfer betrifft, Thaldörfer und Terrassendörfer unterscheiden und in Bezug auf den Charakter derselben zusammenhängende und in Hofgruppen aufgelöste. Letztere kommen nur in der obersten Stufe der Wohnplätze vor. Die Einrichtung der Dörfer und Wohnungen entspricht gänzlich dem Hauptberufe der Bewohner, Viehzucht zu treiben. Früher war, wie in manchen andern Gegenden, die

Reinlichkeit nicht gerade eine hervorstechende Eigenschaft derselben; es hat aber infolge der Straßenbauten und des vermehrten Verkehrs damit wesentlich gebessert, und es wird nicht viele Familien mehr geben, welche die Hennen, Ferkel und Gitzi in der Stube beherbergen und tagsüber mit den lieben Kindern wettlaufen lassen. Und wenige Mädchen werden sich mehr, wie es einmal Eine that, rühmen, daß sie in der Schlafkammer einen noch viel größeren Kehrichthaufen haben, als in der Stube. — Mehrere der jetzt bestehenden Dörfer lassen sich schon im 12. Jahrhundert nachweisen. Andere sucht man vergebens in dem für die ältere Ortsbeschreibung Rhätiens so ausgiebigen Einkünfterodel des Bistums, der unter Berthold von Heiligenberg errichtet wurde und in den Ausgang des 13. Jahrhunderts gehört. Dagegen werden dort auch Ortschaften genannt, die sich jetzt nicht mehr nachweisen lassen, wie z. B. Tranus im Bretengöve. Es dürfte damit die ehemalige, auf der äußern Höhe des Furnerberges gelegene Gemeinde Danusa gemeint sein.

Aus eben dieser Zeit möchten auch die noch jetzt in ihren Trümmern bedeutenden Burgen stammen, wie Solavers, Castels, Strahlegg, Hohensansch oder Kapfenstein. Andere, wie Stadion und Valär, sind gänzlich verschwunden. Selbst die Herrensitze der republikanisch-aristokratischen Familien, welche einigen Dörfern noch jetzt ein stattliches Aussehen verleihen, sind fast alle schon längst von ihren ehemaligen Besitzern verlassen. Gegenwärtig bewohnen wohlhabende Bauern oder Geschäftsleute Räume, die einst geachteten Kriegern und Standeshäuptern zu Wiege und Wohnsitz gedient hatten.

An ihrer Stelle thun sich industrielle Unternehmungen hervor. Zwar Hüttenwerke, die einst in Klosters erbaut worden waren, sind rascher zerfallen, als die alten Sitze der Vögte. Prättigau, obwohl nicht entblößt von fossilen Erzeugnissen, die des menschlichen Kunstfleißes wert wären, hat so wenig als

andere Gegenden Graubündens das Aufblühen des Bergbaues zu begünstigen vermocht. Nicht mehr Glück als die Erzgewinnung hatte der in Klosters vor etwas mehr als zwanzig Jahren unternommene Versuch der Ausbeutung eines Gypslagers oben an dem vom Casannahorn auslaufenden Berggrat von Cotschna.

Dagegen hat in neuerer Zeit die Fremdenindustrie einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die Gesundbrunnen von Fideris und Serneus sind von altem gutem Ruf. Sehr wesentlich verbesserte Einrichtungen haben deren Frequenz bedeutend vermehrt. Ihnen zur Seite sind sodann verschiedene Luftkurorte getreten, von denen in erster Linie Klosters und Seewis, im weitern St. Antönien und Valzeina zu nennen sind. Einige davon können weitern Aufschwung gewinnen, wenn die richtigen Leute die Sache an die Hand nehmen und dafür weder zu viel noch zu wenig wagen. Der Weg geht hier über Leichen und Trümmer. Dies muß einerseits erwogen werden, anderseits aber auch, daß man mit Nichts wieder zu Nichts kommt. Wenn das Eine wie das Andere beherzigt wird, so hat namentlich St. Antönien eine Zukunft als Kurort. Schon jetzt übt die von Languart nach Davos führende Schmalspurbahn nach dieser Richtung hin ihren wohlthätigen Einfluß und mit der gänzlichen Erschließung des Thales durch eine Straße wird sich derselbe erhöhen.

Man hat auch angefangen, die mechanischen Wasserkräfte zu Mehrerem auszubeuten als nur zum Hausbedarf des Landmannes. Neben Kunstmühlen — obenan das große industrielle Etablissement von Lietha & Comp. in Grüsch — und Kunstsägen treffen wir in Küblis eine Weberei, dort und an anderen Orten Kartätschereien und in Klosters, Fideris-Bad und Grüsch strahlt elektrisches Licht. Hier mag auch bemerkt werden, obwohl dies mit dem Wasserbetrieb nichts zu thun hat, daß nach Schiers sich sogar die Maschinenstickerei verirrt hat und daß

in Grüsch Zigarren fabriziert und unter der Marke „Solavers“ verkauft werden. Handel und Gewerbe haben in allen Hauptorten des Thales erhöhte Regsamkeit hervorgerufen. Einige Handelshäuser gehören zu den bedeutendsten Geschäften des ganzen Kantons.

Die Pulsadern, welche allen diesen Unternehmungen Zusammenhang und eine erhöhte Gewähr des Bestandes verleihen, sind die Thalstraße und die Eisenbahn.

Wir wissen gar nicht, wie es mit Weg und Steg etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts im Wiesenthal ausgesehen hat und wie lange es her ist, seit jene internationale Straße begangen und befahren wurde, deren deutliche Spuren in St. Antönien in einer Höhe von 2100 m noch vorhanden sind und beweisen, daß einst ein Marktweg von der Montafuner Grenze in kürzester Linie hoch oben durch nach dem Saaserberg geführt haben muß und von dort sich gegen Klosters hin gesenkt haben wird. Aeltere Leute aber wissen es, wie die Thalstraße zu „Bot-Petschis“ und „Bot-Palis“ Zeiten ausgesehen hat. Einzelne Strecken derselben sind noch vorhanden, so z. B. die ganze Linie Schiers-Lunden-Jenaz, Dalvazza-Küblis und teilweise Saas-Klosters. Die alte Straße Klosters-Laret wird von Touristen noch oft begangen. Dasjenige, was man die alte Prättigauer Straße nannte oder nennt, mag ungefähr ein halbes Jahrhundert bestanden haben. Sie führte über Höhen und Tiefen, welche nach dem Spruch auf der Schierser Brücke bekanntlich die Zeit ebnet; führte durch Töbel und brückenlose Waldbäche. Ihre Pendenzen und Contrapendenzen (Gegensteigungen), ihre Biegungen und ihre Bekiesung waren derart, daß es sicherer und gewohnter Pferde und des Fahrens aus dem ff kundiger Leute bedurfte, sollte nicht alle zehn oder zwanzig Schritte ein Trölen riskiert werden oder an manchen Orten Roß und Mann in einen Abgrund stürzen.

In den Vierziger Jahren wurde mit dem Bau der jetzigen Poststraße begonnen, dieselbe aber nicht etwa auf der ganzen Linie in Angriff genommen. Es wurden jeweilen nur einzelne Strecken ausgeführt und es dauerte fast 20 Jahre, bis die ganze Strecke Lanquart-Davos fertig war. Des größten Alters rühmt sich die Strecke Ganda-Grüscherfand, welche im Jahre 1843 in Angriff genommen wurde. Im Jahre 1849 folgte die Fortsetzung bis Dalvazza — wir geben überall die Zeit der Inangriffnahme an — und drei Jahre später kamen Dalvazza-Saas und Klosters-Davos an die Reihe. Nun fehlten noch Ganda-Lanquart und Saas-Klosters. „Vorm Schloß" mochte man den Mangel weniger empfinden, denn über Malans führte ja eine ordentliche Straße nach der obern Zollbrücke. Auch wußte man noch nicht, welche Richtung die Eisenbahn (V. S. B.) nehmen würde und wo daher der Anschluß erfolgen mußte. Wunderbar erscheint es dagegen, daß man fast 10 Jahre lang noch die alte Straße zwischen Saas und Klosters erlitt. Die Strecke Ganda-Oberbruck war im Jahre 1858 in Angriff genommen worden. Nun fuhr man also bequem von Lanquart bis Saas, woselbst es hieß: „Alles aussteigen, der Zug fährt in den Hafen!" Von dort bis Klosters konnte man die Knochen gehörig auf die Probe stellen, allein im „großen Haus" auf dem Platz oder in dem kleinen aber immer freundlichen Mattli'schen Hause „bi der Brüggen" winkte süße Rast, und etwas Rechtschaffenes zu essen und zu trinken bekam man auch um billig Geld, wenn man welches hatte. Manchmal hatte man aber keins und es mußte auch so gehen.

Also von Klosters weg hatte man zwischen der alten und neuen Straße die freie, glückliche Wahl. Die Strecke Saas-Klosters aber wurde erst im Jahre 1860 in Angriff genommen. Im Frühling des folgenden Jahres passierten wir auf einer Reise nach Davos noch die alte Straße, kehrten aber

im Herbst über die neue zurück. Im Jahre 1867 wurde sodann noch die Flüelastraße eröffnet und damit war die gewünschte Verbindung zwischen dem Prättigau und dem Engadin hergestellt, was u. a. auch die Schafe von Luzein und Pany mit thränenerstücktem Plärren konstatierten, weil damit Meister Pez aus ihrer Ferienkolonie in Carlimatta (Alp am Flüelapaß) verabschiedet wurde.

Es hatte damals Gegner der neuen Straße, mehr als später Gegner der Eisenbahn. Man fürchtete die Kosten und glaubte, daß das neue Verkehrsmittel auch sonst allerlei Nachteile im Gefolge haben werde. Die Zahl der Gegner wurde aber bald klein und kleiner. Auch die Bedenklichsten unter den Bedenklichen erfreuten sich der Vorteile der Straße und überzeugten sich bald vom Werte derselben.

Der Botendienst, der ehedem für Prättigau und Davos nur ein und später zwei Mal wöchentlich ausgeführt worden, er machte von da an einem täglichen Platz und als mit Geschw. Barfuß von Igis vollends das Prättigauer Postwägelchen beseitigt worden und die täglichen Fahrten mit einer Chaise gemacht wurden, da dünkten sich die Prättigauer schon nicht mehr diejenigen von „Dahinten" zu sein.

Besondere Verdienste um die Erstellung der hintern Sektionen der Prättigau-Davoserstraße erwarben sich die Herren Landammann Flor. Brosi in Klosters und Landammann Buol in Davos, welche, da es mit den jährlichen kantonalen Quoten für diesen Straßenbau zu langsam vorwärts ging, für Herbeischaffung von Vorschußgeldern und Privatzeichnungen Sorge trugen. Infolge dessen konnte der Bau der ganzen Straßenstrecke bis Davos bedeutend früher ausgeführt werden, als es sonst möglich gewesen wäre.

Noch vor der Weiterführung der Straße von Klosters oder Küblis weg hatte die tägliche Einspännerpost nicht mehr genügt; rasch folgte derselben eine Zweispännerkutsche und auch

diese mit ihren zwei Beiwagen reichte bald nicht mehr hin, während des Sommers den Fremdenverkehr zu vermitteln. Es wurde für die Sommermonate ein zweiter täglicher Postkurs bis Fideriſau nötig. Im Jahre 1867 fuhr der Postwagen schon immer vierspännig. Zu dieser Zeit wurde, wie bereits gemeldet, die Flüelastraße eröffnet und zwar im Beisein einer kantonalen und eidgenössischen Abordnung, bestehend aus den Bundesräten Dubs und Schenk, Reg.-Rat Gadmer, Nat.-Rat G. Salis, Oberingenieur A. Salis und Postdirektor Stäger. Die Straße hatte Fr. 420,000 gekostet und der Bund daran, wenn wir nicht irren, einen Beitrag von Fr. 70,000 geleistet.

Jedermann kennt die rasche Entwicklung des Fremdenverkehrs in den neuesten Jahren und weiß, welche Bedeutung die Straße als Verkehrsmittel gewann. Zur Zeit der Eröffnung der Eisenbahn fuhren täglich zwei Posten von Landquart nach Davos und eine dritte kursierte zwischen erstgenanntem Orte und Küblis.

Es existieren folgende kunstgerecht gebaute Kommunalstraßen:

Pardisla-Seewis. 4,5 Km. lang; 11 % Steigung. Von der Post befahren. 1858 eröffnet.

Grüsch-Fanas. 2,4 Kilom. lang; 10 % Steigung, 1862 eröffnet.

Pragmartin-Furna. 5,4 Kilom. lang; 11 % Steigung, 1879 gebaut.

Fideriſau-Fideris. 1,5 Km. lang; 15 % Steigung, 1853 gebaut. Von der Post befahren.

Küblis-Conters. 2,4 Km. lang; 12 % Steigung, 1856 eröffnet.

Mezzaselva-Serneus. 1,2 Km. lang; 10 % Steigung, 1860 gebaut.

Klosters-Brüggen-Selfranga. 0,8 Kilometer lang.
Klosters-Brüggen-Enwja-Monbiel. 3 Kilom. lang.
Klosters-Platz-Monbiel. 3,12 Km. lang.
} In den 70er Jahren gebaut.

Aſcharina-Caſtels-Rüti. 3,6 Km. lang; 10 % Steigung, 1895 gebaut.

Dalvazza-Aſcharina für 1897 zum Bau angemeldet.

Vom Großen Rate admittiert, aber von den betreffenden Gemeinden noch nicht zum Bau angemeldet ſind die Linien

Pardisla — Valzeina,
Jenaz — Buchen und
Dalvazza — Luzein — Pany.

Die Eiſenbahn Landquart-Klosters iſt am 9. Oktober 1889, die Linie Klosters-Davos am 21. Juli 1890 eröffnet worden.

Wenn auch zum größern Teil fremdes Geld darin ſteckt, welches der Spekulation dient, ſo wäre ſie doch nicht zu Stande gekommen ohne die großartigen Subventionen der Gemeinden, welche 1½ Millionen Franken überſteigen. Es leiſten nämlich die Gemeinden

Malans	50,000	Fr.
Valzeina	12,330	„
Seewis	71,960	„
Grüſch	39,064	„
Schiers	92,520	„
Fanas	18,504	„
Jenaz	71,960	„
Furna	28,784	„
Fideris	64,764	„
Luzein	57,568	„
St. Antönien (alle 3 Gemeinden)	10,280	„
Küblis	32,896	„
Saas	46,260	„

Conters	19,532 Fr.
Davos	861,572 „
Klosters	127,000 „

Wie auch die Dinge sich gestalten mögen, so wird der einmütige Volksbeschluß vom 12. September 1886, mit welchem die bezeichneten Subventionen bewilligt worden sind, stets als ein leuchtendes Denkmal fortschrittlicher Gesinnung und froher Thatkraft der Bevölkerung dieser Gemeinden dastehen.

Wir kommen auf die Bevölkerung zu reden. Das Thal zählt in 16 politischen Gemeinden nicht ganz 10,000 Einwohner, nämlich laut der Volkszählung von 1888:

Valzeina	215	Luzein	876
Seewis	1116	Ascharina	104
Fanas	278	Castels	165
Grüsch	681	Rüthi	88
Schiers	1902	Küblis	512
Jenaz	997	Conters	176
Furna	185	Saas	675
Fideris	405	Klosters-Serneus	1529

Die Gliederung der Gemeinden ist folgende:

	Wohnhäuser	Haushaltungen	Einwohner
Valzeina 1119 m	52	52	215
Hintervalzeina	7	7	38
Vordervalzeina mit Sigg (9; 9; 32)	45	45	177
Seewis 964 m	175	205	1116
Pardisla 589 m	10	14	158
Schmitten 641 m	28	34	313
Seewis Dorf	137	157	646
Fanas 913 m	62	70	278
Grüsch 641 m	117	141	681

	Wohnhäuser	Haushaltungen	Einwohner
Cavadura	5	5	28
Ueberlanquart 743 m	9	9	37
Valzalum	9	9	37
Grüsch Dorf und Umgebung	94	118	579
Schiers 673 m	353	417	1902
Pusserein 940—1000 m	38	38	167
Fajauna 770—870 m	17	19	70
Lunden 700—800 m	28	36	157
Maria 768 m	24	24	80
Montagna 812 m	19	20	67
Schiers Dorf	128	172	862
Schuders 1254 m	22	23	110
Schrau 673 m	55	62	292
Stels 1268 bis ca. 1450	16	16	75
Tersier	6	7	22
Furna 1361 m	54	55	214
Hinterberg	10	10	39
Vorderberg	31	33	137
Boden	6	7	29
Jenaz 748 m	185	217	968
Jenaz Dorf	128	149	606
Pragmartin	21	25	103
Planfieb	25	31	181
Jenaz Umgebung	11	12	78
Fideris 903 m	93	96	405
Fideris Dorf	69	71	301
Strahlegg und Umgebung 900—953 m	24	25	104
Luzein	220	225	876
a. Buchen (Fraktion)	73	75	270
Buchen Dorf 972 m	44	45	157
Lunden 798 m	29	30	95
b. Puz (Fraktion) 1000 m	22	22	83

	Wohnhäuser	Haushaltungen	Einwohner
c. Luzein (Fraktion)	67	70	311
Luzein Dorf, 958 m, und Umgebung	41	41	194
Dalvazza 811 m	26	29	117
d. Pany (Fraktion)	58	58	212
Pany Dorf, 1246 m, und Umgebung	44	44	163
Gadenstätt	14	14	49
St. Antönien-Aſcharina (Säge 1281 m)	29	29	104
„ -Caſtels 1420 m	32	35	165
„ -Rüthi 1477 m	20	20	88
Küblis 829 m	112	130	514
Dorf und Klus	85	103	398
Telfs 1005 m	17	17	70
Praden 892 m	10	10	44
Saas 998 m	102	114	657
Mühletobel allein	8	8	47
Conters 1109 m	51	54	176
Brunnen allein 996 m	12	13	45
Klosters-Serneus	336	357	1529
Aeuwja und Au 1208 m	42	44	158
Brücke 1181 m	32	42	199
Dörfli und Ueberm Bach 1125 m	81	82	318
Platz, 1209 m, und Umgebung	66	67	297
Mezzaſelva 1036	33	33	173
Monbiel 1313 m	34	34	143
Selfranga 1238	30	37	165
Serneus 993	40	40	144

Die Angaben betreffend die Einwohner beruhen auf der eidgen. Volkszählung von 1888, mit der Ausnahme, daß der Hof Boden nicht mehr Jenaz, sondern Furna zugezählt iſt.

An verſchiedenen Orten des Kantons, z. T. nun eben auch im Prättigau, treten uns die Gemeinden nicht einheitlich,

sondern ganz oder teilweise in Form von sogen. Fraktionen entgegen. Es ist dies nur in solchen Gemeinden der Fall, welche aus mehreren ziemlich weit auseinander liegenden Dörfern oder größern Höfen bestehen. Dieser Umstand führte an manchen Orten dazu, die Gemeinderechte zu einem guten Teil an die einzelnen Ortschaften zu delegieren, bezw. die Gemeinden zu „brechen" (frangere = brechen; Fraktion = Bruchteil). Gewöhnlich geschah dies durch Zuweisung bestimmter Nutzungen (Wald, Weide, Alpen ꝛc.), welche dann die Fraktionen in der Folge nicht selten wie Eigentum behandelten, z. B. Wald verkauften u. s. w. Auf diese Weise konnte es ferner geschehen, daß sie auch zu besondern Kapitalien gelangten, Häuser (z. B. Schulhäuser) bauten, Wege resp. Straßen anlegten ꝛc. Zur Besorgung ihrer Geschäfte hatten sie — das hätte ja schon die bloße Benutzung des ihnen zu diesem Zwecke zugewiesenen Gemeindeeigentums mit sich gebracht — besondere Vorstände (Ortsvorstände) eingesetzt. Allmälig machten sie noch einen letzten Schritt dahin, daß sie eigene Siegel anschafften, Heimatscheine, auf das „Bürgerrecht" der betreffenden Fraktionen lautend, ausstellten, Bürger aufnahmen ꝛc., kurzum sich als selbständige Gemeinden aufspielten. Die eigentliche Gemeinde wäre in diesem Verwitterungsprozeß schließlich an die Luft gesetzt, bedeutungslos geworden; in einem fort wären da neue „Gemeinden" entstanden und der Kanton hätte sich gemeinderecht in zahl- und kraftlose Atome aufgelöst. Diese Gefahr erkennend, hat der Kanton im Jahre 1872 ein Gesetz über Feststellung von politischen Gemeinden erlassen, welches festsetzt, daß nur diejenigen staatlichen Korporationen als Gemeinden angesehen werden können, welche Territorialhoheit, also eigenes Gebiet mit Polizei-, Steuerhoheit ꝛc., besitzen. Dieser Forderung fielen theoretisch sofort die „4 Gemeinden" am Luzeinerberg und die „Gemeinde" Schuders zum Opfer, weil hier das genannte Erfordernis fehlte. Thatsächlich haben

die betreffenden Fraktionen energischen Widerstand geleistet, bis eben schließlich, mit Ausnahme von Schuders, dessen Fall noch pendent ist, doch das Gesetz sich erfüllte.

Der Ausdruck Fraktion wird, selbst von den Behörden, vielfach ganz falsch gebraucht und auf Höfe oder Viertel angewendet, die keine Fraktionen sind. Das Charakteristische der letztern ist, daß sie an Stelle der Gemeinde mehr oder weniger selbständig über Nutzungen derselben verfügen, wohl auch Sondereigentum und eine gewisse Nutzungs-Territorialität, jedenfalls zu ihren Zwecken besondere Verwaltungsorgane (Vorstände) haben.

Der Begriff Fraktion ist durchaus nur ein gemeinderechtlicher, nicht ein örtlicher. Wäre letzteres der Fall, dann hätte man in jeder Häusergruppe eine Fraktion vor sich. Nach der aufgestellten Definition qualifizieren sich im Prättigau nur 5 Ortschaften als Fraktionen, nämlich Luzein (mit Dalvazza), Pany, Puz und Buchen (mit Innerlunden) als Fraktionen der Gemeinde Luzein und Schuders als Fraktion der Gemeinde Schiers. Diese entsprechen nämlich der Definition in folgender Weise:

1. Die Fraktionen am Luzeinerberge besitzen Häuser, Kapitalien, Alpen und z. T. (Puz und Buchen in der Alp Casanna) Wald. Sie haben keine Territorialität, dagegen sind ihnen einzelne Gemeindenutzungen gebietsweise zugewiesen. Die auf dem Gebiete der Gemeinde gelegenen Wälder und Weiden sind Eigentum der Gemeinde, welche darüber allein verfügt. Sie allein übt auch die Hoheitsrechte aus. Wer aus einer Fraktion in eine andere zog, um sich dort niederzulassen, nahm kraft seines Gemeindebürgerrechtes sofort und ohne Weiteres an allen Nutzungen ganz so teil, wie die eingesessenen Bürger. Man hat dies fälschlicherweise Freizügigkeit genannt. Es ist aber keine Freizügigkeit, denn diese Fakultät

hat niemals vom Willen der Fraktionen abgehangen, sondern sie war von jeher ein Bestandteil des Gemeindebürgerrechtes. Infolge der im Jahre 1892 angenommenen Gemeindeverfassung nun ist die Gemeinde fast ganz zentralisirt worden, so daß die Fraktionen hier von geringer Bedeutung mehr sind. Die Zentralisation wird, davon sind wir vollauf überzeugt, der Gemeinde nur zum Wohle gereichen, und nur dieses war von Denen, die sie erwirkt haben, ins Auge gefaßt.

2. Die Fraktion Schuders besitzt Häuser, Kapitalien, behauptet, Eigentümerin von Wald, Weiden und Alp zu sein, und hat eine gewisse Territorialität.

Andere Fraktionen giebt es im Prättigau nicht. Die einzelnen übrigen Ortschaften der Gemeinde Schiers, diejenigen der Gemeinde Klosters-Serneus z. B. haben durchaus nicht die Stellung von Fraktionen, sondern nur diejenige von Unterabteilungen der Gemeinde.

Was nun wieder die wirklichen Fraktionen anbelangt, so ist ihre Stellung zur Gemeinde in neuester Zeit staatsrechtlich folgendermaßen präzisiert worden:

1. Den Fraktionen steht, unter Oberaufsicht der Gemeinde, die Verwaltung und Benutzung ihres Sondergutes, mag ihnen dasselbe s. Z. von der Gemeinde zur Nutzung zugeschieden, oder mag es von ihnen käuflich, oder auf dem Wege der Schenkung erworben worden sein, im Sinne der nachfolgenden Bestimmungen zu.

2. Da die Fraktionen einerseits integrierende Bestandteile der politischen Gemeinde und anderseits öffentliche Korporationen bilden, so kann ihr Vermögen nur nach öffentlichem Rechte verwaltet und nur nach öffentlichem Rechte darüber verfügt werden.

3. Jede Fraktion ist in Gemäßheit des kantonalen Gesetzes von 1849 über Verwendung von Korporationsvermögen verpflichtet, für den ungeschmälerten Bestand ihres Vermögens

zu sorgen und darf dasselbe seinem öffentlichen Zwecke nicht entfremden.

4. Behufs Ausübung ihres Aufsichts- und Kontrollrechtes hat die politische Gemeinde dafür zu sorgen, daß in den Fraktionen ein vollständiges Verzeichnis des Fraktionsvermögens, sowie allfälliger Korporationsschulden in doppelter, von dem Präsidenten der politischen Gemeinde und der Fraktionen unterzeichneten Ausfertigung aufgenommen und ihr Doppel als Anhang ihrem Vermögensstatus beigefügt werde.

5. a) Jeder Gemeindebürger, der in einer Fraktion sich niederläßt, ist gleich den Fraktionsangehörigen in Bezug auf den Mitgenuß an dem in der Fraktionsverwaltung befindlichen, öffentlichen Vermögen zu behandeln. b) Jeder schweizerische Niedergelassene nimmt ebenfalls in der Fraktion, wo er sich niederläßt, nach Maßgabe der Art. 12 und 13 des kantonalen Niederlassungsgesetzes am Mitgenuß des öffentlichen Gutes Teil.

6. Das Recht, die laut Niederlassungsgesetz und Verfassung für den Genuß der Gemeindeutilitäten zu erhebenden Taxen zu bestimmen, steht auch mit Rücksicht auf das Fraktionsvermögen der Gesamtgemeinde zu.

Der Betrag dieser Taxen fällt in die Kasse der politischen Gemeinde, wogegen dieselbe nachgewiesene Bedürfnisse der Fraktionen zu befriedigen hat.

Wo eine Gemeinde weiter zentralisieren will, darf sie es natürlich thun und wird dies vom Staate nur begrüßt. —

Im Ganzen bilden die Einwohner bei einfacher Nahrungsweise einen kräftigen Menschenschlag, der bei schwerer Arbeit auszudauern vermag. Dennoch sind die Exemplare von außerordentlicher Körperkraft ziemlich in Abnahme begriffen. Die Einen schreiben dies der Benutzung weniger nahrhafter Lebensmittel, namentlich dem starken Verbrauch von Kaffee, zu. Wir glauben, nicht ganz mit Recht, und bezweifeln im Weitern, ob der Menschenschlag früher durchschnittlich kräftiger gewesen

sei, als jetzt. Wir haben zwei uns vorausgegangene Generationen gesehen, von denen jedenfalls die ältere so ziemlich voll und ganz die alte, oft als Muster gepriesene Lebensweise genossen hatte; daß aber jene Leute robuster und stärker gewesen wären, als die Genossen unserer Generation, haben wir nicht gesehen oder sonstwie erfahren. Eins ist schon sicher: Die Lebensweise war früher eine derbere. Aber etwas Anderes ist ebenso richtig: Die Leute leben jetzt durchwegs besser als früher, weil sie mehr Verdienst und eine etwas veränderte Auffassung von menschenwürdiger Lebensweise haben. Wie die Reichen früher lebten, wissen wir nicht, weil wir nicht das Glück hatten, in „besserer Wiege" zu liegen; wie aber die ärmere und die Bevölkerung des Mittelstandes damals lebte und heute lebt, wissen wir ganz genau, und darauf stützt sich unsere vorhin ausgesprochene Behauptung.

Hat der Mensch ordentlich zu essen, so ist er auch ziemlich friedfertig gestimmt, lebenslustig und für das Ideale empfänglich. Im Ganzen treffen wir ein friedliches und gutes Familienleben, und zwar kann auch hier eine Besserung gegenüber frühern Zeiten konstatirt werden. Es herrschte ehedem in vielen Familien ein roher Ton, in erster Linie zwischen den Ehegatten und sodann folgerichtig auch zwischen Eltern und Kindern. Wir hatten diesen Ton, namentlich auch von „bessern Familien" her, noch so gut in Erinnerung, daß uns als Knabe das folgende kleine Vorkommnis als ein sehr harmloser Spaß erschien: Der Sohn des Hauses schickte sich eines Abends zu einem Ausgang an, besuchte aber vorher noch eine Oberkammer. Die Mutter ahnte, daß dieser Besuch dem Geldkacheli gelten könnte, und rief ihm nach: „Wa geist jez hin?" „Das geid Di en Dr... an, mim — Muetter!" lautete die prompte Antwort.

Ehescheidungen kommen selten vor, was seinen Grund darin hat, daß selten Ehen in leichtsinniger Weise geschlossen

werden. An einzelnen Orten ist es in letzter Zeit vielmehr vorgekommen, daß die jungen Leute fast zu besonnen vorgingen, darob alt wurden und des Lebens Mai verpaßten. — Zahlreiche Familien kommen wie überall vor, sind aber nicht überwiegend; vier Kinder gilt im allgemeinen als Maximum.

Der Hang zum Hergebrachten ist stark ausgeprägt, indes durch den erleichterten Verkehr mit Fremden und durch teilweise veränderte Erwerbsart abgeschwächt worden. Ein hervorstechender Zug derjenigen Bevölkerung, welche einigermaßen sorgenfrei lebt, ist deren Frohmut und frischer Mutterwitz. In letzterm Punkte übertreffen die Prättigauer unbedingt die Appenzeller, weil ihr Witz feiner und kaustischer ist.

Innerhalb der gewohnten Verhältnisse bewegt sich der Prättigauer mit Sicherheit und vieler Klugheit. Mehr als früher bemühen sich die Eltern auch, ihren Kindern höhere Schulbildung zu teil werden zu lassen. Viele Söhne besuchen die Kantonsschule, die Anstalt in Schiers und die Realschulen in Küblis und Klosters (letztere gleicht dem Cirenizer-See, indem sie von Zeit zu Zeit verschwindet und dann wieder erscheint). Nicht selten kommt jetzt auch der früher nie eingetretene Fall vor, daß Töchter aus vermöglicheren Familien in der Schweiz und in Deutschland bestehende Haushaltungsschulen besuchen. Dagegen ist zum Glück der Besuch französischer Institute noch nicht eingerissen und wird hoffentlich auch niemals einreißen. Ein fester Schutzwall gegen solche Versuchungen liegt übrigens in dem Vermögensstand der Bevölkerung.

Wir geben im Nachstehenden ein Verzeichnis der bestehenden Volksschulen:

Valzeina	1 Gesamtschule . . .	Schüler 1895/96	= 36
Fanas	2 Schulen	„ „	= 46
Seewis-Dorf	3 Schulen . . .	„ „	= 107
Seewis-Schmitten	1 Gesamtschule (1894 eröffnet)	„ „	= 41

Grüsch 3 Schulen	Schüler 1895/96	=	113
Schiers-Dorf 3 Schulen . . .	„ „	=	89
„ -Fajauna 1 Gesamtschule .	„ „	=	16
„ -Linden 1 „	„ „	=	21
„ -Maria 1 „	„ „	=	28
„ -Pusserein 1 „	„ „	=	23
„ -Stäls 1 „	„ „	=	19
„ -Schuders 1 „	„ „	=	14
Furna 1 Gesamtschule	„ „	=	23
Jenaz-Dorf 3 Schulen	„ „	=	87
Jenaz-Pragmartin 1 Gesamtschule	„ „	=	43
Fideris 2 Schulen	„ „	=	58
Luzein-Dorf 1 Gesamtschule .	„ „	=	37
„ -Pany 1 „ .	„ „	=	40
„ -Putz 1 „ .	„ „	=	21
„ -Buchen 1 „ .	„ „	=	49
St. Antönien 2 Schulen . . .	„ „	=	53
Küblis . . 2 „ . . .	„ „	=	60
Saas . . . 2 „ . . .	„ „	=	56
Conters 1 Gesamtschule . . .	„ „	=	22
Klosters-Bündelti 1 Schule mit Unter- und Mittelklassen .	„ „	=	28
Klosters-Dörfli 1 Schule mit Unter- und Mittelklassen	„ „	=	29
Klosters-Kohlplatz 1 Schule mit Unter- und Mittelklassen . .	„ „	=	41
Klosters-Platz 2 Schulen . . .	„ „	=	71
„ -Serneus 2 Schulen . .	„ „	=	30
„ -Monbiel 1 Schule mit Unter- und Mittelklassen .	„ „	=	21
Realschule für Mittelprättigau in Küblis (gegründet 1867) .	„ „	=	16

Im Ganzen haben wir nicht verminderten Wohlstand vor uns, dagegen verteilen sich allmälig die großen Vermögen Einzelner und werden sich nicht mehr in der Weise häufen, wie früher. Die Macht der fortschreitenden Zeit wirkt hier nivellierend. Ein Wechsel, wenn auch nicht eine richtige Ausebnung, hat übrigens immer stattgefunden. (Vergl. untenstehendes Gedicht „D's Rad der Ziit".)

Neben der Viehzucht, die das ungeteilte Interesse Aller in Anspruch nimmt, sind nur die unentbehrlichsten Handwerke beliebt und im Betrieb. Viele Arbeitskräfte giebt die Landwirtschaft — und sie kann es ohne Schaden thun — an die Fremdenindustrie ab.

Mit großem Aufwand von Zeit und Kraft ist die alljährliche Heuernte verknüpft. Teils die große Verbreitung der heubaren Bezirke, teils die allgemeine Gewohnheit, das Heu in Lederstricke fest eingebunden am Kopfe auf den Stall zu tragen, bewirken, daß von Ende Junis bis Mitte Septembers fast ohne Unterbrechung an der Einsammlung dieses bedeutendsten aller Vorräte gearbeitet werden muß. Zu frohen Tagen gestaltet sich an einzelnen Orten der Heuet in den Bergmädern, z. B. in den Fideriser und Jenazer Heubergen, in den „Praden" (Luzeinerberg) in St. Antönien und in den Kübliser und Saaser Heubergen. Es sind da prächtige Bergwiesen mit herrlicher Aussicht, und da auch die Arbeit eine verhältnismäßig leichte ist, so zählen namentlich die jüngern Leute den Aufenthalt daselbst zu den glücklichern Sommertagen. Da schallt denn auch noch häufig an kühlem Feierabend froher Sang zu Thal.

Im Spätherbst und im Winter wird sodann das Bergheu auf die Heimgüter heruntergeführt, und auch diese Arbeit muß meistens ohne Zugtiere bewerkstelligt werden. Die nicht immer frühzeitig eintretende Schneedecke ladet sodann zur Herbeischaffung von Brenn- und Bauholz ein.

Das Heu- und Holzzuführen ist eine recht mühselige Arbeit, zumal dann, wenn eine Kälte herrscht, daß einem fast die Finger abfrieren. In Luzein läutete bisher die große Glocke Morgens um 3 Uhr den Tag an („z'Tag lüten"). Das war für die Bauern das Zeichen zum Aufstehen. Zuerst mußte das Vieh gefüttert werden und dann ging's noch vor Tagesgrauen hinauf in die Heuberge oder hinaus in die fernen Waldungen, aus denen das Bauholz bezogen werden muß. Guter Schlittweg und ein gutes Roß erleichtern die Reise wesentlich. Mit dem letztern kann man aber auch ungeahntes Pech haben. Hatte da Einer einmal ein frisch zugekauftes Roß, das sich bei der ersten Holzfuhr, zu welcher es gebraucht werden wollte, als „zugstättig" erwies. Diese Untugend besteht bekanntlich darin, daß die Tiere, wenn sie die Last anziehen sollen, weder mit Worten noch mit Schlägen von der Stelle zu bringen sind. Gewöhnlich rührt das davon her, daß ihnen früher einmal ein so schweres Fuder aufgeladen wurde, daß sie dasselbe nicht wegzubringen vermochten. „Es ist ein verderbtes Tier", heißt es dann. Im eben erwähnten Fall befand sich nun der Fuhrmann stundenweit im Walde draußen. Freundliche Ermahnungen und eindringliche Vorstellungen halfen nichts, einige wohlgemeinte Prügel ebensowenig. Da band der Fuhrmann das Leitseil auf, nahm den Zapin auf die Achsel, wünschte dem Rößlein freundlich guten Abend und ging nach Hause. Während er des Nachts ruhig im warmen Bette schlief, hatte das Rößlein draußen im kalten Waldesgrund sich mit schweren Entschließungen zu beschäftigen. Schließlich scheint die Kälte seinen starren Sinn gebrochen zu haben, denn am Morgen, zur Zeit, als die Leute zur Kirche gingen, erschien es allein mit seinem Fuder im Dorfe, lebte nachher noch längere Zeit glücklich und führte sich von da an zeitlebens gut auf.

Es können vielleicht hier einige Bemerkungen über die Alpwirtschaft eingeschaltet werden. Das Thal hat im Ganzen

gegen 40 Kuhalpen, in denen ungefähr ebenso viele hundert Kühe gesömmert werden können, ferner eine große Menge Galtvieh- und Schafalpen. In neuester Zeit, d. h. seitdem Bund und Kanton hiefür Beiträge leisten, hat man angefangen, durch Neubau von Hütten und Schermen, Weg- und Brunnenanlagen, Ausreuten von Alpenrosenstauden u. s. w. die Alpen zu verbessern. Es ist dies sehr notwendig und haben Gemeinden und Korporationen da noch ein weites Feld fruchtbringender Thätigkeit vor sich. Fast alle Alpen sind Gemeindealpen, wie denn überhaupt die Allmende im Prättigau noch eine große Rolle spielt und es auch in alle Zukunft thun wird. Die wenigsten Alpen sind Privat- oder Genossenschaftsalpen (Valzeina, St. Antönien). Die Kuhalpen sind folgende: Fläscher Alp (Untersäß: Sarina, Obersäß: Radaufis), Egg und Stürvis mit den Obersäßen Bad und Jes (der Gemeinde Maienfeld gehörend), Fasons und Vals (Seewis), Fadur und Ludera (Fanas), Vorder Tamunt (Schuders), Hinter Tamunt (Grüsch), Drusa, Mutten und Carschina (Schiers), Valpun (Luzein und Pany), Spitzi (Sprecher, Luzein), Meierhofer Alp (Genossenschaft), Partnun (Genossenschaft), Gafia (Genossenschaft), Aschariner Alp, Saser Alp, Schlappin (Küblis), Pardenn, Gurfjun, Novai, Spärn und Sardaska (Klosters-Serneus), Casanna (Buchen und Putz), Duranna (Fideris), Kaltschlag (Conters), Tarnuz (Malans, jetzt als Galtviehalp benutzt), Ofen und Larein (Jenaz), Vanin (St. Peter, Pagig und Molinis), Hinter- und Vorderlärch (Igis), Bawig und Sattel (Zizers), Furner Alp, Laubenzug (Obersäß: Kaltschlag) und Falsch (Trimmis), Zanutsch (Says). Die Valzeiner Bauern haben in der Nähe der Güter ihre Frühlings- und Sommerweiden.

Früher beschäftigte sich das Volk in dichterischem Sinne viel mit den Alpen. Fast alle derselben sind durch die Sage reich belebt worden, und zwar mit allen Gestalten, welche die

Sage überhaupt kennt: Gewöhnliches, ordinäres „Unghür" gab es in Hülle und Fülle, „Wildmännli" ebenfalls, daneben Heren, gute und böse Fee'n (Saaser Alp, Fideriser Heuberg), Riesen (Spitzealp in St. Antönien) u. s. w.; auch das Todtenvolk verirrte sich gelegentlich in eine Alp (Nowai). Selbst der Teufel verschmähte es nicht, von Zeit zu Zeit in höchst eigener Person den Alpen einen Besuch abzustatten; bekanntlich hält er jeweilen in der Walpurgisnacht mit den Heren unseres Heimatthales auf dem Pardenner Boden einen namhaften Ball ab. Weniger bekannt ist dagegen, wie ihn Eulenspiegel einst mit ein paar schweren Steinen dran kriegte. Lagen nämlich da oben auf Jäglishorn zwei Steine, einer so groß wie ein wackerer Hausofen aus dem alten Kalender, der andere bedeutend kleiner. „Was meinst, Luzi (nach hiesigem Glauben heißt der Teufel Luzi Fehr), magst Du diese Steine in einem Gang auf das Kreuz hinüber tragen?" fragte „Uerispiegel". „Na und ob!" brauste der Teufel auf. Die Beiden gingen daraufhin eine Wette ein, worauf Luzi den größern Stein auf die Hörner, den kleinern unter den rechten Arm nahm und wie der Teufel damit davon reiste. Allein er hatte sich doch etwas verrechnet, denn auf der andern Seite berganfwärts ging's schwer und eine Viertelstunde ob Pany droben mußte er »noblenz coblenz« ausruhen, und die Wette war verloren. Besagte Steine aber heißen auf den heutigen Tag noch „Rueb"- oder Teufelsteine, und die Eindrücke der Hörner und der Finger sind noch sehr deutlich. — Es wird die Leser interessieren, zu vernehmen, daß das Prättigau auch der erste Aufenthaltsort Luzis auf Erden war. Hinter der Klosterser Alp Gurfjun weist eine große Felsplatte große Vertiefungen auf, welche genau so aussehen, wie der Abdruck des Hinterteils und der Schenkel eines riesenhaften Menschen. Dies rührt nach der Sage davon her, daß der Teufel, nachdem er im Himmel immer Unfug getrieben hatte und dann endlich von Gott Vater ausgeschmissen worden war,

an dieser Stelle etwas unsanft auf die erwähnte Felsplatte auffiel.

Was die Sagen anbelangt, nach denen ungetreue Sennen und Hirten „geisten" müssen, so liegt darin sehr viel, wenn auch naives Gerechtigkeitsgefühl. — Zuweilen hat das Volk an den Alpen auch seine Reimkünste versucht; so heißt es z. B.:

„Tarnuz, Ofen und Larein
Sollen die besten Alpen sein."

ferner:

„Tarnuz und Duranna,
Kaltschlag und Casanna
Gehören zusammen;
Schlapin und Albein,
Die schlafen allein."

Folgender Spruch aber soll die Qualität der Klosterser Alpen andeuten:

„Vardenn ist än Boden,
Gurfjun ist ä Chogen,
Nowai ä Lizi,
Spärn ä Rühi,
Sardaschaga=n=äs Land,
Silvretta=n=än Galtjistand."

Die Mundart ist eine Mischung des mittelhochdeutschen Ausdrucks mit zahlreichen romanischen Benennungen der Gegenstände und eigentümlicher Vermeidung des Nasenlautes vor Kehllauten. Bis Ende des fünfzehnten Jahrhunderts herrschte das Romanische vor. Im Nachstehenden geben wir einige Dialektproben; andere werden wir in die einzelnen Landschaftsbilder einflechten.

1. D'r Tüfel und Ulrispiegel.

Van denen heid'er deichi ättä meh g'hört. Die sind früejer albig bijenandern g'stächet und ist'nen fri viel z'Sinnd chon. Ä so die Alten heind de va Sachen erzellt van Denen. Äs

helles Milzi mueß där Üriſpiegel gſi ſin, und der Tüfel weis ma ſus, was'r iſt. Die Bed heindſchi den au vielhaft bin ünſch ummer uſg'halten, där Ein hed deichi hin und wieder ättäs Bäruefsg'ſchäft g'han und där Ander iſt ſus mümmä gloffen. Jez äſie heindſch denn, ſäb chammaſchi fürſtellen, au die lengen Heers-Zita nüd z'thuen-g'han und de ſindſch ätten under-än-Püſchen glägen und heind änandern ättes usgfizlet und usgſchänzlet, old ättäs g'wettet mitänandern. Ämmal äs leiden Tagſch ſindſch au dobna gſin ira Vorwinterig und heind ing'füret ghan, und dua heindſch g'wettet, wela daß lenger nakendſch-muetterſch bloßa uf'm heißen-Ofen z'ſitzen erlidem-mögi. D'r Tüfel hed natürli g'meint, är müeß g'winnen, wil-är van Hus us heiß erliden hed mögen, aber Üriſpiegel hed gädeicht: Du warteſt jez noch mi Luzi. Schi heind den äben d'Huderä abgäzogen und ſchi uf den-Ofen g'ſetzt; d'r Tüfel än Bächerpfifa mid Hanauer im Mul hed äs-viel-as mächtig g'ſchmeukt, und der Ander hed denn gäpfiflet: „Kein Feuer, keine Kohle" ꝛc. Jez äſo allsgmach hätt' er den doch lieber gäbrüllet as gäpfiflet, aber er hed nid deſtenglichen gäthan und hed den zäm Tüfel gſeid, är hei da z'chalt, är müeßi no gan-an-biz iſüren. Säb iſt jez noch äs Nodwärch, hed där-Ander gädeicht, aber är hed nüd törffä ſägen. Üriſpiegel iſt denn us in d'Chuchi und hed noch äs Püſcheli und zwei Müſchelä ingſchoppet, daß's gäbraſchlet hed, as obma bachi. Derna iſt-är den äben wiederm in d'Stuba und uf den-Ofen gän hocken. Äs iſt den aber nid grad lang gangen, — än Hiz iſt gſin, daß ma Vögel braten hätti chönnen — ſa ſeidr, är hei noch albig z'chalt, är müeßi deicher noch än par Scheiten-in thuen, und iſt richtig wiederm där Chuchi zuag'reiſet und hed dri derä gueten-Püſchel in den Ofen gäthan. Jez meint'r denn doch, äs ſötti äs Bizji erwarmen, hed'r gſeid, wie'r wiederm in d'Stuba chon iſt und hedſchi wiederm uf den-Ofen gſetzt. Där Ander aber thued ä Flaug in die Dieli us und

än Brüll: „Das söll där Tüfel ushalten!“ Ja nu, wenn's Du nümmen=erliden=magst, sä bruchi deichi au nümma ajobna z'bliben, seid Ürispiegel und ist apper und i schins G'hüder ing'schloffen. D'r Tüfel aber hedschi so erschröckeli verbrennt g'han, daß'r wuchawisch nümma uf'em Rügg liggen hed chönnen und daß schim=Muetter g'meint hed, schi kommi di Brandwunda nümma z'gnerren. Schi hed alli Mittel probiert, wa da uf der vierta Sita van der Zitig an'gän sind gsin, aber Alls umasus, bis'sch dua mit Brandt's Schwizerpölla därhinder ist; wie'r den ersta Löffel voll van denen gnun hed g'han, ist di Geschicht gsin as wie äwäggäblasen, und dua hed di Alt gseid: „Säb will=i jez=denn do därfür sorgen, daß i derä=Pölla albig in d'r Hütta han; wäm ättänaswas ist, sä hedmes bin der Hand.“

2. D's Testamänt.

Ämmal ist amen=Ort im Brättigen ä richä und derzue grusig gitigä Pur g'sin. Där hedschi uf all Artä bäricheret, uf ehrlichi und unehrlichi Wisch, grad wie's chon ist. Under Anderm hed'r au vama Verwandta as Testamänt erschlichen, i meinen nid ä Stuck van d'r Bibli, sondern äs Ufg'mächt van än Tschuppen tusig Guldi. Entli ist'r chrank worden und am stärben gsin. Dua hed schin Töchter, die g'wüßt hed, ungfahr wie d'r Ätti d's Vermögen z'sämmen — g'wärchet hed g'han, zuema g'seid, är sötti d'r Chilchä und d'n Armen äswieviel aufmachen, mid däm thuejer än=Gottslohn. Wie'r vom „Ufmachen“ äswas g'hört, heds'nen äso g'hennahutet, är hed aber z'erst nüd derva wüssew'=wellen. Entli ischnen doch g'kon z'überreden, daßerschi wenigstens nümma g'wideret hed. Schi geid zum Landammen nnd där chund, im Nammen gän d's Testamänt ussetzen. Dua heindsch aber d'Rächnig ohne die Alt g'machet g'han, das ist denn au än hellischi Chlimsa g'sin. Äwägg jeggen hedsch dä=Landammen zwar nid grad

törffen, aber notten grusig g'mulet und g'futteret. Nu, schi heindschi denn an den Tisch gesezt — d'r Alt ist uf d'r Chammära g'sin —, d'r Landamman hed angfangen schriben undnen denn ieverzue an iederä Satz fürgläsen. Also:

„Ich, der Unterzeichnete vermache bei klarem Verstand und gesunden Sinnen" . .

Die Alt: „Än Dr . . . bi chlarem Verstand, är ist albig än Esel g'sin und jez im Alter nid gschiber worden. Und wär die rächten Gädanken hed, thued nüd usmachen!"

Die Töchter: „Weist, Muetter, d'r Vetter hed ünsch au usgmachet!"

Dte Alt: „Ünsch hed Niemet usgmachet, mier heind's sälber ....., nu also, was wellder witer schriben!"

D'r Landammann: „Erstens dem Kirchenfond . . . . . fl 2000 (schreibe zweitausend Gulden B. W.) . . .

Die Alt: „Warum nid gar! da ist en Nollen z'viel, schribet nun zweihundert, es ist denn noch entig genueg."

Die Töchter: „Thuen jez nid äso, wasmen an d'Chilcha thued, ist grad, as obmes d'm liebä Gott sälber gebi."

D' Muetter: „Ja, Jehr schribet da uf, was'r welld und soviel as'r welld, das unterzeichnet d'r Ätti nie."

D'r Landammen: „zweitens dem Armenfond ... fl. 3000 (schreibe dreitausend Gulden B. W.)" . .

Die Alt: „Das geid über d's Bohnalied, keis Wort schribeder meh, säb willni gseid han; ja woll haß!"

Die Töchter: „Bitti nid äso Muetter, lue, für die Armen chamma nie gnueg thuen, und wär weiß, villicht gämernen da nun ättäs z'rugg, wasnen weläwäg g'hörti."

Die Alt: „Jez is's üns, das ist nüd Widergäbliisch, keis Wort meh!"

Die Töchter: „D'r Landammann würd's niena sägen, aber lue Muetter, grad d'Wahrhet z'sägen, i fürchten, d'r Tüfel chöntenen sus nän, wemmer nid wacker usmachend."

Die Alt (ufspringend): „In Gott's Nammen, aber füf-tusig Guldi gämer nid, söviel ist'er nie wärda g'sin, und sövel tarf au d'r Tüfel nid heuschen! Also, Jehr heid g'hört, Land-ammen, was i g'seid han, i hani nid g'heißen chon."

D'r Landammen: „Und bruchedmi au nid heißen z'gan, mier is's glich, in wells Protikol d'r Alt chund, und Jehr müeßt am beftä wüssen, wie viel'r wärdä ist."

Mid denä Worten nümmt'r d'n Huet und geid fort. Was'sch dua nahär gäthan heind, weiß i nid.

* * *

Wenn den Lesern diese Testamentshistorie vielleicht als ein starkes Stück erscheint, so müssen wir bemerken, daß das Essentielle derselben zuerst von Andern und zwar als Wahr-heit erzählt worden ist.

3. Än Tag uf der Alp
oder
D's Rad der Zit.

Dört uf-em Säß ist Alls so still,
Mit Chäsen sindsch halt fertig jetz,
Und-d' Chnächtä heindschi für ä Wil
Für d' Hütten-us an-d-Sunna gsetzt.

Und d' Augstasunna schint no warm
Uf d's Hüttatach; äs gnäpset fest
Der alt Senn Fridli uf schim Arm
Und Zuesenn Chlas dört uf den-Est.

Jez pistet Fridli, richt'schi uf:
Bi Gost, i merkä-währli schon,
S'ist halbi Driji, seid er druf,
Ghörst-d-Schällä? Ja, s'ist Zit zär Non!

Säb we der Tüücker au, seid Chlas,
Bin hoseli entschlafen-gsin.
Sä sägmer de, was ist au das,
Ghörst nid dä Chlopfer? D's Schwälmeli!

Bi=miner Seel, ſchi chommend=ſchon:
Die Griffä=n=ab der Gadaſtett,
Und z'Junker Peterſch Schümmel no,
Die einzig Chue, wa'r jetz noch hed.

Und Fridli ſeid: As chan=nid ſin,
Ei wie's ſchi den=au ändern thued!
Uf jeder Brügi acht bis nün,
Säb weiß i, deich, au nu ſo guet!

Säb hed=r g'han, der Junker, ja
Ä=ſi=e no meh, und prächtig Chüe!
Jez hed=er noch=äs Chüeli da:
S'iſt niena nüd med wie ä=ſi=e!

S'hed Mengä nümma Schwanz va Chüe
Sit=dua, und Menga hed es Vehli hüt,
Ärwerchat, ja, mit großer Müe,
Wie's in der Wäld ſchi ättä gid.

Und d'Schällä chenni alla=no
Wie's dua gſin iſt; min Herr und Troſt,
S'iſt gar Alls underandärä=cho
Wie am'ä Langſi d'Chriesibluest!

Dua hani d' Habä=n=alla g'kennt
Dä Schällä=n=an, und deich i dran
Wie d' Lüt und's Gued ſind jetz gätrennt,
Sä füengi gärn zräggen=an.

Säb ſeit'i au, ſeid Chlas, warum?
As wär hed albig d's Vaterland
Mi miner Trü, ſii nid ſä=dumm
Und bruch au Di Verſtand!

As ſöll und mueß ſo albig ſin,
Där Einä hed's, der Andrä g'nüßt's,
So rottlet's hübſchli här und hin,
A=Lappi iſt Där, wa's verdrüßt!

I glaub', daß da ä Sozialiſt
Am End nid viel erchünſtlä=chan
Mä mueß d' Wäld nän=ämmahl wie'ſch iſt,
Än=llsglich iſt ja albig da!

Wahr iſ's, ſeid Fridli, aber z'lang,
Säb, deich=i, frili meinend=ſchi,
Z'lang gang=äs, äben z'lang,
Bis au die Tuur an ihnä=ſy.

Äs geid'mer mengsmal au ä ſo,
I meinen de=n=es chönn nid ſin,
Daß i nie nüd ſöll überchon
Und nun=ä=ſo der Usſchupf ſin.

Doch bin i ſchließli nid ſo dumm
Und deichen: Z'ändern bruchi's da nüd,
Lueg d's Zitrad geid ja um und um
Und mit der Zit au d's Gued und=d'Lüt. —

Jez flugs thuen Schärmäthörli uf
Und mach, daß bald abgmolchen=iſt,
Die Griffä z'erſt, ſchi hed zum Bruch,
D'Milch früeh z'längan, Du weiſt, wie's iſt.

In kirchlicher Beziehung iſt das ganze Thal der proteſtantiſchen Konfeſſion zugethan, deren Entſtehung und Behauptung tief mit ſeiner allgemeinen Geſchichte verflochten iſt und weſentlich mit den ſchweren Leiden zuſammenhängt, welchen das Thal im dreißigjährigen Kriege ausgeſetzt war. Der religiöſe Glaube iſt tief in die Herzen eingewurzelt, dabei aber von jener geſunden Friſche, welche ſich von aller Mukerei und Eiferei ferne hält. Dem entſpricht jeweilen an den einzelnen Orten auch das kirchliche Leben. Wo ein Geiſtlicher, mag er etwas ſtrenggläubiger oder freiſinniger ſein, es verſteht, den praktiſchen und im ganzen allezeit frohmütigen Sinn der Leute zu erfaſſen, da kommen ſie gerne ins Gotteshaus, um ſeinen Worten zu lauſchen; wo aber nur dürre, abſtrakte Dogmatik vorgetragen wird, da bleiben ſie ferne. — Sonntagsarbeit iſt eine ſeltene Ausnahme und ſozuſagen niemals wagt es jemand z. B. Heu einzubringen an einem Sonntag, auch dann nicht, wenn er die Gewißheit hat, daß es am Montag

verregnet wird. — Die Taufzeugenschaft wird sehr respektiert; ein Sprüchwort heißt: ob hälfen taufen thüe man nid verarmen. — Die Begräbnisfeierlichkeiten finden unter allgemeiner Beteiligung und nach einem bestimmten Zeremoniell, das aber nicht an allen Orten gleich ist, statt (Totenwache, Anordnung des Trauerzuges nach Verwandtschaftsgrad, Lebensstellung und Wohnort der Teilnehmer u. s. w.).

Daneben findet man noch Reste alten Aberglaubens vor. Alt? Noch vor dreißig Jahren lagerte ein dichter Nebel von Aberglauben auf dem Thale. Ich habe mehrere Personen gekannt, von denen sofort nach ihrem Tode frischweg behauptet wurde, sie „geisten", man habe sie in ihrem Hause, auf dieser und jener Alp (z. B. Carschina und Vereina) oder auf einem Feldgut gesehen, nicht nur zur Nachtzeit, sondern bisweilen selbst am hellen lichten Tage. Einer dieser Fälle hat mir unzählig viele Nächte meiner frühern Jugend verbittert. — Bestimmte Personen wurden ferner als Hexen bezeichnet, wobei man die Erfahrung machen konnte, daß eben gerade diese Weiber selbst sehr abergläubisch waren. Die gleiche Wahrnehmung ergibt sich auch aus den Akten der vor dem Hochgericht Castels im Jahre 1655 durchgeführten Hexenprozesse. (Vergleiche Bündner Volksblatt von 1886, Nr. 9—15, 22 und 23 und 76—78). Nicht ganz im Klaren bin ich darüber, wie sehr ein Schwiegersohn einer solchen Hexe von deren dämonischen Künsten überzeugt war. Er erzählte mir einmal ungefähr Folgendes:

Zwei Chüe in eir Chötti.

I han da ämmal im Eschäfäld üns Vehli g'han. Jetz äs Morgetsch wa i vam Hengert hein, d. h. in den Gaden chon bin, sä sind in der oberstä Chripfa, am Gärauni zue zwei Chüe in eir Chötti g'sin. I han das sälber früejer nie erläbt g'han, aber g'wüßt daß's fürchund. G'wöhnli sind's natürli zwei Stuck Veh us'm beträffendä Gaden; wa wettensch

sus här chon! Da ist das aber nid der Fall g'sin, die ein van denen zwei Chüe ist än=ganz fröndi g'sin und hed derä wiltä=Chatzenaugen g'han. In deren=ist d'r Tüfel, deichi z'erst, luegeschä fräch an und merken entli ganz dütli, daß's d'Schwieger ist. I han aber nid gäthan wie merken, hammi nid stellewwellen, as obischä chenni, i han gädeicht, schi erfahris jez ieverzue schon. Druf nümmi dä=Chöttihammer, gan in d'Underschlacht in und stecken der falschä=Chue äm=par in d'Usgrueba, sä viel=as=i mid beden Armen schlan han mögen, und zär sälbä Zit hani denn=noch äm=Bitz Chraft ghan. Die hed angfangen Briesch ablan, daß d'S ander Veh ufgsprungen ist und d'r Gaden gäzitteret hed as obs ärdbüdmi. Us denen Briesch us hed denn äso wie ä Stimm gätönt: Bitti hör jez uf, Du chennstmi ja! Äben drum, deichi, g'seid hani aber: „Säb wömmer luegen, wär mier da meh fröndS Veh in den Gaden tribt", und steckerä wiedrm etlis, das Mal dua uf d'Stirnä. Entli lani den Hammer fallen, fellen d'Chötti — es ist dua ganz licht g'gangen — machen „busch, busch!" und sägen: „I will di schon z'Seili triben mis Chüeli!" Jez weiß d'r Tüfel, wie's gangen ist: Van der Chue hani uf einmal nüd meh g'sehn, äswas fahrt aber midemä Schrei dür Rüschlä uf und mi rächti Chue ist an d'r Chötti g'lägen, as ob nüd für'gfallewwee. Wie i denn am anderä Tag g'hört han, daß d'Schwieger teuff im Näst liggi und daß=schera chalt Umschleeg um da Chopf machend, hani gädeicht: „Die chummer de schwerli meh, gän dem Vehli thuen."

Vielleicht am längsten erhielt sich im allgemeinen der Glaube an das „Totenvolk". Derselbe beruht bekanntlich darauf, daß in einer dem Tode eines Menschen vorausgehenden Nacht ein geisterhafter, unheimlicher Zug sich formiert und vom Hause des Betreffenden zum Friedhof zieht, um nach seiner Weise die Beerdigung anticipando vorzunehmen. Immer muß aber ein bestimmter lebendiger Mensch dabei sein. Im Mittel=

prättigau galt ein vor wenigen Jahren verstorbener Mann als derjenige, welcher jeweilen als Assistent zu funktionieren habe. Wie es scheint, hat der Betreffende diese Annahme unterstützt, aus welchem Grunde, weiß ich nicht, ebensowenig, wie weit sein Amtskreis reichte. Am meisten Aufsehen erregte ein vor etwas mehr als 30 Jahren vorgekommener Unglücksfall, wobei ein Waldarbeiter tot blieb. Allenthalben und zu allen Kindern wurde damals gesagt, der betreffende Totenvolkassistent, habe, zum Voraus wissend, was da kommen werde, unter unruhigem Hin- und Hergehen schweißtriefend — obschon es im kalten Winter war — an einer bestimmten Stelle gewartet, bis man den Toten brachte. Dies befestigte den noch für mehrere Jahre andauernden Glauben an das Totenvolk. — Ich war, wie ich glaube, schon Kantonsschüler, in meiner Meinung bereits ein ziemlich aufgeklärter Jüngling, hatte die Geisterei im allgemeinen über Bord geworfen, mit einem kleinen Vorbehalt hinsichtlich des Totenvolkes, das mir aber im Grunde doch auch gleichgültig war. In einer schönen Mondnacht nun hatte ich den Weg von Luzein nach Pany zu machen, wobei ich auf einmal zwei langen Reihen schwarzer Gestalten begegnete, die auf mich zukamen, letzteres schien mir wenigstens so. Wenn das Totenvolk überhaupt existiert, so kommt es da, dachte ich, versprach im Stillen, niemals in Zeitungen einen Mitmenschen zu verleumden oder andere Schlechtigkeiten zu verüben, und steuerte dann tüchtig seitwärts, obschon ich den Lehrsatz kannte, daß man in solchen Fällen nicht fliehen solle. Der Tapfere weicht mutig zurück, nachlaufen thun sie dir vielleicht doch nicht, sagte ich mir weiter. Das thaten sie auch nicht, dagegen blieben sie stehen, — ich ebenfalls, überlegend: Jetzt werden sie entweder ausruhen oder beraten, was mit mir anzufangen sei. Endlich, als sie sich immer nicht von der Stelle rühren wollten, wurde mir das Warten zu langweilig, ich trat in gedeckter Stellung — ich hatte die Kerle nämlich

umgangen — etwas näher und dann noch etwas näher, um mich schließlich zu überzeugen, daß ich zwei längs des Weges stehende Heinzenkolonnen vor mir hatte, welche keine Anstalten machten, mich „ins Leid" zu nehmen, und sich damit gewiß in Uebereinstimmung mit ihrem Herrn befanden.

Dank der fortgeschrittenen Volksbildung ist es auf diesem Gebiete seit 20—30 Jahren ungleich heller geworden. Was hörten junge Leute ehedem an dunkeln Abenden lieber als Gespenstergeschichten, bis sie die Beine nicht mehr unter dem Tisch zu behalten wagten? Jetzt aber haben sie für diesen Zauber kein Interesse mehr und niemand wäre im stande, eine Gesellschaft damit zu fesseln. Einzelne Sonderlinge haben nur noch die Bedeutung eratischer Blöcke.

Etwas Anderes ist es mit der Schatzgräberei. Die hat die Masse bei uns immer als Humbug betrachtet, während Einzelne jederzeit daran glaubten und wahrscheinlich noch jetzt daran glauben, trotzdem sie durch Schaden klug geworden sein sollten. Allein wenn sich Einer, irregeführt durch ein krankes Auge, nervöse Ueberreizung 2c. einmal in den Kopf gesetzt hat, in seinem Keller sei ein Weiblein, ein schatzhütender Mönch oder dito schwarzer Pudel, der läßt sich zeitlebens von diesem Glauben nicht abbringen.

Noch vor zirka 15 Jahren wollte Jemand, der so einen schatzhütenden Mönch im Keller hatte, mit mir Halbpart machen, wenn ich bei den Jesuiten in Feldkirch vorkehre und erwirke, daß sie die Erlösung des Mönches und die Hebung des Schatzes (silberne und goldene Apostel, Becher u. s. w.) durchsetzen. Die näher liegenden Mittel hatte der Mann schon längst erschöpft.

Krankheiten des Viehs werden noch häufig auf dämonische Einflüsse zurückgeführt und daher auf dem Wege des „Windbrechens" zu bekämpfen gesucht. Ich konnte auch einmal eine solche Zauberformel, habe aber kein schnödes Geld damit verdient. Auch sympathetische Kuren sind beliebt; wir

wollen aber gleich bemerken, daß die betreffenden Praktikanten auswärts, z. B. in der Hauptstadt und anderen Kulturgegenden, verhältnismäßig ebenso große Kundsame haben, als bei uns. Die Leute gebrauchen ja überall die stereotype Redensart: Ich bin sonst nicht abergläubisch, aber .... probieren .... manchmal kann so ein einfacher Mann ... ꝛc.

Die Tagwählerei und der damit zusammenhängende Gebrauch des Kalenders (Brattig) steht so ziemlich in allgemeiner Uebung, und die astronomischen Zeichen werden astrologisch gedeutet. Diese Arten von Superstition hängen so tief mit der Lebensweise des Volkes zusammen, daß sie im eigentlichen Sinne des Wortes zu dessen Seelenleben gehören.

Sehr häufig werden gewisse unverbrüchliche Lebensregeln auf den Rat der „wilden Männli" zurückgeführt, z. B.:

„Bim hübschä Wätter söll ma d's Häß mid eim nän, bim leidä heima d'Wahl".

Historisch genommen, kann sich in den „wilden Männli" eine unauslöschliche Spur älterer Bevölkerung erhalten haben.

Noch immer wird der alte Kalender in allem, was mit Feldarbeit und Viehzucht zusammenhängt, als maßgebend anerkannt. Die Einführung des neuen Kalenders ging im Anfange dieses Jahrhunderts (1812) nicht ohne Kämpfe von statten.

Der Erwerb der Bevölkerung beruht der Hauptsache nach auf der Viehzucht, zu einem guten Teil auch auf der Fremdenindustrie. Der verstorbene Direktor Schatzmann hat, wie in Bünden überhaupt, so auch im Prättigau die Dorfsennereien eingeführt. Wenn gegen dieselben eingewendet wird, daß sie der Familie zu viel Milch entziehen, so muß gesagt werden: Die Sennereien ermöglichen unbestreitbar eine intensive Milchverwertung, und Mißbrauch beweist gegen die Güte einer Sache nichts. Das meiste Geld wird übrigens nicht aus den Milchprodukten, sondern aus dem Viehverkauf

gelöst. Im Weitern können wir sagen, daß Milch, Fleisch, Käse und Butter noch immer eine Hauptrolle in der Ernährung unserer Bevölkerung spielen. Möge es immer so bleiben. Zu einem guten Stück diegen Fleisch bekommt der Gast, dem besondere Ehre erwiesen werden soll, in den meisten „bessern" Häusern auch ein Glas Wein, was früher eine große Seltenheit war.

Die Güter stehen hoch im Preise, so hoch, daß ein Rückschlag bereits eingetreten ist und noch weiterhin eintreten muß. Der Zustand hätte nicht so lange dauern können, wenn den Gütern nicht so viele Gemeindeweiden und Alpen zudienen würden und wenn die Bearbeitung der Güter eine so komplizierte wäre, wie in manchen andern Thalschaften, woselbst die Zerstückelung viel weiter vorgeschritten ist, als im Prättigau. In den bergwärts gelegenen Gemeinden kommt gar keine Zerstückelung vor; da treffen wir nur jene großen Hofgüter, welche in der Regel nie geteilt, in den seltensten Fällen etwa halbiert werden. Daß Erben einander „nicht aus dem Gut treten" (d. h. Realteilung verlangen), passiert sozusagen niemals, vorher verlangen sie, sofern sie sonst nicht eins werden, einfach Versteigerung, um daraus so viel als möglich zu lösen. An diesen Orten gilt die Unteilbarkeit der Güter als Fundamentalsatz. Auch hier ist zu wünschen, daß es so bleiben möge.

Auf das Eine und das Andere werden wir in den folgenden Abteilungen zurückkommen.

II.

Aus der Geschichte des Thales.

Das Prättigau tritt erst mit dem Beginne des 12. Jahrhunderts urkundlich aus dem Dunkel der Geschichte hervor, als es durch die Einwanderung der Prämonstratenser in nähere Beziehung zur allgemeinen Geschichte gelangte. Da die Prämonstratenser absichtlich wilde und unwirtliche Gegenden zu ihren Niederlassungen sich auserwählten, so ist zu schließen, daß wenigstens der hinterste Teil der Landschaft in jener Zeit noch unbewohnt war. Wahrscheinlich war das Thal als in der Grafschaft Chur gelegenes Reichsland seinerzeit an das Bistum gekommen und von demselben die drei Kirchen zu Schiers, Jenaz und Saas gegründet worden. Man darf dies mit Recht aus dem Einkünfterodel der Kirche zu Chur schließen, welcher am Ende des 13. Jahrhunderts verfaßt, auf viele, damals längst entfremdete Rechte hinweist. Unter den Kirchen, welche dem Bischof nach geistlichem Rechte zinspflichtig und folglich von ihm unmittelbar abhängig waren, werden aus dem ganzen Thale nur obige drei genannt, wobei zu bemerken sein dürfte, daß der ältere Name für Saas Säusch oder Sausch war.

Als nun oben erwähntes Verzeichnis errichtet wurde, bezahlte die Frau von Vatz an den Kirchenzins sowohl für Schiers als für Saas. Neben ihr werden als Zinsleute der Kirche

zu Chur gleichzeitig erwähnt: Eberhard v. Fontenas, Hermann Sansch, Otto Streifer, Peter Brogg. Dieses waren somit sämtlich Dienstleute der Kirche zu Chur, und zwar in ihrer Eigenschaft als Lehensträger kirchlicher Gefälle. Ursprünglich wurden sie meist zum Schutze derselben eingesetzt, und man machte mitunter erst später die Erfahrung, daß die Lehensträger selbst den Besitz gefährdeten. Die genannte Frau von Vatz war die Gemahlin Walthers IV., Liutgard, geb. Gräfin von Kirchberg und Mutter des später dem Bistum so furchtbar gewordenen Donatus. Liutgard besaß somit diese Kirchenlehen als Wittum. Das Haus Kirchberg war aber auch sonst begütert im Prättigau und hatte dem Chorherrenstift zu Chur mutmaßlich schon im 12. Jahrhundert Höfe in der Umgebung von Schiers und Jenatz schenkungsweise überlassen, welche die Aufstellung eines eigenen Ammanns begründeten. Wann das Haus Vatz zuerst zu Besitzungen im Prättigau gelangte, ist nicht mehr erkennbar, doch ist soviel gewiß, daß schon 1213 die Gemahlin Walthers III. v. Vatz, Adelheid, um ihre Morgengabe zu Seefelden im Linzgäu mit den Herren zu Churwalden einen Tausch abschloß, der ihr Gefälle auf Davos zusicherte. Der Abschluß eines solchen Tausches beweist, daß sich die Familie damals in jenen Gegenden festzusetzen suchte. Neben der Familie Vatz ist unter den bischöflichen Lehensträgern noch besonders die Familie Streifer hervorzuheben. Dieselbe erscheint als in Chur ansäßig und besitzt zugleich die Burgen Kapfenstein und Strahlegg im Prättigau. Man kann annehmen, daß diese ritterliche Familie infolge der Zerwürfnisse des Bistums mit dem Hause Vatz die Schutzrechte über die benannten Kirchen empfing und in dieser Eigenschaft mit den Burgen belehnt wurde.

Wer dabei die weltliche Gerichtsbarkeit ausgeübt, namentlich Vogtgericht gehegt habe, ist nicht mehr auszumitteln; zu vermuten ist aber, daß das Haus Vatz auch dieses Recht vom

Bistum zu Lehen trug, da nachmals seine Erben im Besitz dieser Rechte betroffen werden.

Neben den ritterschaftlichen Ministerialen ist nun auch die Wirksamkeit der Mönche zu erwähnen. Seit 1160 hatten die Prämonstratenser von St. Luzi Churwalden besetzt und waren von dort aus zu neuen Erwerbungen geschritten und daher zur Gründung einer neuen Kolonie im Hintergrund des Prättigaus veranlaßt worden, von der aus sie die Besitzungen auf Davos benutzen konnten. Schon vor 1221 besaßen sie die St. Jakobskirche im Prättigau, wobei unentschieden bleiben muß, ob sie dieselbe erbauten oder bereits antrafen. Ersteres ist wahrscheinlicher, da die Nähe von Saas vor der Ankunft der Mönche kaum eine eigene Kirche erforderte. Ihnen gehörte dann auch die Kapelle zu Luzein. Noch mehr, das Kloster St. Luzi legte nach dem Vorgang der Walserkolonie auf Davos, die Walther IV. von Vatz begründet hatte, selbst auch solche Kolonien an, die vermutlich im St. Antönienthale ihre Niederlassungsstätte erhielten.

Die Veste Kapfenstein befand sich übrigens im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts tauschweise in den Händen des Hauses Vatz und wurde deshalb in der freilich nicht zur Ausführung gelangten Schenkung an das Hochstift, die Walther IV. auf den Fall seines kinderlosen Absterbens gemacht hatte, nicht inbegriffen. Aus den Zeiten der vatzischen Fehde ist aus dem Prättigau nichts Urkundliches bekannt. Man kann aber mit Grund annehmen, daß die Verheerungen gegen das welfisch gesinnte Hochstift und die Klöster auch im Prättigau ihre Spuren hinterließen. Die Wegtreibung der Viehherden, die Niederbrennung der Wohnungen, die Verödung der Kolonien und Flucht derselben dürfte wohl unter anderem auch den Kapitelshof von Schiers kaum verschont haben. Wenigstens mußte Bischof Johann I. das Domkapitel mit der Valentiuskapelle zu Mals für erlittenen Verlust entschädigen.

Nach dem Tode Donats, 1331, wurden dann, als der Friede wieder hergestellt war, mehrere Transaktionen unter den Erben desselben vorgenommen, die näheres Licht über die Herrschaftsverhältnisse jener Zeit verschaffen. Graf Friedrich von Toggenburg war Erbe des von Donatus besessenen Anteils an Prättigau, welcher das Gericht zum Kloster umfaßte. Neben ihm hatte Ulrich von Aspermont die Herrschaft von Fragstein einwärts bis zum Dalvazzerbache als Gemahl einer Stiefschwester Donats besessen. Nach dessen ums Jahr 1344 erfolgten Hinschied teilte Friedrich von Toggenburg die heimgefallene Herrschaft in der Weise mit seinem Schwager Ulrich von Matsch, daß Toggenburg die westliche Hälfte vom Fragstein bis zum Valsurdatobel, als zur Burg Solavers gehörig, in Empfang nahm, während Matsch das einwärts von Valsurda gelegene samt den Zehnten von Schiers mit der Burg Castels erhielt. Fragstein selbst sollte beiden gemeinschaftlich gehören.

Die in diesen Verträgen zuerst genannte Burg (Castels ist nur die romanische Bezeichnung) kommt zu Ende des 13. Jahrhunderts (1274) unter dem Namen „Putianna" schon vor. Walther von Vatz vertauschte nämlich an das Kloster Churwalden Güter in Tschiertschen gegen solche in Malix, und unter den Lehensverträgen jener Güter und zugleich Zeuge des Vertrages erscheint ein Gottfried de Putianna.

Das Jahr darauf erklärte Simon Streiff, der damals Alpen, Leute und Güter des Bistums für 120 Mark an sich gekauft hatte, daß nach sechs Jahren dem Bistum der Rückkauf offen stehen sollte, und daß das Domkapitel ebenfalls das Wiederkaufsrecht ansprechen möge. 1348 erkaufte Friedrich von Toggenburg von Hartmann von Werdenberg-Sargans die Grafschaftsrechte, Lehen, Gerichte, Zwing und Bäume, Leute und Güter, die in obigem Bezirk gelegen waren, vorbehalten den Matschischen Bezirk, den Hartmann von Werdenberg für

sich behielt. 1351 erkaufte er von Simon Streiffs Erben die Burg Kapfenstein, die ihrem Vater samt etlichen Gütern durch Donatus verliehen worden war, um 40 Mark, und 1353 eine Frau Adelheid von Seewis samt ihren Kindern aus der Hand von Johann von Fontanas.

Man sieht aus diesen verschiedenartig rasch aufeinanderfolgenden Käufen, daß die toggenburgische Herrschaft nur allmälig über ganz Prättigau sich ausdehnte, wie auch, daß das Bistum und Kapitel ihre Eigentumsrechte nicht gefährden lassen wollten. Auch in Bezug auf das Thal von Davos, auf welches Toggenburg als Erbe Donats Ansprüche erhob, hatte das Bistum 1368 ein Abkommnis erlangt. Nach dem Aussterben der Familie Streiff wurde die Veste Strahlegg dem Grafen Friedrich von Toggenburg zugesprochen, indem er als Gerichtsherr Klage führen ließ gegen Gilly von Stürvis und Hans von Schanfigg, welche als Erben von Ursula Streiff ihre Ansprüche mit Gewalt geltend gemacht hatten. Der Spruchbrief trägt das Datum 1403, 12. Mai und ist gesiegelt durch Otto Valär.

Der toggenburgische Besitz währte gerade 100 Jahre. Aus dieser Zeit ist mit Ausnahme obiger Käufe nichts Urkundliches über Prättigau bekannt. Als Friedrich V. von Toggenburg, der auf der Burg von Solavers geboren war und sich mit Elisabeth von Matsch verehelicht hatte, 1436 kinderlos abstarb und schon die deutlichsten Anzeichen einer Erbfolgefehde wahrzunehmen waren, verbanden sich sämtliche mehr oder weniger im toggenburgischen Erbverband lebenden Gerichte zu gegenseitiger Beschirmung unter Vorbehalt aller rechtmäßigen Herrschaftsrechte. Da sich nun um die Reichslehen kein Erbe meldete, so verlieh der Kaiser Sigismund 1437, was Reichslehen im Prättigau, Davos und Belfort waren, an seinen Kanzler Kaspar Schlick. Allein nun kamen die Erbinnen von Werdenberg-Heiligenberg, als Geschwisterkinder des Grafen

Friedrich, so daß Kunigunde, die Gemahlin Wilhelms von Montfort-Tettnang und ihre Schwester Katharina, Gemahlin des Grafen Johann von Sax, Monsax, Belfort, Churwalden, Schanfigg, Langwies, Davos und Klosters erhielten, während das Erbgut der Gräfin Witwe Elisabetha, Castels und Schiers, nach ihrem Ableben an Ulrich von Matsch zurückfallen mußte.

Kaiser Albrecht belehnte 1439 die Erben mit den Reichslehen, nachdem sich Schlick zurückgezogen. Auch Sax überließ seinen Anteil bald hernach an Montfort, so daß im Prättigau nunmehr Montfort und Matsch allein Erbherren waren. Der Bund, den Graf Friedrich noch 1429 mit den Gotteshausleuten von Engadin geschlossen hatte, gewährt den Gerichtsleuten eine Stütze, die 1450 ihnen einen neuen Schutzvertrag mit sämtlichen Gotteshausleuten des Hochstifts verschaffte.

Vor allem wurde in diesen Bündnissen der Grundsatz aufrecht erhalten, daß Niemand vor fremdes Gericht geladen werden dürfe. 1460 verkaufte Wilhelm von Montfort seine Gerichtsbarkeiten in Churrhätien an Hugo v. Montfort, Oheim. Diese Herrschaftswechsel beunruhigten die Gerichte immer mehr, als die Wahrscheinlichkeit immer näher trat, daß Oesterreich als Käufer sich bewerben werde. Um daher noch mehr Schutz zu haben, schlossen die Gerichte auch mit dem Obern Bunde einen Vertrag ab und vermochten den Vogt Gaudenz von Mätsch, als Oesterreich 1471 bereits Käufer der Montfort'schen Gerichte geworden war und dieselben pfandrechtlich mit Wiederkaufsrecht an Mätsch überlassen hatte, ihnen zuzusichern, daß man sie nie wieder ohne ihre Einwilligung weiter veräußern werde. So wurde die Burg zu Putz, als Sitz des Vogts von Mätsch, das Hauptkastell des Thales. Mätsch hielt indessen, von Herzog Sigismund gedrängt, sein Versprechen nicht lange; 1477 trat er die Montfort'schen Gerichte neuerdings an Oesterreich ab, und 1489 sogar seine eigenen Erbgerichte Castels und Schiers. Man suchte sie mit ihrer neuen

Lage auszusöhnen, indem ihnen Zollbefreiung in die herzoglichen Gebiete von Wallgau und Feldkirch zugestanden wurde und sie im Falle einer Fehde mit ihren Bundesgenossen vom Gotteshaus- und Obern Bund Neutralität beobachten durften. Durch diese Zollbefreiung erhielten die Pässe von Prättigau gegen Montafun, Schlapin und St. Antönien, eine erhöhte Bedeutung für den Viehverkehr. Aber die versprochene Neutralität ward im Schwabenkriege auf eine harte Probe gestellt. Man bemühte sich, beim Ausbruch der Fehde von Feldkirch aus auf alle Weise die Gerichte von den beiden andern Bünden vollständig zu trennen, und rechnete nicht ohne Grund auf eine vorhandene österreichische Partei, sandte demnach Fahnen in die Gerichte, um sie zu einer unzweideutigen Erklärung zu veranlassen.

Aehnlicher Verrat, wie ihn Brandis ausübte, war auch ihnen zugemutet. Die Behauptung, der Steig wäre unmöglich gewesen, wenn die Prättigauer nicht wirklich stille saßen und den Gang der Ereignisse abwarteten, hat viel Wahrscheinliches. Infolge ihrer glücklichen Unternehmungen gelang es hierauf den zwei Bünden in den Gerichten, dem Einflusse der österreichischen Partei den Boden zu entziehen und sie ganz für sich zu gewinnen. Der glückliche Ausgang der Fehde bewirkte denn auch, daß im Baslerfrieden den Gerichten die Fortsetzung ihrer Bündnisse mit dem Gotteshaus und den Oberbündnern zugestanden und ihnen gleichwohl ihre ausgedehnten Zollberechtigungen neuerdings gewährt wurden. Von einer derartigen Neutralität, wie sie vor dem Schwabenkrieg angesprochen worden war, konnte mithin nicht mehr die Rede sein, vielmehr wurden die Verhältnisse endgültig durch die Erbeinigung geregelt, welche Kaiser Maximilian I. 1500 mit den 3 Bünden abschloß.

Bald brachte indes die Reformation neue Bewegungen. Nicht nur von Zürich aus, sondern auch von Montafun her

wurden Versuche gemacht, die neue Lehre nach Hochrhätien zu verpflanzen. Die Brüder Heinrich und Jakob Spreiter, von St. Gallenkirch gebürtig, predigten im Sinne der neuen Lehre, wie es scheint, ohne besondere Hindernisse, wiewohl der Castelan von Putz, Hans von Marmels, ein eifriger Wächter der alten Rechte war und einschritt, als in Malans ein zürcherischer Prediger sich zeigte. Nachdem dann die Religionsartikel der drei Bünde zu stande gekommen waren, erklärte sich der Propst von St. Jakob offen für dieselben, die Prämonstratenser verließen das Kloster und zerstreuten sich. Hand in Hand mit diesen Bewegungen lief das Emporkommen einer französischen Partei und der Abschluß einer Militärkapitulation, der auch die Gerichte bereitwillig schon 1521 beigetreten waren.

Das Unglück vor Pavia, wo Kaiser Karl V. den König von Frankreich gefangen nahm, hemmte zwar einige Zeit die Fortschritte, der Bischof führte gegen seine ungehorsamen Priester Klage vor dem Bundestag, und eine der Reformation feindselig gesinnte Kommission wurde wegen der Auslösung der von dem Castelan von Musso gefangen gehaltenen Abgeordneten zusammengesetzt, in der auch Leonhard Meyer von Schiers sich befand. Das Religionsgespräch von Ilanz zerriß aber für einstweilen die Schlinge, die stürmischen Bewegungen in Chur und die Hinrichtung des Abtes Schlegel von St. Luzi sprengten sogar das Domkapitel auseinander und nötigten den Bischof zur Flucht nach Fürstenburg. Nach dem Verluste der Kappelerschlacht und den vergeblichen Anstrengungen Zürichs und seiner Bundesgenossen, die empfangene Scharte wieder auszuwetzen, wozu auch die Gerichte das ihrige, unter Johann Hatz von Fideris, beitragen zu können gehofft hatten, trat aber Oesterreich in den Gerichten sehr durchgreifend auf. Verheiratete Priester wurden verbannt, anderen Gemeinden, wie Jenatz, ihre früheren Priester wieder aufgedrungen und die Wiederherstellung der Prämonstratenser ins Auge gefaßt.

Letztere kam indes nicht zu stande, da sich keine Mönche mehr einstellten, daher denn die Klostergüter für einstweilen in Händen der Gemeinde belassen werden mußten. Ernster gestalteten sich die Dinge erst im schmalkaldischen Kriege, als die kaiserlichen Heere vor Konstanz stunden und mit Einfall in Rhätien unter dem Markgrafen von Marignano drohten. Damals waren eifrige Reformationsprediger, wie Campell, beim Kloster St. Jakob nicht mehr des Lebens sicher. Bereits hatten sich die Aebte von Roggenburg und Churwalden im Kloster St. Jakob eingefunden, um die Herstellung desselben zu betreiben, mußten sich jedoch aus Furcht vor entstehenden Unruhen vor der „Gröbe" der Bauern zurückziehen. In der großen Gefahr, in der die Gerichte damals schwebten, nahmen sie neuerdings ihre Zuflucht zu Frankreich, als Heinrich II. seinem Vater nachfolgte, und schlossen mit ihm ein Bündnis ab, das ihnen um so unentbehrlicher war, als die Eidgenossenschaft der 13 Orte sich schente, mit österreichischen Unterthanen, wie die Gerichte damals waren, Verträge abzuschließen. Campell, damals die Hauptstütze der Reformation im Prättigau, begab sich unter so drohenden Verhältnissen in seine Heimat nach Süs, im Unterengadin.

Erst der Passauervertrag (1552) gab den Gerichten wieder Sicherheit nach Außen. Unterdessen stürmte es aber nach Innen desto heftiger, da sich die Parteiung für Oesterreich und Frankreich immer tiefer ins Volksleben eingrub und Stöße und Gegenstöße unaufhörlich abwechselten. Der Kastelan von Putz, Johann Peter Finer, erregte 1550 einen Aufstand wider die Gesandten der X Gerichte nach Paris, sie anklagend, daß sie des Landes Hoheit mißachtet hätten, weil die Gerichte im französischen Bündnis nicht mehr die frühere Zusicherung erhalten hatten, im Genuß der Pensionen wie ein eidgenössischer Ort behandelt zu werden. Für Oesterreich sprachen die Nachbarschaft und die großen Verkehrsvorteile im Vieh- und Frucht-

handel, für Frankreich der reichlich lohnende Militärdienst, die politische Auszeichnung, die es in seinem eigenen Vorteil ihnen angedeihen ließ. Prättigau stellte sich dabei in dem Maße, als die Reformation voranschritt, auf die Seite der französischen Partei, und die Familien Salis und Sprecher, jene mehr im Schierser Gericht, diese mehr im Castelser Gericht niedergelassen, nährten diese Vorliebe. Immer fand die Werbetrommel junge Leute, die dem Dienste des Königs sich widmeten, und namentlich, wenn seine Waffen unglücklich waren, wurden Schmeichelworte und Geschenke nicht gespart. Die Prättigauer zeichneten sich jeweilen durch große Tapferkeit und Ungestüm im Angriffe aus.

Vollständig eingeführt war indes die Reformation erst in der Mitte der Sechszigerjahre des 16. Jahrhunderts, da Seewis bis dahin sich noch immer abgeschlossen hatte, und noch 20 Jahre länger Schiers bei der alten Kirche verblieb. Schiers war von Chur aus durch die Bemühungen des Pfarrers Fabrizius für die Reformation gewonnen worden. Er legte häufig den Weg in jene große Gemeinde allein und zu Fuß zurück, wobei er bei der steigenden Aufregung der Katholiken nicht selten in ernstliche Lebensgefahr geriet. Eines Abends wurde bei der Schloßbrücke ein Mann in den Fluß geworfen. Man hatte es auf Fabrizius abgesehen gehabt, allein sich in der Person verfehlt. Fabrizius erreichte trotz der ihm gelegten Hinterhalte den gewünschten Zweck. Um die Zeit, da Bischof Thomas Planta im Fideriser Bad starb, 1565, war die größte Gemeinde von Prättigau ins Lager der Reformierten übergegangen.

Die innere Parteiung erreichte indes ihren höchsten Grad keineswegs um kirchliche Fragen, sondern trat erst dann ein, als Frankreich nach Heinrichs IV. Ermordung den Absichten Spaniens sich gefällig zu erzeigen begann.

Schon zu Heinrichs IV. Lebzeiten erschien dem Freistaat der 3 Bünde, oder vielmehr der in demselben bisher vorherr-

schenden französischen Partei, als Gleichgewicht gegen die drohende mailändisch-spanische Macht die Eingehung eines nähern Bündnisses mit Venedig angezeigt zu sein. Hingegen suchte nun Mailand all seinen Einfluß einzusetzen und rächte sich, als es seine Wünsche unbeachtet sah, mit der Erbauung einer Feste hart an der Grenze des freistaatlichen Gebiets, wodurch die Handelsstraße gänzlich gesperrt werden konnte und zugleich der Besitzer von Veltlin bedroht war.

Bei den Verhandlungen über diesen Festungsbau wirkte Georg Beeli, damals Castellan auf Putz, wesentlich mit, und es kam ein Vertragsentwurf unter Vermittlung der Eidgenossen zu stande, wornach auch Spanien Werbung und Durchpaß im Lande erhielt, wogegen die Handelssperre aufgehoben und die Festung geschleift werden sollte. Allein die Mehrheit der Gemeinden nahm den Vertrag nicht an, da er das französisch-venetianische Interesse völlig durchkreuzte, worauf die Feste eifrig ihrer Vollendung entgegengeführt wurde. Als aber Venedig seinerseits in die Lage kam, 1606, wegen seiner Fehde mit dem Papste von dem Durchpaß und der Werbung Gebrauch zu machen, geriet alles in Schrecken über den vermuteten Durchpaß von 6000 Lothringern, und ein Aufstand zur Verhinderung desselben, an dem auch die Klosterser teilnahmen, erfolgte. Die venetianisch-päpstliche Fehde, deren Folgen das rhätische Volk so in Verwirrung gebracht hatten, wurde im Frieden beigelegt, und die Lothringer, die man jeden Tag erwartete, erschienen also nicht. Und nun kehrte sich die Wut der Aufständischen gegen Beeli und seine Genossen. Sie wurden gewaltsam verhaftet und nicht losgegeben, wiewohl Herzog Maximilian seine Freigebung in feierlicher Weise fordern ließ, und ein neuer Aufstand der Engadiner ertrotzte vom Strafgerichte die Hinrichtung Beelis, nachdem dasselbe zuvor die venetianisch gesinnten Parteigänger mit den schwersten Geld- und Ehrenstrafen belegt hatte. Elf Jahre später, 1618, trafen die

Parteien noch härter aufeinander. Die Spanischgesinnten waren der Gegenstand des tiefsten Mißtrauens, namentlich bei einem Teil der reformierten Prediger. Auch Prättigau wurde daher von ihnen bereist und bearbeitet. Der Aufstand gieng diesmal aber vom Unterengadin aus und sein nächster Gegenstand war Rudolf Planta von Zernetz, der sich jedoch durch eilige Flucht der Wut des Volkes entzog. Die Folge dieser stürmischen Auftritte war die Verhaftung des Erzpriesters Ruska, ferner das Thusner Strafgericht, an das sich sofort, ohne daß Ruhe in die tobenden Leidenschaften gebracht werden konnte, das Churer, das Zizerser und endlich das Davoser Strafgericht anschloß, eines das andere an Rachehandlungen gegen die feindliche Partei überbietend. Noch während das Strafgericht auf Davos versammelt war und mit Böhmen und England Verhandlungen anknüpfte, brach der Veltliner Mordtag an und mit ihm das Losungszeichen zur Besetzung und Unterwerfung des Landes.

Erzherzog Leopold sah in der allgemeinen Verwirrung über das Landesunglück und in dem Abfall des Veltlins den Augenblick gekommen, um seine Erbherrschaften im Unterengadin und Zehngerichtenbund mit Waffengewalt zu unterwerfen und zum katholischen Glauben zurückzuführen und ihnen das Schicksal Böhmens und der Pfalz zu bereiten. Oberst Baldiron war über Münsterthal im Oktober 1621 nach dem Unterengadin vorgedrungen, hatte den Widerstand der Schulser überwältigt und war im Geleit des Rudolf Planta im Prättigau erschienen, wo bereits Erhard Brion vom Montafun her Stellung eingenommen hatte.

Der Schlag war für Prättigau um so zermalmender, als gleichzeitig Zürich sein Regiment, welches bisher zum Schutz der Unterdrückten gedient hatte, abrief. Knieend mußten die Prättigauer die Erbhuldigung beschwören; vergeblich verlangte

man einen Vorbehalt zu Gunsten der Religion zu machen. An die Stelle der reformierten Prediger, welche zur Flucht genötigt waren, kamen Kapuziner ins Land und errichteten in Grüsch, Fideris und Davos ihre Stationen. Man hoffte, wie in Böhmen, binnen Kurzem das Volk wieder katholisch gemacht zu haben, zumal ein so eifriger Mann wie Pater Fidelis als Oberer der Mission wirkte. Bis zum nächsten Palmsonntage sollten sich alle Gemeinden erklären, damit Ostern katholisch gefeiert werden könnte. Aber der Zwang, den man anwandte, um die Bauern militärisch in die Kapuzinerpredigten zu nötigen, hatte die entgegengesetzte Wirkung. Durch die Verbannten erfuhr man unter der Hand, daß Mansfeld in der Pfalz die österreichischen Waffen gehörig beschäftigte und der Augenblick günstig sei, um das Joch abzuschütteln.

In aller Stille verständigten sich die Bauern, auf Palmsonntag insgesamt eine abschlägige Antwort zu erteilen, und da sie vernahmen, daß neue Truppen herbeigeführt werden sollten, wollten sie dem zuvorkommen. So sammelten sich die Bewohner des hintern Prättigaus in Küblis und zogen gemeinschaftlich hinauf vor die Veste Putz, nicht ohne Besorgnis für den Ausgang, wenn der Anschlag mißlingen sollte. Da Baldiron nach Chur geritten und die Besatzung also unschlüssig war, was sie zu thun habe, so wurde sie eingeschlossen und ihr das Wasser abgeschnitten. Gewaltsame Schritte hatten unterdessen auf dem Kirchhofe zu Schiers stattgefunden. Von der zum äußersten entschlossenen Bauernsame umringt, wurde die Besatzung bei dem entstandenen Handgemenge auf den Kirchhof zurückgedrängt und endlich in die Kirche selbst. Da geschah es, daß die im Chorgewölbe aufbewahrte Munition Feuer fing und den Einsturz des Gebäudes herbeiführte. Hiemit war das Schicksal der Besatzung entschieden. Sie fiel unter den Keulenstreichen der erbitterten Bevölkerung, unter der auch die Weiber mit Begeisterung kämpften.

Der Feuerruf beim Ausbruch der Schierser Explosion störte die in Seewis von Pater Fidelis bereits begonnene Predigt. Die Oesterreicher stürzten hierauf voll Schreck und Verwirrung aus der Kirche den Berg hinab und unter ihnen auch der Pater. Die Bauern waren hinter ihnen her und erschlugen ihrer Viele, auch den Pater auf der Flucht. Vergeblich suchten die Entronnenen in Grüsch sich zu sammeln; von allen Seiten umzingelt, blieb ihnen nur die Gegenwehr der Verzweiflung übrig. Unterdessen schwammen die Leichen der Erschlagenen auf dem Flusse auswärts. Der Wachtposten von Frakstein zog sich hierauf voll Schrecken nach Malans zurück, und für die Besatzung auf Putz blieb nichts anderes mehr übrig, als unter Schwörung der Urfehde sofort den Abzug anzutreten.

So ward das Land frei. Die Geächteten zogen zurück und unter der einsichtsvollen und kräftigen Leitung eines Obersten Rudolf v. Salis und der Obersten Peter Guler begannen die Bauern, unterstützt von zahlreichen Freiwilligen aus den reformierten Schweizerkantonen, den Feind in seinen festen Plätzen Chur und Maienfeld einzuschließen und ihn mit Erfolg zum Abzug zu nötigen. Baldiron mußte zwischen den Reihen der Prättigauer Keulenmänner hindurch den Schauplatz seiner Gewaltthaten für immer verlassen. Aus Montafun wurden nun die geraubten Heerden wieder zurückgefordert und die Befreiung Unterengadins ebenfalls ins Werk gesetzt, wo sich Baldiron noch zu behaupten gesucht hatte. Allein kaum war dieses Ziel erreicht, als Oesterreich in der Pfalz Luft bekommen hatte, indem Mansfeld nach der Kapitulation Friedrichs sich vom Kampfplatz zurückziehen mußte. Nun erschien Graf Sulz im Junthale und drang um so unaufhaltsamer im Unterengadin vor, als Salis einen großen Teil seiner Leute infolge der zu Lindau angebahnten Friedensunterhandlungen bereits eingebüßt hatte. Sulz verschonte kein Dorf, alle gingen in Flammen

auf. Vergeblich suchte man den wilden Heerführer vom Gebirgsübergang abzuhalten. Nach einem unglücklichen Gefecht im Dürrboden mußte Davos der Plünderung preisgegeben werden und Salis suchte, Verstärkungen erwartend, in den Engpässen zwischen Saas und Klosters Stellung zu nehmen. Aber Entmutigung und Desertation entkräftigten ihn auch hier. Die Feinde überkletterten seine Vorposten und gelangten ihnen in den Rücken. Bei Raschnals wurde er vollends überwältigt in dem Augenblick, wo sein Bruder Ulysses Verstärkungen heranführte (1622).

Als die dreißig Mann eines Vorpostens auf der Bergwiese Lavisann (Aqua sana) sich umgangen sahen, beschlossen sie, die Schmach nicht und den Untergang der Freiheit nicht zu überleben und stürzten sich gesenkten Hauptes und mit geschwungenen Keulen in den Feind, der sie sämtlich mit seinen Kugeln niederstreckte. Salis zog sich mit dem kleinen Rest seiner Streitkräfte thalauswärts. Die Dörfer mußte er der Rache preisgeben; sie hatten das Schicksal des Unterengadins.

Bei den Unterhandlungen in Lindau wurden die Abgeordneten Prättigaus und seiner bundesverwandten Gerichte gar nicht mehr zugelassen. Der Abschluß des Friedensvertrages besiegelte die Hoheitsrechte Oesterreichs über die Gerichte. Die Thätigkeit der Kapuziner begann auf's Neue. Der Bischof von Chur stellte seine Jurisdiktion wieder her. Das Kloster St. Jakob konnte nur deshalb nicht sogleich mit Mönchen wieder bevölkert werden, weil es das Loos der allgemeinen Zerstörung ebenfalls geteilt hatte. Auf diese Niederwerfung folgte der Hungerwinter und der Lazarethtyphus. Der Landvogt Joh. Viktor von Travers, ein naher Verwandter des Bischofs Flugi, verwaltete im Namen Oesterreichs die acht Gerichte. Unter Mitwirkung des Nuntius Alexander Scapi wurden die Religionsartikel von 1526 als entkräftet und unverbindlich erklärt. So war die bürgerliche und religiöse Frei-

heit der Landschaft zertreten und bei der geographischen Lage des Landes, das von Oesterreich-Spanien auf drei Seiten umklammert war und auf der vierten an die katholischen Eidgenossen und deren Vogteien zunächst angrenzte, schien es unmöglich, daß von irgend einer Seite eine Hülfe zu finden sei. War doch das deutsche Reich selbst unter die Macht des kaiserlichen Hofes und der katholischen Liga gebeugt. Dennoch kam die Hülfe über Erwarten schnell.

Bei der Neigung Frankreichs, sich in die deutschen Angelegenheiten einzumischen, die mit der Staatsverwaltung Kardinal Richelieus wieder einen neuen Aufschwung nahm, konnte jener Minister die Wichtigkeit der im Veltlin liegenden Gebietsverbindungen zwischen Deutsch- und Spanisch-Oesterreich keinen Augenblick übersehen. Er beschloß also, die Linie zu nehmen und sie in die Frankreich ergebenen Hände der drei Bünde zurückzustellen. Der Marschall von Coeuvres drang zu Ende des Jahres 1624, unterstützt von den namhaftesten Bündner Anführern, die bisher in der Verbannung gelebt hatten, ins Land ein und besetzte die Pässe. Ohne Gegenwehr zogen sich die Oesterreicher zurück und in ihrem Gefolge die Kapuziner, die man unbeleidigt sich entfernen ließ. Das Thal war zum zweiten Male befreit, wenigstens von militärischem Drucke. Als aber der schwedisch-mantuanische Krieg ausbrach, erforderte es die kaiserliche Politik, 40,000 Mann unter Collalto auf dem kürzesten Wege nach Italien zu werfen. Das am Bodensee gesammelte Heer rückte somit den Rhein aufwärts und verlangte den Durchmarsch von den drei Bünden erst, als der Vortrab an der Grenze stund. Er konnte nicht mehr verweigert werden, und in drei Tagen war das ganze Land von der kaiserlichen Armee besetzt.

Es blieb in diesem Zustande bis zum Frieden von Chierasco, da es der kaiserlichen Armee gelegen war, sich das Land als Rückzugslinie offen zu behalten. Diese längste aller

Besatzungen benutzte der Bischof neuerdings in seinem Interesse, und die Soldaten durften sich manche Unbill erlauben. Wenigstens wurde die Kirche von Klosters erst in dieser Zeit eingeäschert. Diese wiederholten und so lang andauernden Bedrängnisse nährten sehr natürlicherweise den Wunsch, die oberste Ursache derselben, das Abhängigkeitsverhältnis zu Oesterreich, wo möglich zu beseitigen. Merkwürdigerweise boten dann unerwartet rasch die Leiden des Krieges auch die Mittel zur Befreiung dar.

Auch Oesterreich war tief verschuldet und zog, als seit Anfang der Vierzigerjahre die schwedischen Heerführer es immer mehr bedrängten, allmählich gelindere Saiten gegen die Bünde und seine Unterthanen in denselben auf. Die erneuerte Erbeinigung kam zu stande, durch welche Oesterreich die staatliche Existenz der Bünde wieder anerkannte, und bei Anlaß der darüber geführten Verhandlungen ließ es durchblicken, daß es auf seine Hoheitsrechte gegen eine Entschädigungssumme Verzicht leisten würde. Diese Aeußerung fiel nicht auf unfruchtbaren Boden; das Haupt der französischen Partei, Marschall Ulysses v. Salis, bot Alles auf, um Oesterreich beim Worte nehmen zu können.

Bei der großen Erschöpfung der beteiligten Landschaften war es aber kein Geringes, bei ihnen den Mut und die Opferwilligkeit für das Befreiungswerk zu wecken und zu unterhalten. Glücklicherweise that zu diesem Zwecke ein Hausstreit das meiste, den Oberst Peter Guler gegen die Vorrechte der Landschaft Davos, welche die Bundesregierung ausschließlich für sich in Anspruch nahm, erregt hatte. Die Prättigauer Gerichte unterstützten den Oberst Guler auf's Nachdrücklichste, und die von Davos geltend gemachten Gründe, daß dieses Gericht am meisten politische Unabhängigkeit besitze, gewöhnte die übrigen an den Gedanken, sich dieselbe ebenfalls auf dem bereits geöffneten Wege zu verschaffen. Ehe jedoch dies aus-

geführt werden konnte, ging Davos besiegt aus dem Streite hervor, jedes Gericht erhielt seinen verhältnismäßigen Anteil an der Bundesregierung und Thüring Enderlin war der erste, der Namens des Gerichts Klosters die Würde eines Bundesammanns erhielt. Gleichwohl behielt der Marschall den Auskauf im Auge und war so glücklich, bald nach dem Abschluß des westphälischen Friedens zum Ziele zu gelangen. Vergeblich hatte er sich zwar bei den beiden andern Bünden um Unterstützung beworben, vergeblich selbst die französischen Gesandten ins Interesse zu ziehen gesucht, aber die evangelischen Schweizerstädte streckten bereitwillig die nötigen Summen vor, die dann allmählig aus dem Ertrag der Veltlinerämter getilgt wurden.

So endigte die lange Leidensperiode des Thales. Es genoß fortan in friedlicher Weise die Vorteile der Erbeinigung und die müßige Jugend zog wieder aufs Neue den französischen Fahnen nach, besonders seitdem Stuppa durch Errichtung der Freikompagnien ihnen einen Weg dazu gezeigt hatte, auch ohne Kapitulation. Immerhin benutzte aber Oesterreich, so oft diplomatische Verwicklungen sich ergaben, gerade die Erbeinigung, um die Gerichte nach seinen Wünschen zu lenken; und es wußte auf diese Weise nach dem spanischen Erbfolgekrieg die wiederholte Austreibung der Reformierten aus Veltlin und Cleven, selbst bei den sonst so eifrig reformierten Prättigauern durchzusetzen.

Im Uebrigen trat jetzt an die Stelle der Landvogtei der Hader der vornehmen Familien, die um der Veltlinerämter willen unausgesetzt den Stimmenkauf betrieben und Wahlgelage veranlaßten, die oft mit blutigen Schlägereien endigten. Der Parteigeist beherrschte jede, noch so kleine Gemeinde, gemeinnützige Unternehmungen konnten keine Wurzel fassen, und die, welche sich um Derartiges bemühten, opferten sich vergeblich.

Die Verheerungen, welche die Lanquart nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts namentlich im Hochgericht Schiers anrichtete, werden mit Recht und allgemein in der Ausdehnung, welche sie allmälig erhielten, auf jene tiefen Familienzerwürfnisse zurückgeführt, welche alles gemeinschaftliche Handeln lähmten und kreuzten. Als die französische Revolution ausbrach, die schon in ihren Prinzipien die Existenz aller alten Staaten bedrohte, nahm auch in Bünden und vorzugsweise im Prättigau jener eingewurzelte Parteigeist, der bisher nur in nutzlosen Kämpfen fortgewuchert hatte, plötzlich andere und größere Dimensionen an. Er wandte sich, von einflußreichen Personen klug geschürt, gegen die Familie Salis, welche durch den engen Zusammenhang mit dem alten Frankreich, an Reichtum und Ansehen hervorragte und nun nach dem Einsturz des alten französischen Thrones ihren Gegnern ebenfalls nicht mehr gewachsen war. Die Gewaltsamkeiten, welche 1794 durch die Standesversammlung und das von ihr eingesetzte Strafgericht gegen die Familie Salis und deren Anhänger ins Werk gesetzt wurden, hatten ihren Ursprung in einem Auflaufe, der unter anderm namentlich von Prättigau seine Unterstützung empfing, in beunruhigenden Gerüchten wegen der Abfangung Semonvilles auf bündnerischem Gebiete Zusammenhang hatte, aber auch durch die Leiden der Handelssperre genährt wurden, welche Oesterreich verhängt hatte, um dem Schleichhandel aus Graubünden zu Gunsten Frankreichs entgegenzutreten.

Prättigau zählte eine zahlreiche, neufranzösische oder patriotische Partei, die allem zujubelte, was gegen die Aristokraten unternommen wurde. Dennoch trifft man in den Gemeindsabstimmungen aus jener Zeit, neben den lebhaftesten Aeußerungen über die Aristokraten, die vollendetste Sorglosigkeit in Bezug auf die Landesbewaffnung und eine weitgehende Abneigung, irgend welche Opfer zu bringen. Es war daher nicht zu verwundern, wenn 1798 der Generalmajor von

Auffenberg in seinen Unternehmungen zum Schutze der Bünde unglücklich war und Prättigau von dem Eindringen der Neufranken unter Massena völlig überrascht wurde. Vergeblich suchte der damalige Lieutenant Coaz den Engpaß Klus mit über 100 freiwilligen Jägern zu verteidigen. Die gehofften Verstärkungen durch den Landsturm langten nicht an, sondern verweilten sich beim Wein, die Anordnungen zur Verrammlung des Passes blieben unbefolgt, seine eigenen Leute verminderten sich fortwährend und es gab sogar Verräter, die den Franken Bergpfade zur Umgehung des Engpasses zeigten.

Die Verteidigung von Prättigau steht weiter hinter derjenigen von Disentis zurück und ist das getreue Abbild der Parteizerrissenheit. Die Landschaft wurde sofort von den Franzosen stark besetzt und mußte als Vorpostenlinie in den Operationsplan aufgenommen bleiben, so lange der Kampf zwischen Oesterreich und Frankreich fortdauerte. Bei dem allgemeinen Versuche, den Erzherzog Karl nach dem siegreichen Gefechte von Ostrach machte, um den bis ins Engadin vorgedrungenen Lecourbe aus den Bünden hinauszuwerfen, wurde Prättigau den Linien des General Hotze zugeteilt, welcher vereint mit Bellegarde, der von Tirol aus vordrang, den Angriff auszuführen hatte. Ein besonderes Hülfskorps sollte über Schlapin den starken französischen Posten in Klosters überfallen und die Verbindung mit Bellegarde herstellen. Letzterer Angriff wurde gemacht und gelang vollständig, alle seine Wirkungen blieben aber aus, da das Hotzische Korps am St. Luzienſteig wegen Verspätung derjenigen Kolonne, welche über die Maienfelder Alp vorrücken sollte, das Unternehmen ohne allen Erfolg aufgeben mußte. Indem sich die Franzosen trotz vorübergehenden Unterbrechungen im Ganzen fortwährend behaupteten, wurde nun die der helvetischen nachgeahmte neue Verfassung für Rhätien unter dem Schutze der französischen Waffen und dem Vorsitze Gaudenz v. Plantas durchgeführt

und erhielten deshalb alle Gemeinden Munizipalräte, was nichts anderes hieß, als die französisch gesinnte Minderheit mit der Gewalt bekleiden. Durch die gemäßigtere Mediationsverfassung wurde aber allmählig ein Uebergang gewonnen zu einer Kantons- und Gerichtsverfassung, welche die Verwandtschaft mit den Zuständen vor der Revolution zwar nicht verleugnete, jedoch immerhin den umgeänderten Verhältnissen Rechnung trug und ein befriedigteres Dasein begründete.

Wir können die geschichtliche Uebersicht hiermit schließen, da seither keine Ereignisse eintraten, welche für die Landschaft von hervorragender Bedeutung waren, oder sie selbst in den geschichtlichen Vordergrund zu rücken geeignet waren.

Nur die Erwähnung mag noch gestattet sein, daß die Bevölkerung des Thales zur Zeit des Sonderbundskrieges sich lebhaft auf die Seite der Eidgenossen stellte.

III.

Die Gerichte.

Das Prättigau zerfiel ehedem in die 3 Hochgerichte Klosters, Castels und Schiers-Seewis. Sie treten als solche erst im Zehngerichtenbund (1436) auf und haben sich später in je 2 selbständige Gerichte getrennt, zuerst Castels in die Gerichte Jenaz und Luzein im Jahre 1662, dann Schiers-Seewis im Jahre 1680, endlich Klosters in Innerschnitz und Außerschnitz im Jahre 1803. Die geteilten Gerichte entsprechen den heutigen 6 Kreisen Seewis, Schiers, Jenaz, Luzein, Küblis und Klosters, mit folgenden Ausnahmen:

a) Hintervalzeina gehörte bis zum Jahre 1851 zum Hochgericht V Dörfer;

b) Aschariua und Rüthi bildeten bis zu demselben Jahre einen Bestandteil des Hochgerichts Klosters-Außerschnitz.

Der Zehngerichtenbund zählte ehedem 8 Hochgerichte resp. 10 einfache Gerichte, nämlich:

Hochgericht Davos,
„ Klosters (seit 1803 in die Gerichte äußerer und innerer Schnitz zerfallend),
„ Castels (seit 1662: Luzein und Jenaz),
„ Schiers-Seewis (s. 1680: Schiers-Seewis),
„ Maienfeld,
„ Churwalden,

Hochgericht Schanfigg-Langwies (in die Gerichte St. Peter und Langwies, zu welch letzterm noch Praden gehörte, zerfallend),

" Belfort (infolge eines im Jahre 1614 zu Maienfeld gegen die Erzherzöge von Oesterreich erlassenen Kontumazurteils in Außer- und Innerbelfort zerfallen).

Unter diesen Gerichten hatte Davos lange Zeit hindurch die führende Stellung. Schon vor der Stiftung des Bundes hatte diese Landschaft eine Rechtsstellung gehabt, welche die meisten andern Gerichte nicht einmal im 16. Jahrhundert zu erlangen vermochten. Von hier aus war der Ueberschuß der Bevölkerung in die benachbarten Gerichte gedrungen und hatte, in Verbindung mit den daselbst schon früher einzeln angesiedelten Walserfamilien, zur Verbesserung der rechtlichen Lage auch der romanischen Bevölkerung wesentlich beigetragen. So wurde hier nicht nur die deutsche Sprache die herrschende, sondern es machte sich auch in der Gesetzgebung der Einfluß der Davoser Walser auf die andern Gegenden geltend, so daß die Gesetzgebung namentlich der Gerichte des Prättigaus und Innerbelforts als derjenigen von Davos nachgebildet erscheint. Eine wichtige Veränderung erfuhr die Stellung von Davos zu den übrigen Bundesgliedern im Jahre 1642 durch den Waser'schen Spruch. Bisher hatte diese Landschaft in ebensolcher Weise die Führung des Bundes gehabt, wie Chur im Gotteshausbund, indem der regierende Landammann von Davos von Amtswegen zugleich Bundslandammann war und auch die übrigen Bundesämter von Davos aus besetzt wurden. Der Sohn des Chronisten Guler, J. P. Guler, rief dann eine Agitation hervor, um die Vorherrschaft von Davos zu brechen. Dies führte nach erbitterten Kämpfen zu jenem Spruche des nachherigen Bürgermeisters C. Waser, welcher Davos seiner bisherigen Führerrolle ent-

kleidete. Immerhin blieb der Landschaft das Vorrecht, alle 4 Jahre den Bundslandammann zu wählen; auch mußte ihr der Sitz der Bunds- und Beitage im dreijährigen Turnus, des Archives und der Rüstkammer des Bundes belassen werden. Der Schwerpunkt der Veränderung lag in der Bestimmung, daß die sämtlichen Bundesämter im Uebrigen frei aus allen Gerichten gewählt werden konnten.

Jeder der drei Bünde bildete gleichsam einen Staat für sich, und je im einzelnen Bund erscheinen wieder die Gerichte als kleine Staaten im Staate, mit eigener Gesetzgebung über gerichtliche und administrative Angelegenheiten. Was speziell den Zehngerichtenbund anbelangt, so hatte er keine konzentrierte Gesetzgebung, also in keiner Weise so etwas, was nach heutigen Begriffen wie eine amtliche Gesetzessammlung ausgesehen hätte. Die Originaldokumente der gelegentlich gefaßten Bundesbeschlüsse wurden im Archiv von Davos aufbewahrt, beglaubigte Abschriften derselben den einzelnen Gerichten übersendet. Ein Bundesgericht gab es nicht. Die Durchführung der Bundesgesetze mußte deshalb vielfach von dem guten Willen der einzelnen Gerichte abhängen. „Zwar so weit sie in die Jahrbücher aufgenommen wurden, traten sie in zweifellose Wirksamkeit; so weit dies aber nicht der Fall war, blieb dies fraglich. Und zwar um so mehr, als lange Zeit hindurch die eigentümliche Auffassung verbreitet gewesen zu sein scheint, daß zwar durch Annahme von Seiten des Bundes die Gesetze auch sofort in den einzelnen Gerichten Gesetzeskraft erhielten, daß aber diese letztere eine absolute nur soweit sei, als es sich um Angehörige verschiedener Gerichte handelte, daß dagegen, soweit lediglich Gerichtsgenossen beteiligt waren, die Bundesgesetzgebung nur einen subsidiären Charakter in Anspruch nehmen dürfe. Aber auch wenn das erstere der Fall war, hing die wirkliche Anwendung des Bundesrechts oft davon ab, ob die Inter-

vention des Bundes angerufen wurde und ob derselbe einen genügenden Druck entfaltete.

So heißt es im 4. Davoser Protokollbuche unter dem 30. April 1648: „Betr. des erbfahls halben ist unser Meinung . . . daß unsere gerichts- und pundgenossen der herrschaft Meyenfeld sich dem algemeinen erbfal unsers punds nachrichtent und dahin gehalten werdent." (Rechtsquellen des Kantons Graubünden von Dr. R. Wagner.)

Wir können auf die Bundesgesetzgebung nicht näher eintreten, sondern wollen nur bemerken, daß sich dieselbe u. a. bezog auf Erlasse betreffend:

Erbfolge, Vertretung vor Gericht, Kornverkauf, Kleidertracht ꝛc., Eherecht, Aemterkesselei, Amtsfähigkeit Eingewanderter, „Form des peinlichen Gerichts", Salzschaden, Zugrecht, Einbürgerung, Viehwährschaft u. s. w.

Viel Kopfzerbrechens scheint den Leuten früher wie jetzt auch noch das Erben verursacht zu haben. Die Grundlage der diesfälligen Gesetzgebung ist der im Jahre 1469 erlassene und in fast allen Landbüchern enthaltene „Eniklibrief." Ihm folgten dann im Laufe der Zeit eine ganze Menge Ergänzungs- und namentlich auch Erläuterungsgesetze.

Die Gesetzgebung der einzelnen Gerichte beschränkt sich naturgemäß der Hauptsache nach auf die Gebiete des Rechtes und der Polizei. Diese Gesetze sind zusammengefaßt in den sogen. Landbüchern. Vor dem Jahre 1654 besaßen solche die Hochgerichte Klosters und Schiers-Seewis, nicht aber das Hochgericht Castels. Das letztere geht hervor aus einer Bemerkung eines im Gerichtsarchiv von Jenaz liegenden Protokollbandes, die Zeit von 1642—1679 umfassend, woselbst es heißt:

„Nachdem sich befunden hat, daß ein ehrsame landschaft oder hochgericht Castels im Prättigau nicht wie andere gerichte oder landschaften auch ein landbuch und ire landrächte und

breüch darin verschrieben, sondern die vorgesetzten dieselben, in vorgefallnen notwendigen bedörfen von zeit zu zeit mundlichen und mehrmalen underschiedenlich eroffneten," deshalb sei eine Kommission erwählt worden u. s. w. Diese völlig authentische Nachricht schließt indessen weder die Existenz von Bußenordnungen aus, wie solche in damaliger Zeit zwischen der Herrschaft und den Gerichtsgemeinden festgesetzt zu werden pflegten, noch auch das Vorhandensein von Ortsstatuten der einzelnen Dörfer. Von den letzteren sind sogar eine ganze Reihe erhalten. Von diesen ist gedruckt: „Alter Gemeinbrief der vier Gemeinden Luzeiner-Seits" v. J. 1592, mit Erläuterungen von 1768 und 1796; in dem letzteren Jahre zu Luzein „gedruckt in der Druckerei des Herrn Pfarrer Pol durch J. G. M. J. Maurer."

Dieser Brief bildete bis vor zirka 25 Jahren eigentlich das einzige Statut der jetzigen Gemeinde Luzein und wurde damals der Verfasser dieses Büchleins auf einer Gemeindeversammlung hart angefahren, weil er jenen alten Schinken nicht mehr als eine für die heutige Zeit passende Gemeindeverfassung gelten lassen wollte.

Um aber wieder auf die Hochgerichtsstatuten zurückzukommen, so berichtet eine „Sammlung etwelcher Lands-, Punts-, Gerichts- und Gemeindsstatuten ꝛc. angefangen zu Malans 1746 ꝛc.", jetzt im Besitze des Herrn Gemeinderat Lietha in Seewis, über das erste Landbuch des Hochgerichtes Schiers-Seewis Folgendes:

„So viel ich aus alten schriften bis dato gesehen, haben unsere werthen voreltern des Hochgerichts Schiers und Seewis ihre lands-stattuta anfänglich anno 1555 in eine gewisse ordnung bringen und schreiben lassen, wovon noch heut zu tage copeyen vorhanden. Dieses stattut- oder landbuch begreift überhaupt in sich den damaligen erbfall und übrige unsers hochgerichts geschriebene gesetze. Es leüchtet aus sothanem buch,

nach dem altväterischen stylo, eins und dz'andere hervor, welches mit unserem heutigen oder jetzigen landbuch nicht allerdings harmonieret und übereinkommt."

Von dem im Jahre 1833 zu praktischen Zwecken im Druck herausgegebenen, vollständig aber nur im Gerichtsarchiv in Klosters vorhandenen Landbuch des Hochgerichtes Klosters (Sammlung sämtlicher Statutarrechte der Bünde, Hochgerichte und Gerichte des eidgenössischen Standes Graubünden, herausgegeben von der geschichtsforschenden Gesellschaft daselbst) nimmt Wagner an, daß es im Jahre 1556 noch nicht existierte, denn in diesem Jahre wurde ein Erbfall in Urkundenform erlassen; anderseits ergiebt sich aus dem Landbuch selbst, daß es vor dem Jahre 1649 entstanden sein muß, da die österreichischen Herrschaftsrechte darin anerkannt und vorausgesetzt werden.

Wohl infolge des Auskaufes von Oesterreich faßte man in den drei Hochgerichten den Plan, ein materiell übereinstimmendes Landbuch abzufassen, und am 21. Mai 1654 haben Abgeordnete derselben in Fideris einen Entwurf festgestellt, welcher dann nach einer abermaligen Beratung durch Deputierte des Hochgerichtes Castels, ebenfalls zu Fideris am 31. Oktober 1654, in diesem Gesetzeskraft erlangt hat. Das Gleiche muß im Hochgericht Schiers-Seewis der Fall gewesen sein. Dagegen behielt das Hochgericht Klosters sein älteres Landbuch bei, mit Beifügung einiger Zusätze.

Die der Hauptsache nach übereinstimmenden Landbücher der Hochgerichte Castels und Schiers-Seewis sind in den Rechtsquellen des Kantons Graubünden von Wagner und Salis abgedruckt mit Angabe der Besitzer, bezw. Verwahrorte der Originalien.

Die erwähnten Landbücher enthalten u. a. Bestimmungen über:

Den Zeitpunkt der Abhaltung der Landsgemeinde (In Castels erster Sonntag nach Jörgi, wenn dies nicht der Ostertag ist; in Schiers-Seewis am ersten Maisonntag);

Gerichtlichen Ausstand;

Einvernahme, Entschädigung von Zeugen;

Vertröstungen („Jeder der rechten will, ist schuldig ein tröster in das recht zu geben, vor daß sein anbringen verhört wird. Derselbig wo tröster worden ist, ist schuldig diejenige Kostungen, so deme der ihn versetzt zugelegt werden, zu bezahlen; jedoch daß er seine rechte und schadloshaltung bey den andern suchen möge"):

Weibellöhne; Folgen des Nichterscheinens vor Gericht und Nichteinhaltung von Fristen (z. B. „Wenn auf jemands anhalten recht gesezt wird und der kläger, antworter (d. h. der Beklagte) oder kundschaften über empfangenes bott nit erscheinen, oder die parteyen sich vergleichen und nicht bey zeiten abwüssen ließen (d. h. den Prozeß ab Recht nehmen. Der Verf.) soll man den saumseligen zulegen den schaden (Kosten) und die gehorsamen mögen auf der ungehorsamen Kosten ein marend thun, alles nach gerichts erkanntnuß");

Schatzung; Vogteien; Eherecht; Pfandrecht Zugrecht; Viehwährschaft; Nachbarrecht; Niederlassungspolizei; Steg und Weg;

Lebensmittelverkauf: a) „Es sollend auch alle diejenigen personen, so korn und salz ins land führen, wann sie von personen der obrigkeit gemahnet werden, schuldig seyn, bey ihren eyden zu eröffnen, was für kauf oder sonst kosten sie darauf gelegt haben und dannethin es nit theürer verkaufen als ihnen befohlen worden ist, bei buß jedesmal 2 pfd. pfennig, dem land gehörig."

b) „Es sollend auch die wirthen oder weinhändler überschlagshalber jederzeit demjenigen nach sich richten und halten,

was diesorts von zeit zu zeit verordnet ist oder wird, bey obgemelter buß."

c) „Item die müller sollend sich bey dem alten lohn vergnügen und nit mehr von jedem das sie mahlen als den 24igsten theil für ihren lohn nehmen."

Hausierwesen; Vagantentum; Jagd auf Raubtiere; Erlassung von Amtsverboten; Sonntagsfeier; Polizei- und Strafordnung im Allgemeinen.

Anmutig klingt z. B. das Gesätzlein über das sogen. Pößlen: „Weilen auch etwan diejenigen ledigen personen in den gemeinden oder nachbarschaften gemeinlich und theils etwa ehrliche leüth zu zeiten nächtlicher wies oder sonsten in unterschiedliche wege mit tücken, so man bosheiten nennt, zu beleidigen jederzeit begierig gewesen und würklichen vollbringend, solle fürohin jeglicher deme dergleichen widerfahret befügt seyn, um solche erfolgte bosheit, daraus nit Diebstahl zu ermessen noch zu schöpfen wäre, diejenigen, so bey ihme in argwohn kommen wären, mit recht auf den eyd zur bekanntnuß, um sich selbs und sein wüssen zu eröffnen, zu treiben. Und sollen die schuldigen einen oder mehr dem Land nach gerichtserkanntnuß buß verfallen und was verböseret worden zu zahlen schuldig seyn. So aber in diesem fall ein unschuldiger zum eyd getrieben wurde, dem soll man die belohnung als einer kundschaft geben und erstens der, solche abtragen und seine rechte demnach zu demselbigen haben."

Ueber Straßenunterhaltung enthalten die Landbücher das Vorbild des auch von der jetzigen Kantonsgesetzgebung noch als Bau Bau ausgestellten „Landesheiligen" von 1684, nämlich folgende Bestimmung:

„Ein jede gmeind oder nachbarschaft solle, so weit ihr bezirk langt, die gewohnlichen straßen wol wandelbar, sauber und gut zu machen und erhalten schuldig sey, bei 5 pfund d. buß und da aus mangel der straßenerhaltung einer oder an-

deren frömden oder einheimischen person schaden begegnete, den erfolgten schaden zu ersetzen schuldig seyn."

Auf die, nebenbei bemerkt, nach heutiger Auffassung wenig systematisch geordneten Materien der Landbücher näher einzutreten, fällt nicht in unsere Aufgabe.

Die drei Hochgerichte miteinander erließen dann im Jahre 1658 noch Gesetze über:

Das Verfahren bei Hexenprozessen (Gegen deren Ueberhandnahme — es hatte sich namentlich das Hochgericht Castels im Jahre 1655 durch Hexenverfolgung hervorgethan — der Ilanzer Bundestag von 1657 eingeschritten war). Die drei Prättigauer Gerichte erklären nun im Jahre 1658, daß sie die von einer Kommission jenes Bundestages aufgestellte Hexenprozeßordnung, welche auf ein etwas menschlicheres Verfahren tendierte, annehmen;

Fest- und Sonntagsfeier; Landstraßen (dem Wesen nach wie die obzitierte Bestimmung, aber ausführlicher); Geldzinsen; Schuldverschreibungen; Schatzung; das Bevogten; Unzucht; das Spielen; Heumessen; für Kauf des Viehs; Arrest; Taxen für Handwerker.

Ueber die Wahlart und die Composition der Gerichte enthalten die Landbücher von Castels und Schiers-Seewis keine andere Bestimmung, als daß die Wahl „nach alten bräuchen" erfolgen solle. Die Gerichte, d. h. Hochgerichtsgemeinden, konnten es diesfalls halten, wie sie wollten. Was für die Gerichte selbst etwa an der Qualität fehlte, scheint man durch das Quantum der Richter ersetzt zu haben, denn es gönnten sich z. B. die Gerichte den Luxus von je einem Landammann und 12 Geschwornen. Die letztern mußten in Castels-Luzein den einzelnen Gemeinden folgendermaßen entnommen sein: Luzein 4, Pany 2, Buchen 2, Puz 1, St. Antönien (-Castels) 3.

Dazu kam dann noch der Schreiber, der zwar in der Regel nicht lesen, aber wie wir annehmen, ganz gute Protokolle verfassen konnte. An einzelnen Orten mußte diese Würde mit schwerem Geld erkauft werden.

Die Wahl war keine freie und die Landsgemeinde, auf welcher die Bürger so viele schöne Worte von der Freiheit zu hören bekamen, größtenteils nur Dekoration. Das im Jahre 1833 gedruckte Landbuch des Hochgerichtes Klosters enthält über das Wahlverfahren folgende, wohl den „alten bräuchen" entsprechende, aber wahrscheinlich erst bei der Herausgabe redigierten Bestimmungen:

Wahl des Landammanns im innern Gericht:

„Am Besatzungssonntag, nach beendigtem Gottesdienste, treten die zwei ältesten Männer aus jeder der drei das innere Gericht Klosters bildenden Gemeinden zusammen und ernennen je zwei zusammen, durch geheime Unterredung, zwei Besetzer aus ihrer Gemeinde, welche gemeindweise den Gemeindsleuten zur Annahme oder Verwerfung vorgeschlagen werden. Diese Besetzer, deren Präsident oder Vorsitzer, alter Uebung gemäß, aus der innersten Gemeinde ist, treten sodann zusammen und machen einen dreifachen Vorschlag für das zu besetzende Landammannamt, aus welchem Dreiervorschlag sämtliche Gerichtsbürger durch Handmehren einen Landammann erwählen.

Wahl des Landammanns im äußern Gericht.

In diesem Gericht erwählt jede Gemeinde, als Saas, Küblis, Konters, St. Antönien (Ascharina und Reute) so viele Besetzer, als sie Geschworne in das Gericht zu geben berechtigt ist. Ihre Wahl geschieht folgendermaßen:

1. In Saas, welche Gemeinde drei Besetzer bestellt, wird der erste (der zugleich Präsident der Besetzerschaft ist) vom jeweiligen ältesten Mann in der Gemeinde vorgeschlagen, dieser gibt den zweiten und die austretenden drei Geschwornen den dritten Besetzer dar.

2. In Küblis schlagen die zwei austretenden Besetzer die zwei neu zu erwählenden der Gemeinde vor.

3. In Konters steht der Vorschlag des neuen Besetzers ebenfalls dem austretenden Besetzer zu.

4. In St. Antönien begeben sich vor dem Besetzungs-Sonntage die zwei aus dem Amte tretenden Geschwornen samt einem Gemeindsvogt zum ältesten, an Verstand noch ungeschwächten Mann, der zwei Gemeinden, und diese schlagen auf deren Aufforderung jeder einen rechtschaffenen Mann zum Besetzer vor.

Alle Besetzer müssen von den Gemeinden bestätigt werden.

Diese acht Besetzer treten sodann am Besatzungstage unter dem Präsidium des ersten Besetzers von Saas zusammen und machen einen Dreiervorschlag, aus welchem sodann die Landsgemeinde einen zum Landammann erwählt.

Von Erwehlung der Rechtsprecher.

Die Besetzer treten mit dem neugewählten Landammann nebst Schreiber in geheime Unterredung, und erwählen (im innern Schnitz in der innersten Gemeinde, im außern in Saas anfangend) die Gerichtsbeisitzer.

Daß kein Besetzer soll in Rat genommen werden.

Dieweilen zu etlich Mahlen bey den Besetzern Praktiken geführt, daß welcher (zu den) Besetzeren verordnet (war), alsdann ihme selbsten in den Rath geholffen, das soll fürohin ganz abgestellt seyn, daß welcher ein verordneter Besetzer ist, der soll auf denselbigen Tag nit ins Gericht getan werden."

Ueber die „Bsatzig" im Gericht Seewis konnten wir Folgendes in Erfahrung bringen:

„Bis zum Jahre 1801 wurde die Bsatzig bei uns jedes Jahr, von da an nur alle zwei Jahre abgehalten und zwar jeweilen am letzten Sonntag im April a. K.

In Vorbereitung zu derselben wurde gewöhnlich an dem der Landsgemeinde vorausgehenden Ostermontag — an welchem

Tage auch die Aufnahme der Bußfälle der verflossenen Amtsperiode erfolgte — Umschau gehalten nach dem zukünftigen Landammann und der für dessen Wahl erforderliche Dreiervorschlag festgestellt.

Bei diesem Dreiervorschlag waren die beiden erst Vorgeschlagenen nur Figuranten. In der Regel waren es Männer, die zwar die Befähigung für das Amt besaßen, von denen man aber wußte, daß sie sich einer Wahl nicht unterziehen würden. Der eigentlich Auserkorene und der von dem die Obrigkeit eine eventuelle Annahmserklärung erhalten hatte, wurde erst in dritter Linie vorgeschlagen.

An der Landsgemeinde eröffnete denn auch der Landammann nach seiner Abdankungsrede den Dreiervorschlag der Obrigkeit in folgender Weise: Als erster Dreier wird Herr A. vorgeschlagen, als zweiter Dreier Herr B. und als dritter Dreier und zukünftiger Landammann Herr C.

Die Wählerschaft fügte sich gehorsamst den Anordnungen der w. w. Obrigkeit und gab jubelnd ihre Stimme dem als dritten Dreier und Landammann Vorgeschlagenen.

Nach erfolgter Wahl und Beeidigung des Landammanns schied sich die Wahlversammlung aus nach den einzelnen Gemeinden des Gerichts behufs Vornahme der Wahl der Beisetzer. Die Gemeinde Seewis hatte 6, Fanas 4 und Vorder-Valzeina 2 Beisetzer zu wählen.

Diese Wahlen wurden bei jeder Abteilung so vorgenommen, daß die Geschwornen der alten Obrigkeit ihrer Reihenfolge nach je einen Beisetzer in Vorschlag brachten und nach diesem Vorschlag abgestimmt wurde. In jeder Gemeinde war es üblich, deren ersten, oder Platz-Cavig (Vorsteher) als erste Beisetzer vorzuschlagen und zu wählen.

Mit der Wahl der Beisetzer war überhaupt das Wahlgeschäft der Landsgemeinde erledigt.

Die alte Obrigkeit mit dem alten und neuen Landammann und den Beisetzern begaben sich nun zum Mittagessen auf das Rathaus. Sobald die Herren dem Bedürfnis des Magens Genüge gethan hatten, wurde der Tisch abgeräumt und zur Bestellung der künftigen Obrigkeit geschritten.

Zunächst ermahnte das neue Gerichtshaupt die Herren Beisetzer, ihre Stimme nur den Wägsten und Besten zu geben. Sodann wurde jeder Beisetzer der Reihe nach aufgefordert — zuerst die von Seewis, dann die von Fanas und endlich die von Valzeina — seine Auserwählten „darzugeben". Der „Dargegebene" war ohne weitere Wahl Mitglied der neuen Obrigkeit und zwar in derjenigen Reihenfolge, die der betreffende Beisetzer eingenommen hatte.

Da Mittagessen und die Dargabe der Beisetzer oft bis in die Nacht hinein dauerten, wurde die Bestellung der neuen Gerichtsbehörde erst am andern Tage bekannt. Die Beeidigung der Geschworenen erfolgte zumeist am Pfingstmontag, ihr Amtsantritt aber gleich nach der Wahl.

Die eben geschilderte Wahlart hat bis und mit der Landsgemeinde des Jahres 1847 bestanden. Für diejenige der Landsgemeinde des Jahres 1849 war insoweit eine Aenderung eingeführt, als die Beisetzer am Sonntag vor der Landsgemeinde in den Gemeindeversammlungen jeder Gemeinde gewählt wurden und dann der Landsgemeinde und dem Präsidium des neuen Landammanns die Geschworenen durch Skrutinium wählten.

Diese Wahlart hat aber nur im Jahre 1849 bestanden, indem bekanntlich für das Jahr 1851 das neue Kantonsgesetz über die Kreiswahlen in Kraft getreten ist."

Im Gericht Schiers wurde der Landammann von der Landsgemeinde direkt und frei gewählt, hinsichtlich der Geschworenenwahl aber folgendes Verfahren eingehalten: der älteste Einwohner von Fajauna hatte das Recht und die Pflicht, den ersten Beisetzer „darzugeben", d. h. zu ernennen. Der erste

Bsetzer gab dann den zweiten dar, der zweite den dritten u. s. f., bis alle 12 Bsetzer (gleich der Anzahl der Geschwornen) da stunden. Diese Operation ging nicht so rasch von statten wie man glauben sollte, denn die Bsetzer durften mit einander nicht näher als bis zum dritten Grade verwandt sein, und da hieß es zuerst immer sorgfältig die verwandtschaftliche Entfernung der Dargegebenen ausmitteln. Stellte es sich dann heraus, daß der Letztdargegebene nicht in der vorgeschriebenen Entfernung zu einem der Uebrigen stund, so mußte ein anderer Vorschlag, der im Uebrigen wie bereits bemerkt zugleich Wahl bedeutete, gemacht werden. Nach der Wahl des Landammanns und nach jeder endgültigen Nomination eines Bsetzers schlugen die Tambouren Wirbel. Nach fertiger Ernennung der Bsetzer traten dieselben auf dem Rathause zur Wahl der Geschwornen zusammen, welche infolge der Erquickungen und der Verwandtschaftsausmittelungen mitunter bis tief in die Nacht hinein dauerte. Die freien Wähler aber zerstreuten sich auf die vorhandenen Wirtschaften und thaten sich dort auf Kosten des künftigen, von der Obrigkeit erst noch zu wählenden Gerichtsschreibers gütlich. Daß dabei demselben alle Ehre angethan wurde, beweist folgender Vorfall: Einer der freien Männer feuerte die anderen mit den Worten zur Tapferkeit an: „Jetz wömmer ämmal no fräſſen und ſuffen gnueg, das bſahlt denn Eina, wa d'Schue nid mid Wida bindt!" Der gute Mann war dann aber später sehr betreten, als er erfuhr, daß er als Schreiber gewählt worden sei; der hatte das Amt nicht gesucht. So eine Uerte belief sich mitunter auf 300—400 Gulden.

Im Gericht Castels-Luzein war die Wahl des Landammanns ebenfalls eine freie. Bsetzer (12, gleich der Anzahl der Geschwornen) waren in der jetzigen Gemeinde Luzein von amtswegen die Cavigen, auf die einzelnen Ortschaften so verteilt wie die Geschwornen. Da aber Luzein selbst nur zwei Cavigen, dagegen Anspruch auf 4 Bsetzer

hatte, so gaben für diese Ortschaft der ab- und antretende Landammann noch zwei dar. Für St. Antönien (Castels) ernannte der älteste anwesende Bürger die auf jene Gemeinde entfallenden 3 Bsetzer.

Alle Bsetzer zusammen wählten auch hier die Geschwornen. Die Landsgemeinde selbst wurde auf dem Platz unter dem Sprecher'schen Hause abgehalten.

Auf ähnliche Weise fand die Gerichtswahl im Gericht Castels-Jenaz statt.

An einzelnen Orten scheinen die Kandidaten für das Landammannamt der Einsicht der freien Bürger mit klingenden Gründen bedeutend nachgeholfen zu haben. So durfte denn auch zu Anfang dieses Jahrhunderts eine Frau Landammann einer Kollegin, mit der sie in Streit geraten war, den Vorwurf machen:

„Weist Du, mier heind d's Landammannamt g'kauft und b'sahlt, und Jehr heids nun gäbättlet."

Was sich die Gerichtsgemeinden punkto Richterzahl und „Uerten" geleistet haben, geht nicht nur aus den obigen Angaben, sondern auch aus der folgenden im Jahre 1803 von der Regierungskommission erlassenen und 1820 vom Großen Rate bestätigten Verordnung hervor:

„1. Da allzuzahlreiche Gerichte der Justizverwaltung hinderlich sind, so soll auch fürohin kein Gericht, ungeachtet aller diesem entgegenlaufenden Uebungen, in größerer Anzahl einsitzen mögen, als in derjenigen von 16 Mitgliedern und einem Richter; die allfällig mehr gewählten dienen, in Ereignissen, als Zurichter, um die Abwesenden zu ersetzen.

2. Die in allen Rücksichten sehr unanständigen, kostspieligen und schädlichen Uerten der Richter sollen, bei Verantwortlichkeit der ungehorsamen Gerichte gegen den Kleinen Rat, abgestellt sein und bleiben, und soll jeder Richter und Geschworene seine Mahlzeiten selbst bezahlen; dagegen soll bei einer Dorf-

obrigkeit den Mitgliedern eines Gerichtes erlaubt sein, bis auf Einen Gulden, — den Mitgliedern einer Hochgerichtsobrigkeit, oder denjenigen eines aus mehreren Ortschaften bestehenden Gerichts aber bis auf eine Krone und Kreuzer zwölf für eine jede Stunde Wegs als Salarien für jeden Tag einer gerichtlichen Sitzung beziehen zu mögen.

3. Der Große Rat, indem er jeden Mißbrauch hierin durchaus mißbilligt, fordert die betreffenden Gerichtsobrigkeiten nachdrücklich auf, sich bei Festsetzung der Salarien, Taxen oder obrigkeitlichen Gerichtskosten genau an die Bestimmung obiger Vorschrift zu halten, daneben auch die Gerichtsprozeduren, dem Rechte unbeschadet, wo es immer möglich ist, abzukürzen."

Sämtliche Gerichte der drei Bünde entsandten 64 Abgeordnete auf den dem heutigen Großen Rat entsprechenden Bundestag, nämlich:

Chur	2	(im Jahre 1633 noch 3)
Bergell-Obporta .	1	
Bergell-Unterporta .	1	
Fürstenau . . .	1	
Oberhalbstein . .	1	
Tiefenkasten . . .	1	
Oberengadin . . .	2	
Ortenstein . . .	1	(im Jahre 1633 noch 2)
Bergün	1	
Obervaz	1	
Obervaltasna . .	1	
Untervaltasna . .	1	
IV resp. V Dörfer .	2	
Puschlav	2	
Remüs-Schleins .	1	1633 miteinander 3.
Stalla	1	
Avers	1	
Münsterthal . . .	1	

Disentis	2	
Lungnez	2	
Grub	2	
Flims	2	
Waltensburg . .	1	
Rhäzüns-Bonaduz .	1	
Ems-Felsberg . .	1	
Oberfaxen . . .	1	
Laax	1	
Rheinwald . . .	2	
Schams	2	
Thusis	1	
Heinzenberg . . .	1	
Trins-Tamins . .	1	
Schleuis	1	
Vals	1	
Safien	1	
Tschappina . . .	1	
Tenna	1	
Misox	1	
Roveredo	1	
Calanca	1	
Davos	2	(im Jahre 1633 = 3, „so sie sich selbst angemaßet haben" — die dritte Stimme nämlich — heißt es in der betr. Rekapitulation)
Klosters	2	
Castels-Luzein . .	1	
Castels-Jenaz . .	1	
Schiers-Grüsch . .	1	
Seewis	1	
Maienfeld . . .	2	
Belfort	1	

Churwalden . . . 1
Schanfigg . . . 1
Langwies 1
Es hatten also
der Obere Bund 28
der Gotteshausbund 22 und
der Zehngerichtenbund 14 Abgeordnete.

Die Kantonsverfassung vom Jahre 1814 setzt die Mitgliederzahl des Großen Rates auf 65 fest. Dieser Anzahl entsprach diejenige der sogen. Comitialstimmen. An das Volk ausgeschriebene Rekapitulationspunkte mußten nämlich, um Gesetzeskraft zu erlangen, nicht von der Mehrheit aller im Kanton Stimmenden angenommen sein, sondern die Mehrheit — Anträge auf Verfassungsänderungen Zweidrittelsmehrheit — der Gerichts- oder Comitialstimmen haben. Auf die Mehrheit aller stimmenden Bürger kam es nicht an; diese wurde von den Kantonsbehörden nicht ermittelt, sondern nur diejenige der Comitialstimmen. Es konnte also ganz wohl geschehen, daß die Volksmehrheit eine Vorlage annahm, dagegen z. B. 35 Gerichte sie ablehnten: dann war die Vorlage verworfen.

Durch das Repräsentanzgesetz von 1836 wurden die Comitialstimmen auf 66 festgesetzt, für den Zehngerichtenbund wie folgt:

Davos 2
Klosters 2
Castels 2
Schiers-Seewis 3
Maienfeld 2
Belfort 2
Schanfigg und Langwies . . . 1

Hiernach richtete sich nicht nur die Vertretung im Großen Rate, sondern auch die Bestreitung der Kantonslasten (Vergl. § 2 des genannten Gesetzes).

Was speziell das Prättigau anbelangt, so bestimmt ein Kantonsgesetz vom 18. Juli 1837 hinsichtlich der Repräsentanz der Gerichte Schiers-Seewis folgendes:

„Nach der Seelenzahl trifft es, von 36 Boten in 12 Jahren, dem Gericht Schiers und Grüsch, auf 2487 Seelen, 23 Boten, dem Gericht Seewis, auf 1394, 13 Boten.

„Die Kehrordnung wird also festgesetzt, daß in den ersten 11 Jahren das Gericht Schiersch und Grüsch jährlich zwei, und das Gericht Seewis jährlich einen Boten, im zwölften Jahre aber das Gericht Schiers und Grüsch einen, und das Gericht Seewis zwei Boten zu schicken hat."

IV.

Einzelne Landschaftsbilder.

1. Standort Fideris.

Für den Besucher der Thalschaft, der gekommen ist, sie möglichst vollständig kennen zu lernen, bieten sich als Standorte namentlich Seewis, Fideris, Luzein, St. Antönien, Klosters und verschiedene Berghöhen dar. Nehmen wir als ersten den in der Mitte des Thales gelegenen, also Fideris. Um ihn zu erreichen, steigt der einwärts Reisende auf der Station gleichen Namens, d. h. in Fiderisau aus, benutzt hierauf den dort bereit stehenden Postwagen, oder geht zu Fuß hinauf zunächst in das auf einem sehr schönen Wiesenplateau stehende stattliche und freundliche Dorf. Dasselbe kann in einer guten halben Stunde auch von der Station Küblis aus erreicht werden, zunächst auf der Thalstraße, dann auf einem durch Buchenwald führenden Fußweg.

Hart am Rand der Berglehne in ziemlich schattiger Lage steht die kleine, aber nett eingerichtete Kirche. Sie war dem hl. Gallus geweiht und ursprünglich eine Filiale von Luzein. Auf dem sie umgebenden Friedhof stehen verschiedene Denkmäler, von denen namentlich zwei erwähnenswert sind, diejenigen des Dekans Luzius Pol und des Bundslandammanns Valentin Rofler. Pol war einer der gemeinnützigsten Männer seiner Zeit (geboren 1754 in St. Moritz, gestorben 1828 in Fideris), der stets unverdrossen sich be-

mühte, in seinem Kreise Gutes anzuregen und, soweit es seine Kräfte erlaubten, auch auszuführen. Namentlich bot er alles auf, leider vergeblich, um der fortschreitenden Versandung des Thalgrundes zwischen Schiers und Grüsch durch zweckmäßige Dämme zu begegnen. Es war dies freilich ein Unternehmen, das die Kräfte von Privaten weit überstieg und endlich nur durch beharrliches Zusammenwirken des Kantons und der Gemeinden erstrebt und zu Ende geführt werden konnte. Auch im Schulwesen, sowie durch wissenschaftliche Sammlungen im Bereiche der Naturkunde machte sich Pol verdient. Ein wertvolles Unternehmen war insbesonders die Herausgabe des „Neuen Sammlers", einer Zeitschrift für Gemeinnützigkeit und Wissenschaft. Einige Jahrgänge davon wurden in Luzein gedruckt. Eine ausführliche Biographie Pols enthält: „Sulzfluh, Exkursion der Sektion Rhätia S. A. C." (Chur, L. Hitz, 1865).

Eine nicht geringe Stütze für seine gemeinnützigen und wissenschaftlichen Bestrebungen hatte Pol an seinem Freunde Valentin Rofler, gewesenes Mitglied der Regierung als Haupt des Zehngerichtenbundes. Das Schulwesen der Gemeinde Fideris verdankt dem Rofler'schen Hause das Meiste, und es wird ferner mit dankbarer Anerkennung über dem Grabe Roflers ausgesprochen, daß, so lange er Gemeinde- und Gerichtsämter bekleidete, kein Prozeß in der Gemeinde Fideris geführt worden sei.

Nachdem wir nun den Toten unsern Tribut dargebracht, wenden wir uns dem Dorfe und damit den Lebendigen zu. Unmittelbar unter der großen Linde des Dorfplatzes steht das Rofler'sche, jetzt Herrn Nat.-Rat Bühler gehörende Haus, in welchem noch wertvolle Dokumente zur Geschichte des Thales liegen. Das Dorf weist noch andere stattliche Privathäuser auf. Von vorneherein den Blick auf sich zieht sodann das große, schön restaurierte Gemeindehaus, Schullokalitäten und Pfarrerwohnung enthaltend. Der Gasthof zum „Sternen"

und die „Badwirtschaft“ u. s. w. deuten die Nähe des Bades an. In einer halben Stunde kann dasselbe von hier aus erreicht werden. Die im Sommer vom Postwagen befahrene Straße führt an den Pensionen „Quadera“, „Kulm“ und „Aequasana“ vorbei. Die Punkte laden zum Verweilen ein. Man hat vor sich das ganze Dorf, auf seiner wohlangebauten Terrasse sich sonnend.

Gerade dem Dorfe gegenüber erheben sich auf jähen Wänden die Trümmer der Veste Putz, einst der Sitz der österreichischen Landvögte. Jetzt wachsen über die Mauern des Schloßhofes heraus stattliche Bäume, grünende Sinnbilder der immerdar lebensfrischen Freiheit. Hinter der Veste lehnen sich die einfachen Häuser des gleichnamigen Dörfchens an den Berg. Dasselbe ist eine Fraktion der politischen und ein Bestandteil der Kirchgemeinde Luzein. — Schweift nun der Blick thaleinwärts, so trifft er zunächst auf die dem Morgenlichte zugewandten Dörfer Luzein und Pany, deren Gebiet mit Recht der Sonnenberg heißt, und über Pany nordostwärts grüßt das St. Antönierthal herüber, seine weißgrauen Bergriesen dem Blick enthüllend. An der Thalmündung ruht Küblis in grünen Wiesen und über ihm auf hoher Terrasse gelagert der Weiler Telfsch mit der Ruine der Burg Obersansch oder Kapfenstein. Diese Burg hat wohl zuerst den Edeln von Kapfenstein gehört, einem deutschen Geschlecht, das im XI., XIII. und XV. Jahrhundert genannt wird. Die Edeln von Sansch, welche von den einheimischen Chronisten zum alten rhätischen Dienstadel gezählt werden, haben dann das Schloß von seinen ersten Besitzern an sich gebracht und ihm den Namen Sansch zugegeben. Später wird als Eigentümerin desselben auch eine Familie Straiff genannt, von der es durch Kauf an Graf Friedrich den Alten von Toggenburg überging. Jetzt ist die ein schöne, aber nicht besonders große Burg zerfallen. Vom Ganzen stehen nur noch die etwa 20 m lange und 7 bis 8 m hohe

südliche und ein Stück von der östlichen Schloßmauer, eine halb mit Schutt gefüllte Kelleröffnung und Spuren von Grundmauern im Innern des Schloßbezirkes. Im ehemaligen Schloßhof gedeihen zwei prachtvolle Buchen, weißstämmige Birken, knorrige Eichen, hochstämmige Espen; den Absturz gegen das Schanielatobel verdeckt eine dichte, regelmäßige Wand junger Tannen. — Ungefähr in gleicher Linie mit dieser Burg winkt, eine halbe Stunde östlich gelegen, der schlanke weiße Kirchturm von Saas mit seiner Kuppel. Erhebt sich aber der Blick von diesem Turm aus an den Horizont, so treten ihm die Mauerkronen des Saaser Calanda entgegen, an denen sich unverkennbar die Spuren einer gewaltigen Gebirgsablösung nachweisen lassen. Der Calanda wird überragt von der ebenfalls sichtbaren imposanten Rätschafluh (2707 m). Wendet sich der umschauende Blick nach links, so ruht er vor allem auf dem großen Dorfe Jenaz, das die Thalsohle völlig ausfüllt und von beiden Thalrändern sich emporzieht. Die alten Flußränder des linken Ufers, über denen der älteste Teil des Dorfes ruht, lassen sich der ganzen Thalmulde entlang mit großer Bestimmtheit verfolgen. Indem sich der Fluß im Laufe der Zeiten in die Tiefe grub, näherte er sich stufenweise dem rechten Ufer, dasselbe bis auf den nackten Fels unterspülend.

Da wo dann außerhalb Jenaz das Auge auf dem grauen Kiesgefilde des Furnerbaches ruht, steht jenseits des weiten Tobels, aus dem der Waldstrom hervortritt, der westliche Teil des Hochwangplateaus, die Furner- und Valzeiner-Berge in sich schließend. Dort liegt auf sonnigem Abhang hoch über dem Thalgrund (1361 m) die Kirche von Furna, zu der die weithin zerstreuten Höfe dieser Berggemeinde eingepfarrt sind.

Der Standpunkt ist indes nicht hoch genug, um über das Plateau hinwegblicken zu können, dagegen zeigt sich gegenüber der Furnamündung auf der Sonnenseite des Thales das freundliche, in einem Obstwäldchen versteckte Dorf Buchen,

die größte der vier Fraktionen der Gemeinde Luzein, eingepfarrt nach Jenaz. Darüber hinaus erheben jenseits des Fanaserberges Tschingel und Sceſaplana*) ihre hohen Häupter, zum Besuche einladend.

Erquickt von dem anmutigen Rundgemälde und wohl auch von einem Glas perlenden Veltliners aus den Kellern einer der drei Pensionen, setzen wir den Weg weiter fort, dem

Bade

zu. Durch lieblichen Tannenwald hin führt die Straße ohne namhafte Steigung bis auf den Rand östlich und von dort südlich abwärts steigend zu der über den reißenden Arieschbach führenden Brücke. Jenseits sind eingeengt zwischen zwei wilde Bergwasser die Kur- und Wirtschaftsgebäude des Bades.

Die Sauerquellen von Fideris sind seit Jahrhunderten bekannt und wurden vielfach gebraucht, anfangs von den Umwohnern, schon im 16. und 17. Jahrhundert aber von Leidenden aus der ganzen Ostschweiz und dem nahen Tyrol und Vorarlberg; mit den verbesserten Verkehrsmitteln kamen und kommen die Kurgäste aus immer weiteren Kreisen herbei.

Die im Jahre 1879 von den Herren Dr. A. Planta-Reichenau und Dr. A. Weber in Zürich vorgenommene Analyse der eine Temperatur von 7,7 ° C. aufweisenden Quelle hatte folgendes Ergebnis:

1. Die kohlensauren Salze als einfache Carbonate berechnet:

	In 1000 Teilen	Im Pfund 7680 Gran
Schwefelsaures Kali	0,03663	0,28131
Schwefelsaures Natron	0,04063	0,31203
Salpetersaures Natron	0,00148	0,01136
Chlornatrium	0,00487	0,03740
Kohlensaures Natron	0,52454	4,02846
Kohlensaurer Kalk	0,67575	5,18976

*) Letztere erst vom nahen Maiensäß Plattis aus sichtbar.

	In 1000 Teilen	Im Pfund 7680 Gran
Kohlensaure Magnesia	0,10360	0,79564
Kohlensaures Eisenoxydul	0,01191	0,09146
Kohlensaures Manganoxydul . . .	0,00008	0,00061
Kieselsäure	0,00798	0,06128
Thonerde	0,00097	0,00742
Spuren von: Salpetriger Säure, Phosphorsäure, Ammoniak.		
Nicht nachweisbar: Jod, Brom, Borsäure, Lithion, Cäsium, Rubid., Thallium, Baryum, Strontium.		
Summa fixer Bestandteile	1,40844	10,81673
Direkt bestimmt	1,39400	10,70590
Freie und halbgebundene Kohlensäure.	2,02564	15,55691
Wirklich freie Kohlensäure	1,45178	11,14967
Auf Volumina berechnet beträgt:	C. C. m	Cub.-Zoll
Freie und halbgebundene Kohlensäure bei Quellen-Temperatur 7,7 ° C. und 0,76 M. Druck	1051,27	33,63
Wirklich freie Kohlensäure bei Quell-Temperatur 7,7 ° C. und 0,76 M. Druck.	753,36	24.10

2. Die kohlensauren Salze als wasserfreie Bicarbonate berechnet:

	In 1000 Teilen	Im Pfund 7680 Gran
Schwefelsaures Kali	0,03663	0,28131
Schwefelsaures Natron	0,04063	0,31203
Salpetersaures Natron	0,00148	0,01136
Chlornatrium	0,00487	0,03740
Doppelt kohlensaures Natron . . .	0,74227	5,70063
„ kohlensaurer Kalk	0,97308	7,47325
„ kohlensaures Magnesia. . .	0,15785	1,21228

	In 1000 Teilen	Im Pfund 7680 Gran
Doppelt kohlensaures Eisenoxydul . .	0,01643	0,12618
„ kohlensaures Manganoxydul .	0,00011	0,00084
Kieselsäure	0,00798	0,06128
Thonerde	0,00097	0,00742
Spuren von: Salpetriger Säure, Phosphorsäure, Ammoniak.		
Nicht nachweisbar: Jod, Brom, Borsäure, Lithion, Cäsium, Rubidium, Thallium, Baryum, Strontium.		
Summa fixer Bestandteile	1,98230	15,22398
Wirklich freie Kohlensäure	1,45178	11,14967
Auf Volumina berechnet:	C. C. m	Cub.-Zoll
Wirklich freie Kohlensäure bei Quellen-Temperatur 7,7 ° C. und 0,76 M.	753,36	24,10

Das Wasser wird hauptsächlich und mit gutem Erfolg benutzt in Fällen von Blutarmut, nervösen Leiden, rheumatischen Beschwerden, chronischem Magenkatarrh, Verdauungsstörungen, Nierenleiden, Kehlkopfkrankheiten, Uterinal- und Blasenkatarrh und chronischem Luftröhrenkatarrh.

Fideris hatte einst zwei Bäder. Im Jahre 1464 giebt die Gemeinde dem Hans Spengler, genannt Wolf, das Badbrünneli im „Erischtobel under dem wäg, der gen allmaidas und gen Ersusch gät" samt Hofstatt, um ein Bad zu beginnen, zu einem Erblehen um 15 Schilling Pfennig Jahreszins. Wie lange dieses Bad bestanden, ist nicht bekannt; das Fundament der Gebäulichkeiten fand man vor ca. 20 Jahren, als man diese Stelle in Ackerland umwandelte. Die Quelle war von den Gebäulichkeiten entfernt und wurde durch hölzerne Teuchel zu denselben geleitet; sie wurde zu Ende des letzten Jahrhunderts verschüttet. In dem erwähnten Lehenbrief verpflichten sich die Einwohner von Fideris, so lange im unteren Bad Platz sei, keine Fremden in

das obere Bad zu führen. Es ist dies die erste urkundliche Erwähnung des jetzt besuchten obern Bades.

Dieses finden wir als Gerechtsame der Herrschaft von Castels urkundlich im Jahr 1497, wo es von Kaiser Maximilian I. an Heinrich Mathis von Schiers um fl 5 jährlichen Zins auf 10 Jahre verpachtet wurde; 1508 pachtete es Ulrich von Schlandersberg, 1521 ein Pelagi Hager um 7½ fl Jahreszins, und im Jahr 1529 hatte es ein Pargätzi von Fideris, zu welcher Zeit Junker Hans von Marmels österreichischer Vogt in Castels war. In diesem Jahr beschloß die Gemeinde Fideris, daß kein Einwohner mehr als ein Roß auf die Weide treiben dürfe; dagegen trat Pargätzi auf und sagte: er habe alles, was ihm Gott an Zeitlichem bescheert, auf das Bad zu Fideris im Tobel gelegt, nur mit einem Roß könnte er das Bad nicht versehen und müßte von demselben abstehen; man solle ihm, da das Bad ein Schatz und eine Gabe Gottes sei, in das so „meng siech presthaft Mensch" komme, der darin gesund oder mindestens gebessert werde, wenigstens drei Roß zu halten erlauben, mit denen er das Bad kaum noch bedienen könnte. Obschon frühere Badmeister nicht mehr als ein Roß zu halten nötig hatten, wurden ihm zwei erlaubt. Unermittelt ist, ob sich diese Urkunde auf das obere Bad oder das Badbrünneli bezieht; die Benennung „Tobel" läßt auf letzteres schließen. Im Jahr 1541 wurde es von Ferdinand I. an Landvogt Peter Finer von Aspermont auf Lebzeit vergeben. In einer Sommernacht des Jahres 1545 wurden alle Badgebäude durch die von einem Wolkenbruch angeschwellte Raschitscha weggerissen und die Quelle selbst zerstört. Erst nach langem Suchen fand man an einem andern Orte zwei Sauerquellen von verschiedener Stärke. Man führte nun neue Gebäude auf und suchte sie durch starke Wuhren gegen die Gewalt des Wassers zu schützen. 1547, sagt der Geschichtschreiber Campell, sah man eine Menge Männer einen ungeheuren

Wasserwärmekessel den schmalen Fußweg hinauf in das Bad schleppen. 1550 baute man die alte Küche, Metzg, Bäckerei, Spensa, in den folgenden Jahren den großen Keller, das Würthenstüble, Flohstelle, Landvogtenstüble, dann das Zwickezimmer, Tanzlaubezimmer und ein Zimmer im obern Gang. Conrad Geßner bewundert in seinem Werke »de balneis« 1553 die Pumpwerk-Maschine, durch welche das Wasser in den Badkessel geleitet wird, und hat dieselbe in Holzschnitt abbilden lassen; er war selbst in Fideris und vergleicht das Wasser mit einem herben Weine.

Finer war Vogt auf Castels, aber ein schlechter Haushalter; seine ökonomischen Verhältnisse wurden durch Verschwendung ruiniert. Die Quelle verpachtete er an Ammann Walther Däscher in Schiers im Jahr 1559 mit Vorbehalt des Landvogtstübchens (jetzigen kleinen Speisesaals) und Badkastens. Däscher trat in die Lehensrechte Finers und hob das Bad wieder. Er machte mit der Gemeinde Fideris einen Vertrag, laut welchem diese ihm gestattete: a) aus dem Badwald Holz für den Gebrauch des Bades und der Haushaltung, wie es Brauch und Gewohnheit war, zu beziehen, b) einen Garten anzulegen, c) ein Roß und eine Kuh auf die Allmeind zu treiben. Dagegen verpflichtete sich Däscher, Fideriser-Gemeindspersonen für zwei Pfennig zu baden, und wenn er das Bad verkaufen oder versetzen wolle, es zuerst der Gemeinde Fideris anzubieten.

Seit 1595 waren Jakob von Valär von Fideris und Hans Gärber von Igis Badmeister und Inhaber des Bades. In einem Streit mit der Gemeinde Fideris, welche den mit Walther Däscher abgeschlossenen Vertrag aufheben wollte, sagen sie, daß sie das Bad um eine große Summe gekauft, daß es ein Schatz über alle Schätze sei und von Gott dem Allmächtigen zu einem Mittel der Gesundheit verordnet, es sei gleich, für Edle und Unedle, Kleine und Große, Krumme und Lahme.

Sie legten auch einen Lehenbrief zwischen Erzherzog Ferdinand von Oesterreich und Christen Hartmann und Rudolf Dolf, beide von Igis, vom Jahr 1572 vor. Die Gemeinde Fideris glaubt, sie habe den Wald von ihren Altvordern ererbt, und man solle nicht „dieweil das Bad welich" um 16 Gulden verlehnet wurde, dem Fürsten ihren Wald zueignen.

Um diese Zeit hatte das Bad einen großen Ruf. Die Sage, daß Kaiser Maximilian dasselbe besucht habe, beruht wahrscheinlich auf der Angabe Ekholts, welcher sagt, daß ein „Röm. Kayſ. May. und Fürstl. Durchl. Maximiliani zu Oesterreich, ꝛc. Rath- und Kammerers Sohn" daselbst eine Kur machte. Im Jahr 1565 starb im Bad Fideris ganz unerwartet der berühmte Bischof Thomas Planta. Die Ratsherren von Chur und Feldkirch samt der höhern Geistlichkeit waren regelmäßige Gäste in Fideris. 1609 war Graf Jakob Hanibal von Hohenems in Fideris und der Sauerbrunnen war damals, wie Dr. Jakob Ekholt, Physikus der Stadt Ysni in seinem Werkchen über denselben sagt, weit bekannt, so daß er jährlich von vielen Personen, hohen und niedern Standes von Weitem her besucht wurde. Die Einrichtung war noch mangelhaft; der damalige Gastgeber Jakob Deiß*), Landammann zu Fideris, jedoch bemüht, durch Verbesserungen in den Zimmern und jährliche Anbauten die Gäste gehörig beherbergen zu können. 1642 waren bereits sechszig Badkästen, und mußten bisweilen wegen starken Besuches 2 bis 4 Personen in einem Kasten sitzen.

Im Jahr 1612 war Jakob von Valär allein und später 1624 Podestat Paul von Valär und Kommissär Johann von Sprecher von Luzein im Besitz der Anstalt, welche beide es noch im Jahr 1640 von Erzherzog Leopolds Erben als Lehen empfingen. Als die acht Gerichte im Jahr 1649 sich von

*) Dieser Name wurde von Ekholt wahrscheinlich aus den Vornamen Jakob und Mathis (Disch, Dis) Valär unrichtig gebildet.

Oesterreich loskauften, kamen die Lehensrechte an dieselben und vom Ortsgerichte Castels lösten darauf die letztgenannten Inhaber das Bad aus, und wurden so, nachdem es anfänglich in Pacht und nachher als Lehen vergeben wurde, Eigentümer desselben.

Die Familie Sprecher blieb bis zum Jahr 1764 im teilweisen Besitze des Bades Fideris. Der Anteil der Familie Valär scheint Ende des 17. oder anfangs des 18. Jahrhunderts an die Familie Janett in Fideris gekommen zu sein. Im Jahr 1714 erwarb Hauptmann Jakob von Ott von Grüsch den vierten Teil des Bades durch Tausch. Sie bauten 1629 das Wohnhaus. In der Waldung der Malanser Alp Tarnutz war ein gleiches Verhältnis wie der Vertrag von Walther Däscher mit der Gemeinde Fideris im Jahr 1567 in Betreff des Holzbezuges festgesetzte. Im Jahr 1665 verständigten sich die Badbesitzer Johann von Sprecher und Paul von Valär mit der Gemeinde Malans dahin, daß letztere jenen ein Stück Wald in ihrer Alp gegen Verzichtleistung auf die übrige Waldung abtrat. Dies ist der jetzt dem Bade eigentümliche Herrenwald.

1644 wurden neue Zimmer gebaut und im Jahr 1725 regten Andreas Sprecher und Jakob Ott die Verbesserung der baufälligen und nicht mehr rentablen Gebäulichkeiten bei den übrigen Teilhabern des Bades an. Zwei Jahre darauf wurde dann das Badhaus oder jetzige untere Haus gebaut. Das Bad erfreute sich bald einer starken Frequenz und eines ausgedehnten Rufes. Der Fürstbischof Udalrich von Chur und mehrere Herren des Rats dieser Stadt waren regelmäßige Gäste in Fideris. Im Jahr 1764 verkauften die Eigentümer des Bades: Andreas Sprecher, Elsbeth Ott, P. Janett und Leonhard Janett dem Landammann Pankratius Engel von St. Antönien dasselbe um die Summe von 10,000 fl. B. W. Engel vergrößerte das Gasthaus, baute 1765 neue Zimmer,

1766 Mühle und Badhaus, 1768 ein Waschhaus, errichtete 1779 neue Wuhren gegen die Waldbäche und im Jahr darauf die Brücke über den Arieschbach.

Das Verdienst der Entdeckung der jetzigen Trinkquelle gehört seinem Sohne Landammann Simon Engel und dessen Tochtermann Bundslandammann Valentin Roffler im Jahr 1782; die frühere Quelle im unteren Hause ging verloren.

Den 4. Juli 1804 riß die große Raschitsch-Rüfe vom obern Haus 5 Zimmer, auch den östlichen Teil der Kirche, Kanzel, Orgel, sowie die östliche Ecke vom untern Hause weg, der Arieschbach ebenfalls Hütte und Trinklaube von der Quelle, Wuhren und Waschhaus. Das Bad wurde 1805 und 1806 nicht benutzt, und in dieser Zeit wieder das Notwendigste an beiden Häusern, Trinklauben und Wuhren erbaut und die verschütteten Quellen wieder hervorgegraben, und 1807 vom Bundslandammann Valentin Roffler an Hans Däscher von Luzein um 10,000 fl. B. W. verkauft. Hans Däscher hat am Bade in baulicher Hinsicht nichts gethan und versetzte noch die Sägemühle von da nach Dalvazza. Von 1809 bis 1816 verpachtete er es an die Gebrüder Othmar und Heinrich Zwiki von Mollis und verkaufte es im Herbst 1817 an Lieutenant Johann Luzi Donau von Fideris um die Summe von 16,000 fl. B. W.

Im Laufe seines 41jährigen Besitzes hat Donau große Summen an Gebäulichkeiten, Wuhren, Mobiliar und andere Bedürfnisse für das Bad verwendet. Bezüglich Beschädigung durch die beiden Wildbäche war er sehr glücklich, wozu seine Wachsamkeit und Vorsicht mittelst starker Bewuhrung und von Zeit zu Zeit Holzausräumung aus dem Raschitscher Tobel unstreitig viel beigetragen hat. Starke Verschüttungen an der jetzigen Trinkquelle hat er infolge eines Ungewitters im August 1847 erlitten. Im Jahr 1820 baute er neue Stallung, Tanzboden und Waschhaus, 1822 eine Trinklaube über der Quelle

und eine neue Brücke über den Arieschbach, auch errichtete er in dieser Zeit feste Steinwuhren an beiden Bächen. Bald darauf baute er die Säge und die Gebäulichkeiten bei der untern Quelle. In der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre baute er auf das untere oder Badhaus den dritten Stock, anfangs der vierziger Jahre den großen Speisesaal aus dem Fundament und in Verbindung damit den dritten Stock auf das obere oder große Haus. Zur Erweiterung der Küche machte er einen Anbau an das obere Haus. Ende der dreißiger Jahre baute er Roß- und Kuhstall mit Tanzsaal, dem Betsaal und Billiard. Seine letzte Baute war die Brücke über den Arieschbach, indem die 1822 erbaute durch den Bach im Oktober 1857 weggerissen wurde.

Durch diese wesentlichen Verbesserungen und gute und billige Bedienung hat Donau das Bad sehr in Aufnahme gebracht. Er starb in einem Alter von 72 Jahren kinder- und ehelos den 29. Jan. 1859, hat ein Vermögen von ca. 600,000 Fr. hinterlassen, weder eine wohlthätige Anstalt noch einen Dienstboten mit einem Rappen bedacht und von seinen Erben, sowie von dem übrigen Publikum den Dank der Welt mit sich zu Grabe genommen, es wäre denn, daß die Behandlung, welche ihm der Bündner Kalender in Bild und Wort angedeihen ließ, als öffentliche Ehrung ansehen wollte.

Die Erbmasse des Donau hat den 20. April 1859 das Bad samt dessen Heimat im Dorf auf öffentliche Gant an einzelne Erben um Fr. 241,000 gegeben, von welchen es wenige Tage nachher Herr Major Kaspar Schneeli aus dem Kanton Glarus, wohnhaft in Wallenstadt, für Fr. 250,000 kaufte. Gegenwärtig ist es in den Händen einer Aktiengesellschaft und floriert unter der Direktion des Herrn Landammann Johs. Alexander.

Früher bestand das eigentliche Kuretablissement aus zwei parallel nebeneinander stehenden Flügeln. Nachdem nun in

den Sechsziger Jahren großartige Wuhrungen erstellt worden waren, konnte eine Erweiterung des Etablissements ins Auge gefaßt werden. Dieselbe erfolgte durch Erstellung eines Neubaues, welcher 51 schöne Zimmer und im Souterrain 25 Bäder aufweist. Ein Teil der Zimmer hat Dampfheizung; im Mittel- und Altbau kann ein Teil der Zimmer mit Oefen geheizt werden. — Im Jahre 1875 wurden ein eigenes Schlachtgebäude, 1886 neue Stallungen und eine Kegelbahn, 1893 ein Pferdestall erstellt, 1895 die hölzernen Badwannen durch Emailwannen ersetzt, in den letzten Jahren die elektrische Beleuchtung eingerichtet. Seit 1890 fährt die Post bis ins Dorf während des ganzen Jahres, während der Kurzeit bis ins Bad. Um diesen Dienst zu erleichtern, ist im letzten Frühling die Straße vom Dorf weg wesentlich verbessert worden.

Der Aufenthalt im Bade, insofern er nicht den Regeln des Kurlebens unterworfen werden muß, eignet sich neben dem täglichen obligaten Spaziergang der Gesellschaft nach dem „Allmeinli" oder dem „Maiensäß" besonders auch zu einigen leicht ausführbaren Bergpartien. Man steigt dem westlichen Rand der Badschlucht entlang, zu welchem man die Brücke überschreiten muß, eine starke Stunde weit, steil hinauf durch Wald und Bergwiesen, auf einem Fußwege, der weder gefährlich noch schwierig zu finden ist, bis man zum „Bergthürli" kommt. Man betritt unweit desselben die Bergfahrstraße, die zu demselben führt, und sieht sich auf einmal in eine sanft geformte Bergmulde versetzt, die in ihrer Sohle äußerst quellenreich ist. Ungefähr in der Mitte der Mulde erhebt sich eine Thalschwelle. Auf derselben ruhen zwei kleine Seen, das sind die Gluner Seen. Dort steigt die linksseitige Bergwand zu einem Kegel empor, der aus Schiefergestein besteht und Mattlishorn genannt wird (2464 m). Er ist von allen Seiten leicht zu besteigen und gewährt in die Ferne hinaus nach Nordwesten so ziemlich diejenige Aussicht,

die man auf allen mittleren Bergspitzen des Prättigaus haben kann. Ueber die Gräte des Hochwangs hinweg überschaut man das Sarganserland, von St. Pirminsberg bis zum Ostende des Wallensees, und jenseits St. Luzisteig nimmt man das werdenbergische und lichtensteinische Gebiet zu beiden Seiten des Rheins wahr. Wendet man sich nach Norden, so hat man rechts unter sich das Funday, ein bewohntes Hochthal mit vielen guten Wiesen und Alpen. Ueber dem Hintergrunde erheben sich die zahlreichen Spitzen des Rhätikon, namentlich ruht aber das Auge auf dem St. Antönienthal, das sich von hier aus trefflich überblicken läßt. Nach Osten blickend, haftet das Auge auf den scharfen Gräten der Weißfluh, Küpfenfluh, Mädrigenfluh und Tiejenfluh ꝛc. Nach Süden erblickt man die gewaltige Rothorngruppe und an derselben vorbei, jenseits durch das Plessurthal hinüberschauend, wird man mehrere der hohen Oberhalbsteinerspitzen, namentlich des Tinzenhorn und Piz d'Aela gewahr. Nach Westen schweift der Blick über das Schanfigg hin nach dem Dreibündnerstein und auf die ihn im Hintergrund weit überragenden Spitzen der Tödi. Ergänzt wird diese Aussicht aufs trefflichste, wenn man den kleinen Umweg nicht scheut und auf die Furka sich begibt, die den Hintergrund des Glunerthälchens begrenzt. Der Weg ist leicht und kurz und lohnt durch die herrlichste Aussicht ins Oberland, das in seiner ganzen Ausdehnung von Reichenau bis zum Badus sich entfaltet. Bei dem mäßig hohen Standpunkte, den man einnimmt, ist die Aussicht außerordentlich schön. Man erkennt in der Ferne die großartigen Klostergebäude von Disentis und erblickt weit hinten Bergspitzen, welche den Berner- und Walliser-Alpen angehören.

Eine leichte und sehr angenehme Gratwanderung führt uns zu dem eine leichte Stunde weiter östlich stehenden Kistenstein (2480), von dem aus man das Mittel- und Hinterprättigau noch etwas besser übersieht als vom Mattlishorn

aus. Wer aber Wert darauf legt, einerseits das ganze Furnerthal zu übersehen und anderseits im Hintergrund des Prättigau den Silvrettagletscher in seiner ganzen Pracht vor sich zu haben, der wird, den Wintersberg der Jenazer Alp durchschreitend, der Spitze des Fideriserberges, dem Glattwang (2399 m) zueilen, was in einer Stunde geschehen kann. Für den Abstieg wird er sich entscheiden, ob er, sich links haltend, dem fast auf dem Grat oben in einer tiefen Mulde ruhenden, tiefblauen Glattwangsee und dem Oberfäß der Alp Larein zuwenden, oder gerade auf die Alp Ofen hinabsteigen will. Nach Fideris hinunter kommt man schließlich, thut man das eine oder andere. Jedenfalls aber noch einen Blick nach dem in lieblichen Bergwiesen eingebetteten untern Glunersee. Dort müssen jene Schwestern gewohnt haben, von denen folgendes erzählt wird:

Die drei Schwestern.

Am untern Glunersee stand ein kleines Häuschen, in welchem drei Schwestern wohnten. Eine von ihnen war schneeweiß, schön und gut; die andere eine böse schwarze Hexe; die dritte halb weiß und halb schwarz, halb gut und halb bös. Wenn die Hexe den Leuten im Thal Unheil anrichten wollte, und die gute es durch Rat und Warnung zu verhindern suchte, dann trat allemal die mittlere zwischen sie und bewirkte, daß die Hälfte des Unheils zugelassen und die andere Hälfte abgewendet wurde. Einst machten die Fideriser Burschen und Mädchen eine Bergpartie und wurden in der Nähe des Häuschens der drei Schwestern vom Regen überfallen. Die gute erbarmte sich der jungen Gesellschaft und lud die Durchnäßten in die Stube. Sie wollte ihnen Küchlein backen; aber die Hexe stieß sie aus der Küche und buk der Gesellschaft selber Küchlein, die von außen schön goldgelb wurden, inwendig aber giftig waren. Das verdroß die gute und sie weinte. Die mittlere kam dazu, buk aus grobem Hausmehl grobe braune

Küchlein und sagte zur guten: „Wir stellen beide, die goldgelben und die braunen, den Gästen vor; die Eigennützigen werden die schönen giftigen essen und sterben; die Bescheidenen hingegen die braunen, und ihnen wird nichts geschehen; so geht es halb und halb wie immer.“ Die Hälfte der Gesellschaft, die von den goldgelben aß, starb; die bessere Hälfte kehrte von der guten reich beschenkt nach Hause.

(Sutermeister: Kinder- und Hausmärchen.)

2. Strahlegg und Schauenn.

Von dem Dorfe Fideris führt ein vor wenigen Jahren verbesserter guter Fußweg durch das Wiesengelände und einen hübschen Buchenwald hinunter auf die Landstraße bei der Einmündung des Arieschbaches in die Landquart und von hier weg die Landstraße in einer leichten Viertelstunde nach Dalvazza resp. der Eisenbahnstation Küblis. Ernst schaut auf die Brücke des Strahleggertobels (Arieschbach) der Bergturm von Strahlegg über eine waldgekrönte Felsenecke herunter. Auf französischen Stammbäumen, die zu Gunsten der geadelten Familie Tacher de la Pagerie gemacht wurden, spielt dieser Turm auch noch eine lächerliche Rolle, indem aus Strahlegg die neue Adelsbezeichnung Saint Raleg (St. Raleg) ausgeklügelt wurde. Das kam so: Die Nachkommen eines gewissen Johann Täscher von Igis, der im 17. Jahrhundert Podestat zu Morbegno und Landammann der 4 Dörfer gewesen war, fanden unter Ludwig XV. durch Hofgunst Mittel, sich adeln zu lassen. Um dem neuen Adel das rechte Relief zu geben, griff die aus dem Prättigau stammende Familie zu dem kühnen Mittel, von Frankreich aus den verfallenen Burgstall in Strahlegg als Ahnenburg zu reklamieren. Das Beispiel hat später Nachahmung gefunden; in gleicher Weise entstanden z. B. die Ritterhäuser „Christ von Hohensansch“, „Anna ab Furna“ u. s. w. Dieser Talmiadel ist indes so viel wert wie der-

jenige der meisten andern Bündnerfamilien, welche ihrem Namen ein „von" versetzen. Daß in der Burg Strahlegg ein goldenes Kegelspiel versteckt ist, mag nebenbei auch noch bemerkt werden; wenn ich nicht irre, sind ehedem auch redliche Versuche gemacht worden, dasselbe ans Sonnenlicht bezw. in weihevollen Stunden ans Mondeslicht zu ziehen, aber wie es so geht: Zur Ergreifung des „Glückes" erwischt man selten den richtigen Augenblick. Die Burg Strahlegg hat überhaupt für allerlei herhalten müssen, so u. A. auch als Geburtsort der vom Zauberlichte der Sage umflossenen Schauennenjungfrau. Die Sage wird von Theobald (Naturbilder aus den Rhätischen Alpen) folgendermaßen erzählt:

„Unterhalb Fideris sah man lange bei Nacht eine Jungfrau in weißem Kleide, mit bleichem Gesichte und dunklem, fliegendem Haare, umgehen, welche die Wanderer um Erlösung anflehte und ihnen zukünftige Dinge voraussagte. Die bleiche Seherin hieß die Schauennajungfrau; jetzt ist sie lange nicht gesehen worden. Ihr Vater, ein reicher Mann, lebte vor langer Zeit in der Nähe von Fiderisau. Zu dem kam, als das Mädchen noch in der Wiege lag, einst ein armer Mann, der ihn um eine Gabe bat; der Reiche aber verweigerte sie. Da sprach der Arme: „Willst Du mir nichts geben, so geb ich Dir ein Geschenk. Da hast Du eine Nuß; die setze neben dem großen Stein, Du steinerner Narr. Aus der Nuß wächst ein Baum und aus dem Baum ein Zweig: aus dem wird man eine Wiege machen und das Kind, das in jener Wiege liegen wird, das soll Deine Tochter da erlösen, denn die muß bis dahin Dein Geld hüten." Des Reichen Tochter wuchs heran, aber sie wurde des Lebens nicht froh: ihr schönes bleiches Gesicht zeugte von tiefem innerm Gram, und Jahrhunderte lang nach ihrem Tode muß sie des Vaters Schätze hüten, denn lange Zeit braucht ein Zweiglein, bis man die Bretter zu einer Wiege daraus schneiden kann. —

Nach einer andern Form der Sage war sie die Tochter des Burgherrn in dem nahegelegenen zerfallenen Schlosse Strahlegg, die schauerliche Geschichten von den Thaten ihres Vaters erzählt und Unglück verkündigt."

Zu einem nächtlichen Wanderer sagte sie einmal — und dies ist die andere Version —:

„Da drüben im Walde grünt ein Reis, das einmal zur mächtigen Tanne auswachsen wird; aus Brettern derselben wird man eine Wiege machen und der erste Knabe, der darin zu liegen kommt, mich erlösen".

Wahrscheinlich hat der Schreiber dieser Zeilen in jener Wiege gelegen, denn er ist im Falle, hiemit den erlösenden Schritt zu thun, wobei er jedoch bedauert, die von der Sage Zauberschein verklärte Jungfrauengestalt in einem gewöhnlichen, wenn auch immerhin noch interessanten Werktagskleid vorführen zu müssen. Es wird die meisten Leser interessieren, zu erfahren, daß die scheinbar uralte Sage von der Schanennajungfrau nicht älter als ungefähr hundert Jahre ist und einen zwar poetischen, aber trotzdem stark reellen Hintergrund hat. Da die letzten Nachkommen der in dieser Geschichte damals handelnden Personen unseres Wissens schon lange gestorben sind, so kann durch unser Erlösungswerk niemand verletzt werden.

Vor ungefähr 100 Jahren also lebte in Fideris ein angesehener Mann, gewesener Podestat von Morbegno ꝛc., ein gewisser J. Derselbe, obwohl verheiratet, unterhielt ein Liebesverhältnis mit einem in Jenaz wohnenden Furner Mädchen. Da die damalige Zeit in solchen Dingen noch weniger Spaß verstand als die heutige, so mußte auf die Geheimhaltung des Verhältnisses die äußerste Sorgfalt verwendet werden und es wurde hiezu der damals herrschende Aberglauben benutzt. Ihre Schäferstunden feierten die Liebenden in der Regel bei dem bis vor wenigen Jahren noch bestandenen Häuschen auf der einsamen Schanennwiese, gewöhnlich dann, wenn der Podestat

des Nachts von dem Rathause in Jenaz, das damals im Oberdorf war, heimkehrte. Das Mädchen erschien zu den Zusammenkünften jeweilen in einem weißen Oberkleid und als Erkennungszeichen galt das gegenseitige Absingen gewisser Stellen aus einem bestimmten Psalm. Man begreift, daß das Auftreten einer weißgekleideten Frauengestalt bei dunkler Nacht an einsamer Stelle und der wahrscheinlich nicht sehr heimelige Psalmengesang leicht Veranlassung zur Entstehung und Verbreitung der erwähnten Sage geben konnten, sintemalen die handelnden Personen zur Erweckung dieses Glaubens gewiß ihr Möglichstes absichtlich beitrugen. Auf diese Weise entstund im Volksglauben die Schanennajungfrau. Trotz des um dieselbe gewobenen Duftes bekam aber die Frau Podestat schließlich Wind von der wirklichen Geschichte und sie bestellte daher ihren Knecht als Aufpasser. Dieser beschränkte sich ein erstes Mal darauf, aus sicherem Versteck die Scene auf Schanenn zu beobachten und sich die gesungenen Psalmworte zu merken. Nachdem er dieselben zu Hause noch gehörig eingeübt hatte, griff er nun ein zweites Mal selbst handelnd in das Lustspiel ein, indem er eines Abends, da die Wiederkunft des Podestaten vom Rathaus erwartet wurde, sich auf Schanenn postierte und als sein Prinzipal endlich kam, demselben, angethan mit weißem Oberkleide und die Psalmstellen des Mädchens singend, entgegenging. Der Podestat glaubte anfänglich, es gehe Alles seinen gewohnten Gang, überzeugte sich aber bald von seiner Täuschung und erschrack ob der Erscheinung, die er nun selbst für einen Geist hielt, dermaßen, daß er in eine schwere Krankheit verfiel und an derselben starb. Seine Enkelin hat die Geschichte unsern Gewährsleuten s. Z. so erzählt und letztere teilen uns mit, daß dermalen keine persönlichen Rücksichten mehr der Veröffentlichung entgegenstehen. Also betrachten wir hiemit die Schanennajungfrau als erlöst.

3. Luzeinerberg.

Von der Eisenbahnstation Küblis resp. dem zur Gemeinde Luzein gehörenden Dörfchen Dalvazza führt ein Sträßchen durch das wildromantische Schanielatobel hinein nach Ascharina. Wir wollen aber diesen Weg für die Rückkehr versparen, um den Aufstieg über den in Wiesen- und Waldesgrün und glänzendem Sonnenlicht prangenden Luzeinerberg zu nehmen. Zwar hat der „Fahrweg" einen Ruhm, der nicht immer fein klingt, allein wir schlagen die nebenher laufenden Fußwege ein. Uebrigens darf es billigerweise wunder nehmen, wie lange die Gemeinde Luzein diese Zustände dulden will. Im ersten Jahre des neuen Jahrhunderts kann sie ihre 1887 vom Großen Rate bewilligte Straße haben, wenn sie will; hoffentlich wird sie wollen.

In einer Viertelstunde sind wir droben in der Nähe der in einfacher aber imponierenden Gothik erbauten alten Kirche, welche schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts als Eigentum des Klosters Churwalden namhaft gemacht wird. Der durch gothische Bogen in eine Rosette zusammengefaßte Chor mit den Bildern der Evangelisten und der architektonisch entsprechenden Orgel ist ein schönes Stück von Kirchenbau, während das im Innern ungegliederte Schiff durch die nach der Reformation erfolgte Verkleisterung der Bilder noch öder geworden ist, als es einmal gewesen sein muß.

Luzein ist ein etwas weitläufig gebauter Ort und zeichnet sich vorteilhaft aus durch eine Anzahl stattlicher Gebäude, welche hauptsächlich Familiensitze des Hauses Sprecher von Bernegg waren. In dem obersten der Sprecher'schen Häuser ward im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts auch Jakob Ulrich geboren, der in der Uebergangszeit der alten 3 Bünde in einen Kanton der schweizerischen Eidgenossenschaft als Staatsmann eine der hervorragendsten und verdientesten Rollen übernahm. Schon als junger Mann war er Landvogt

von Maienfeld geworden. Seine politische Ueberzeugung ging dahin, die Unhaltbarkeit der bündnerischen Zustände, namentlich in ihrem Verhältnis zum Veltlin, zuzugeben und im Verein mit Tscharner auf Vereinigung mit der Eidgenossenschaft hinzuwirken. Als die Veltliner ihren Abfall erklärt hatten, wurde Sprecher nach Paris gesandt, um mit dem Direktorium über die Folgen jenes Gewaltschrittes zu unterhandeln nnd womöglich die Wiederherstellung oder wenigstens Entschädigung zu erwirken. Und als der Kongreß in Rastatt zusammentrat, hatte er den Auftrag, die Angelegenheiten der Republik vor dem Kongreß zu vertreten und womöglich einem gedeihlichen Ende entgegenzuführen. Freilich vergebliche Bemühungen, da im Lande selbst die Ansichten über das, was zu thun sei, außerordentlich auseinandergingen und die französischen Residenten ihrer Partei völlig sicher waren. Endgültige Ergebnisse hatten seine Bemühungen erst, als Bonaparte 1803 die große Consulte nach Paris berief, an der auch Sprecher teilnahm. Sprechers Verdienste wurden bis in sein hohes Alter von seinen Mitbürgern geehrt und geschätzt. Häufig war er auch Mitglied der eidgenössischen Tagsatzung und in wichtigen Angelegenheiten eidgen. Kommissär. Er starb zu Chur 1841.

Luzein ist der Hauptort derselben Gemeinde und des gleichnamigen Kreises. In der Kirche und unter der alten Dorflinde findet jeweilen

die Landsgemeinde

statt. Wenn ich den gewöhnlichen Verlauf derselben schildere, so geschieht es, weil er typisch für dieses alt-ehrwürdige Institut des Prättigaus ist.

Am Abend vor der Landsgemeinde werden ein Pfeifer und ein Tambour nach St. Antönien geschickt, um den dort residierenden Mitgliedern der Obrigkeit die Ehre anzuthun und sie am folgenden Morgen mit den übrigen freien Leuten, welche dem Rufe und der Fahne ihres Thales folgen wollen, nach

dem Kreishauptort zu führen. In Pany gibt es Zuzug und einen frischen Willkommentrunk. Am frühen Morgen sind zu gleichem Zwecke ein Pfeifer und ein Tambour nach Buchen gegangen. Sie erscheinen, von der zweiten Fahne umweht, mit den getreuen lieben Mitlandleuten von Buchen und Putz. Auf dem Wiesenplateau von Langraus, etwas außer- und oberhalb des Dorfes Luzein, vereinigen sich die drei Züge, d. h. es kommt zu demjenigen von St. Antönien-Pany und Buchen-Putz derjenige von Luzein mit der Gerichtsfahne und dem Landammann in wallendem Mantel an der Spitze. Hier formiert sich der Hauptzug nach dem Rathause. Nachdem sich dort oder in andern Wirtschaften eine kleine Erfrischung ereignet hat, laden die Glocken diejenigen, welche es nicht vorziehen, die leibliche Erquickung zu verlängern — die Obrigkeit darf letzteres nicht thun — zur Kirche, woselbst eine dem Tag mehr oder weniger angemessene Predigt gehalten wird. Nach der Predigt geht es zum Mittagessen, auf welches man sich allerorts und allseitig bestens vorbereitet hat. Heute gibt es auch für den ärmern Mann Gesottenes, Gebratenes und Gebackenes, eine opulente Mahlzeit insbesondere für die Magistraten. Um 1 Uhr ertönt auf der Straße der alte Bsatzigmarsch und die feierlichen Klänge der großen Glocke verkünden, daß die Landsgemeinde eröffnet und jeder freie Bürger mit Ehr und Gwehr eingeladen werde, sich am Wahlakt zu beteiligen. Derselbe findet in der Kirche mittelst geheimer Abstimmung statt. Während dieser zuweilen etwas mühseligen Prozedur haben wir zu der Bemerkung Zeit, daß der für eine Churer Musikgesellschaft arrangierte Bsatzigmarsch nur eine Karrikatur desselben ist. Für uns ist es überhaupt undenkbar, daß dieser eigenartig-einfache Marsch instrumentiert und anders als mit Holz- und Kalbfellinstrumenten gespielt werden könne

Nach beendigten Wahlen wird verkündet, daß in einer halben Stunde „bsetzt" werde. Diese Pause ist, abgesehen von

einer abermaligen Erquickung, namentlich dann angezeigt, wenn ein neuer Landammann gewählt wurde, damit derselbe, „unvorbereitet wie er sich hat", Zeit findet, eine Ansprache ans Volk im Rohbau fertig zu stellen. — Es ist geschehen, und alles Volk, geführt von den Männern seines Zutrauens, zieht hinauf auf den Platz unter der alten Dorflinde vor dem Sprecher'schen Hause. Dort steht der am Abend vorher von der Burschenschaft aufgerichtete „Ammenbach", woselbst das abtretende Gericht und der neugewählte Landammann und Vermittler Stellung nehmen. Zunächst hält nun der noch amtierende Landammann seine Abdankungsrede. Dann schwören der neue Landammann und Vermittler — es können ja auch die bisherigen Inhaber dieser Aemter sein — hier unter Gottes freiem Himmel und im Angesicht der weit ins Land hinausschimmernden und mit ihren von der Abendsonne vergoldeten Schneehäuptern majestätisch ins Thal herunterblickenden Heimatberge dem Volke den Eid der Treue auf Recht und Gesetz. Den Schlußakt bildet die Antrittsrede des neuen Landammanns, falls wirklich ein neuer da ist. Den Reden und der Beeidigung hat das Volk mit entblößten Häuptern zugehört. Dieser Akt ist weitaus feierlicher als der Wahlakt in der mit Tabaksqualm gefüllten Kirche. — Schließlich folgt der Triumphzug des neuen Landammanns, welcher mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen heimbegleitet wird und dort diese Ehre mit einem frischen Trunk vergilt, welcher jedem Anwesenden gereicht wird. Dabei macht gewöhnlich auch die „Aemmeni" ein freundliches Gesicht. Die Frauen haben's nämlich nicht gerne, wenn ihren Männern geschellt wird, gerne aber, wenn man ihnen heimtrommelt.

Im nichtoffiziellen Teil folgen dann wieder etwelche Labungen, Tanz und allfällig — jetzt seltener als früher — eine kleinere gemütliche Keilerei.

* * *

Da wir in Luzein nichts mehr zu thun haben, so steigen wir nach dem freundlichen Pany hinauf, vorbei an dem noch zu Luzein gehörenden Garschiner See. Derselbe spiegelt, wenn er überhaupt spiegelt, das Wunder des Zirkinzer- und des Neusiedlersees wieder, indem er periodisch erscheint und verschwindet. Im Frühling lacht er blau zu dem grünen Laubwäldchen Gallimons empor, gegen Herbst aber wird auf seinem Grunde geheuet. Es wird erzählt, daß er einst gar nicht vorhanden gewesen sei, sondern an seiner Stelle ein von drei Schwestern bewohntes Gaus gestanden habe. Dieselben waren nun so über alle Massen zankſüchtig und verbitterten sich und andern Leuten das Leben in der Weise, daß die Sache auch dem lieben Gott zu dumm wurde und er das Haus mit den Insaßinnen versinken und an dessen statt den See entstehen ließ. Noch jetzt heißt es von Leuten, welche zusammen leben sollten, einander aber alles gebrannte Herzeleid anthun, sie leben im „Garschinerfrieden".

Wir kommen nun hinauf nach Pany. Kein Vaterland ist klein, sagt ein römischer Schriftsteller. Ich denke daran, weil hier oben, da draußen in jener braunen Hütte, wo am Waldesrand das murmelnde Bächlein durch blumige Wiesen rauscht, meine Wiege stand. Aber auch ein Fremder wird sagen müssen, daß die Lage von Pany eine wundervolle ist. Leider fehlt dem Luzeinerberg zur Zeit noch eine ordentliche Straße, weshalb denn auch Pany eigentlich nur den Einheimischen bekannt ist. Trotzdem wird im Sommer jetzt schon eine kleine Pension geführt (Hartmann); während des ganzen Jahres ist sie als Wirtschaft geöffnet, ebenso das freundliche, gute Gasthaus zur Post, woselbst wir so manchen guten Schluck gethan haben und noch zu thun gedenken.

Von hier aus lenken wir unsere Schritte nach

4. St. Antönien.

Die tiefste Stelle des Thales ist Ascharina-Säge (Postablage) mit 1281 m, genau gleich hochliegend wie der oberste

Teil des Dorfes Pany, oder 35 m höher als die Kirche daselbst, was unter Anderm beweist, daß eine richtig angelegte Straße zwischen den beiden genannten Punkten in einer Ebene liegen würde. Die Kirche „am Platz" steht in einer Höhe von 1420 m, die tiefste Stelle der Gemeinde Rüthi (Einmündung des Gafierbaches) liegt 1454 m, Pension „Sulzfluh" in Partnun 1772 m, der Partnunersee 1874 m, Gafier-Stafel 1742 m hoch.

Das Hauptthal reicht bis an den Grubenpaß (2235 m) zurück und bildet zu hinterst zwei übereinanderliegende großartige Muscheln. In der untern liegt von grünen Weiden und Alpenrosen umrahmt der dunkle See. Der obere Teil, wo auf der rechten Seite die „Balmen" oder Höhlen liegen, ist eine Kalkmuschel in nacktester Form. — Seitenthäler sind Gafien und das Aschariner Alpthälchen.

Das Thal besteht zum größten Teil aus herrlichen Wiesen, schönen ertragreichen Weiden und Alpen. Es umfaßt drei Gemeinden: Aschariua, auf der linken Thalseite liegend und 103 Einwohner zählend; Castels, weiter hinten auf der rechten Thalseite („Sunniort"), mit 163, und Rüthi, zu beiden Seiten des Gafierbaches, mit 87 Einwohnern.

Der St. Antönierbach hatte, wie Herr Oberforstinspektor Coaz in der Sulzfluhbroschüre*) richtig bemerkt, eine politische Bedeutung, indem er nicht nur die genannten Gemeinden von einander trennte, sondern auch insoweit Gerichtsgrenze bildete, als Aschariua und Rüthi bis zum Jahre 1851 zum Hochgericht Klosters, äußerer Schnitz, gehörten, während der „Sunniort" von jeher einen Bestandteil des Hochgerichtes Castels ausmachte und daher seinen Namen hat. Der Name Aschariua scheint mir auch richtiger von Aschier (romanisch: Ahorn), als etwa von St. Aschera abgeleitet zu werden. Der Ahorn kommt

*) Sulzfluh. Exkursion der Sektion Rhätia des S. A. C. Chur, bei L. Hitz, 1865.

in jener Gegend noch hin und wieder vor und ist sozusagen der einzige Laubbaum in St. Antönien.

Die drei Gemeinden sind waldarm. Wohl steht Ascharina gegenüber ein sehr schöner und großer Wald, allein derselbe gehört der Gemeinde Luzein, womit aber nicht gesagt sein soll, daß nicht hin und wieder in einer stillen Stunde ein Tännlein den Weg in einen St. Antönier Holzschopf finden möchte.

Ascharina hat auf seinem Gebiete zwar eine ziemlich große Waldstrecke, deren Bestand aber stetsfort durch Rüfen und Lawinen bedroht und geschädigt wird. Rüthi mußte in den letzten Jahren um einen guten Teil seines geringen Waldbestandes mit einer Anzahl Alpgenossen von Gafia, allerdings erfolgreich, prozessieren. Die Castelser haben ihre Waldungen hinter Aschuel, also gegen das Schierser Tobel hin. An der Meierhofer Alp setzt sich jeweilen ein hübscher junger Wald an, er wird aber ebenso hartnäckig von Zeit zu Zeit durch die Lawinen weggefegt.

Der Kulturboden des Thales wirft fast nur Gras und Heu ab. In den wenigen Aeckern und Gärten werden etwas Kartoffeln, Kohl und Kohlrüben gebaut. Die letzteren, ungefähr wie Sauerkraut eingemacht, geben eine Art Nationalgericht der Thalbewohner ab.

Oben in den Bergen treffen wir Alpenerlen und Alpenrosenstauden, letztere jedoch bei Weitem nicht in der Menge, wie in vielen andern Alpen des Kantons. In den Bergwiesen des Gafierthales wachsen Edelweiß und Mannstreu (Eringium alpinum) zahlreich. Das Edelweißsammeln in Wiesen ist verboten, weil die Bodeneigentümer das Gras nicht zerstampfen lassen wollen und weil Einzelne davon mit dieser so beliebten Alpenblume etwelchen Handel treiben, d. h. sie selber sammeln und an Kurstationen versilbern. Das Edelweiß wird in St. Antönien auch als Gräberschmuck verwendet. Das ist an und für sich etwas sehr Schönes; weniger anmutig erscheint dagegen hier wie an vielen andern Orten die Pflege der Gräber

überhaupt, die es gestattet, daß neben dem an die Sterne erinnernden Edelweiß auch Blakten, Schierling und dergleichen unedle Wucherkräuter wachsen. Uebrigens entarten die verpflanzten Edelweiß nach verhältnismäßig kurzer Zeit.

St. Antönien ist ein ziemlich gesuchtes Jagdgebiet, indem die Thalschaft einen verhältnismäßig guten Bestand an Gemsen, Murmeltieren, Hühnern und Rehen hat.

Drei kleine Seespiegel breiten sich in den Alpweiden aus, diejenigen von Partnun, Gafia und Carschina. In weiteren Kreisen bekannt ist eigentlich nur der erste, es verdienen aber auch die beiden andern bekannt zu werden. Etwas Lieblicheres als den Carschinersee (2189 m) kann es nicht geben, während sich der in einem tiefen Trichter liegende Gasiersee (2313 m) durch Düsterkeit auszeichnet. Im Partnunersee ist Fischzucht versucht worden, allein wie es scheint mit wenig Eifer und vielleicht gerade deshalb auch mit geringem Erfolg.

Hinsichtlich der Topographie und des Gebirgsbaues des Thales verweise ich im Uebrigen auf die oberwähnte Broschüre der Sektion Rhätia und die Schrift: „Der geologische Bau des Rhätikongebirges von Dr. Chr. Tarnuzzer" (Chur, bei Gebrüder Casanova, 1891).

Die Bewohner des Thales sind geweckte, sehr fleißige und sparsame Leute. Die Sulzfluhbroschüre bezeichnet sie als hablich. Leider trifft dies nicht unbedingt zu. In einem Thale, das nur Gras produziert, keine Industrie besitzt und bis vor Kurzem keine Straße hatte, kann allgemeiner Wohlstand nicht Platz greifen, umsoweniger, als die Bevölkerung dazu noch in beständigem Kampfe mit zerstörenden Naturmächten stehen muß. Daß dem wirklich so ist, beweist am besten der stetige Rückgang der Bevölkerungszahl. Die Thalschaft hatte

im Jahr 1781 . . . . 440 Einwohner
„ „ 1805 . . . . 388 „

im Jahr 1860 . . . 364 Einwohner
„ „ 1888 . . . 353 „

Sie zählt also dermalen fast 100 Einwohner weniger als vor 100 Jahren. Die Verhältnisse werden früher nicht rosiger gewesen sein als jetzt, allein man kannte oder benutzte das in den letzten 50 Jahren in starkem Schwung stehende Ableitungsmittel der Auswanderung nicht. In dieser Zeit, d. h. in den letzten 50 Jahren, sind aus St. Antönien nicht weniger als 127 Personen ausgewandert, alle nach Amerika.

Alle drei Gemeinden bilden zusammen eine Kirchgemeinde. Die nicht uninteressante gothische Kirche mit ihrem schlanken, 130 Fuß hohen Turm wurde im Jahre 1493 gebaut. Von den drei Glocken soll die kleinste im Kriegsjahre 1622 geraubt und nach Gargellen oder St. Gallenkirch gebracht worden sein. Im Jahre 1677 wurde die Kirchenuhr von einem Herrn von Sprecher von Luzein, der sich um ein Veltliner Amt bewarb, der Gemeinde Castels geschenkt. Erst im Jahre 1728 erwarben auch die beiden andern Gemeinden ein Miteigentum an diesem politischen Geschenk. Der fixe Gehalt des Pfarrherrn betrug im Jahre 1740 noch 83 fl., im Jahre 1790 sodann 300 fl., vor nicht gar langer Zeit noch 500 fl. = 850 Fr., während er dermalen Fr. 1600 beträgt. Die Bevölkerung wurde im Jahre 1542 zugleich mit der Gemeinde Fläsch durch den Prediger Jakob Spreiter von St. Gallenkirch zur Annahme des Protestantismus bewogen. Bemerkenswert ist, daß die Thalschaft im vorigen Jahrhundert immer Geistliche aus romanischen Gegenden, namentlich aus dem Engadin und Bergün, hatte.

Die gleiche Bevölkerung wie die Kirchgemeinde umfaßt auch die Schulgemeinde.

Geschlossene Ortschaften giebt es in St. Antönien keine, mit Ausnahme des sogen. „Platzes“, woselbst die Kirche, fünf Häuser und ebenso viele Ställe stehen. Vier Häuser davon

sind neu, an Stelle von ebenso viel am 13. August 1839 abgebrannten. Im Ganzen bestehen die Gemeinden aus Höfen, worunter große einzelne Heimwesen zu verstehen sind. Jedes davon hat einen besondern und zwar deutschen Namen, während die Güternamen in der benachbarten Gemeinde Luzein durchwegs romanisch sind.

Einen freundlichen Eindruck machen die zahlreichen saubern und netten Holzhäuser (in St. Antönien existiert ein einziges gemauertes Haus). Dieselben unterscheiden sich von den ältern durch sehr praktische Einrichtung und gefälligen Styl. Ein besonderes Merkmal dieser Neubauten ist die Anwendung des sogenannten „Zapfenstricks" im Wandgefüge, während die ältern, d. h. die vor dem Jahre 1840 gebauten Häuser den sonst im Prättigau üblichen „Kopfstrick" aufweisen. Die neuere Bauart wurde nach dem großen Platzbrande aus dem Montafun her eingeführt. Da, wo sonst im übrigen Prättigau Hofsystem herrscht, stehen Haus und Stall in einem rechten Winkel nebeneinander. Diese Stellung der Gebäude wird aber in St. Antönien an den meisten Orten durch die Rücksicht auf die Lawinen ausgeschlossen, denn da sämtliche Gebäulichkeiten durch Lawinenverbauungen (sogen. „Ebenhöchs") geschützt werden, so ergiebt sich daraus, daß Haus, Stall und „Ebenhöch" in einer gegen den Bergabhang gehenden Linie stehen müssen, weil sonst die Verbauung zu umfangreich würde.

Einen charakteristischen Anblick verleihen im Sommer dem Thale die zahllosen Heinzen*). Ohne dieselben glauben die St. Antönier nicht heuen zu können, und in der That erleichtern sie das Einbringen guten Heues ganz wesentlich. Auf jedem Heimwesen sind einige Hundert Heinzen, welche die meiste Zeit über ruhig in ihren Kantonnements liegen resp. hängen,

*) Ungefähr mannshoher, von drei kreuzweise übereinanderstehenden Armen durchzogener Stecken. Auf die Arme des in den Boden gepfählten Heinzens werden Heubündel gelegt.

im Sommer aber oft, ganze Armeen bildend, zu Tausenden und aber Tausenden im Felde stehen. Die Heinzen, welche als geradezu unentbehrlich betrachtet werden, sind jedoch erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in St. Antönien eingebürgert worden, und zwar aus dem benachbarten Montafun her.

Ungefähr zu gleicher Zeit, d. h. im Jahre 1717, kam die erste Stubenuhr ins Thal und brachte ein Georg Lötscher die ersten Kartoffeln dorthin.

Die Bewirtschaftung der Güter ist eine musterhafte, und auch für die Alpwirtschaft wird mehr gethan als an vielen andern Orten (Weideräumung, Weganlagen, Hüttenbau, Wasserleitung, Alpwiesen). Von dem Alpreichtum des Thales zeugt der Umstand, daß in demselben gegen 1000 Stücke Großvieh und eine bedeutende Menge Ziegen gesömmert werden Unbedeutend ist dagegen die Schafzucht, was als ein wirtschaftlicher Uebelstand bezeichnet werden muß, seine Ursache aber in dem Mangel an entsprechenden Frühlings- und Herbst-, zum Teil auch Sommerweiden hat. Die Schafzucht rentiert da ganz gut, wo ihr ausgedehnte Weiderechte (Allmende und Gemeinatzung) zudienen, insbesondere ist sie dort mit der Ziegenhaltung für arme Leute sehr wertvoll, denn sie liefert ihnen Kleidungsstoffe, von Zeit zu Zeit ein Stück Fleisch und jedes Jahr ein Stück Geld für verkaufte Tiere. Da, wo es aber an den nötigen Weiden fehlt, kommt die Sache zu teuer zu stehen.

Die eigentlichen St. Antönier Alpen gehören meistens privaten Genossenschaften; jedoch ist der Versuch, sie als Pertinenzen der Heimgüter zu behandeln, mißlungen, weil die Staatsbehörden diese Theorie nicht anerkennen.

Im Thale sind nun außer denjenigen der St. Antönier selbst noch vier Alpen mit auswärtigen Eigentümern, nämlich:

1) „Spitze" (der Familie Sprecher in Luzein gehörend),
2) „Carschina" (Gemeinde Schiers),
3) „Alpelti (Gemeinde Conters),
4) „Gafia", linksseitig (Gemeinde Jenaz).

Ich habe weiter oben vom Kampfe mit zerstörenden Naturmächten gesprochen. Zu den letztern gehören vor Allem die Lawinen. An Hand authentischer Vormerkungen in den Kirchenbüchern hat Geschw. Peter Ruosch, jgr., hierüber und über andere Vorkommnisse eine Chronik zusammengestellt, die bis zum Jahre 1668 zurückgreift und der zu entnehmen ist, daß innerhalb eines Zeitraumes von 200 Jahren unter verschiedenen Malen im Ganzen durch die Lawinen 40 Menschen und 150 bis 200 Stücke Vieh getötet und 250 Gebäulichkeiten zerstört worden sind.

Die vielen Lawinen erklären sich aus den unbewaldeten, steilen Bergabhängen und den gewaltigen Schneemassen, welche in diesem Thale fallen. An was die Leute in dieser Beziehung gewöhnt sind, beweist folgende Aufzeichnung des Geschw. Peter Ruosch vom Jahre 1868:

„Dieser Winter war sehr leicht und wurde der Schnee nie höher als 3½ Fuß bis anfangs April, wo er kaum einen Tag lang die Höhe von 4½ Fuß hatte."

Im Jahre 1867 verzeichnet Ruosch dagegen eine Schneehöhe von 5½ Fuß und vom Jahre 1868 heißt es:

„Im Januar und Februar ist viel Thauwetter gewesen und es hat den hohen Schnee mehrmals stark zusammengeregnet; trotzdem hat er im März noch die sehr bedeutende Höhe von 8 Fuß erreicht, ja noch in der zweiten Hälfte Aprils stieg er nach verschiedenen Schwankungen auf's Neue auf 7 Fuß."

Tüchtiges scheint auch der Winter von 1875/76 geleistet zu haben, denn Herr Ruosch sagt:

„Und auch hier (Rüthi 1454 m) ist im März der Schnee trotz des öfteren Regens auf 7 Fuß angestiegen."

Im Sommer werden die Lawinen und Schneestürme durch majestätische, aber mitunter schädliche Hochgewitter („Schlagwetter") ersetzt. So wurde vor einigen Jahren im Aschariner-berg ein Hirtenknabe vom Blitz erschlagen. Im Jahre 1883

vernichtete der Blitz am Meierhoferberge eine Ziegenherde und setzte im folgenden Jahre in Ascharina ein Haus und einen Stall in Flammen.

Das gleiche Schicksal, wie dem erwähnten Knaben, hätte auf ganz der gleichen Stelle etwas mehr als 20 Jahre früher dem Schreiber dieser Zeilen widerfahren können. Auf hoher Bergeshalde, fast auf dem Grat oben, — es wird im Monat Juni gewesen sein — waltete ich des Hirtenamtes. Schon damals war die Bergwelt meine Lust, weniger aber war sie es dem Viehe, mit dessen Eigenwillen der meinige mitunter in harten Konflikt geriet. Ein solcher Konflikt war für mich um so unangenehmer, als die verehrliche Gegenpartei Hörner hatte, so daß meine schönsten Rechtserörterungen nichts nützten und ich oft den Kürzern zog. Item, also an einem Nachmittag entlud sich über die dortige Gegend ein Gewitter von furchtbarer Herrlichkeit. Links und rechts sausten die Blitze neben mir nieder und umhallten mich zerreißende Donnerschläge, daß es eine helle Pracht war. Ich sollte noch beifügen: eine helle Freude. Ich hatte nämlich keine Ahnung von der Gefährlichkeit eines solchen Gewitters; indes war es auch nicht der Sinn für Naturschönheiten, welcher mein Herz bewegte, sondern ein stark realistischer Grund. Aus der bis von mir noch nie erlebten furchtbaren Gewalt und Pracht des Gewitters zog ich nämlich den kühnen Schluß, daß der jüngste Tag gekommen sei und ich am folgenden Tag nicht mehr hüten müsse. Je heftigere Donnerschläge erfolgten und je näher und feuriger die Blitzstrahlen die ganze Umgegend überflammend mich umzuckten, desto mehr freute mich das und desto zuversichtlicher glaubte ich, daß sich nun der Himmel ganz öffnen und die letzte Tagfahrt beginnen werde. So kann ein kindlicher Glaube im gefährlichsten Augenblick freudige Ruhe geben.

Das Thal hat herrliche Luft und frische Quellen in Hülle und Fülle, dazu ordnungsliebende Bewohner, welche viel Be-

wegung und Aufenthalt im Freien haben; wie sollte da der Gesundheitszustand nicht ein guter sein? Gelegentlich, wenn auch sehr selten auftretende epidemische Krankheiten werden daher natürlich sehr auffällig empfunden. Herr Ruosch sagt in seiner Chronik:

„In den Jahren 1349, 1581, 1592 und 1629 herrschte hier die Pestilenz, gleichwie auch in der ganzen übrigen jetzigen Schweiz. Im Jahre 1771 sind im hiesigen Thale 38 Personen vom Gallenfieber hinweggerafft worden. Im Jahre 1690 starben 32 Personen, in den Jahren 1710 und 1797 je 26 und in den Jahren 1694, 1729 und 1814 durchschnittlich 23, während die Jahre 1698, 1708 und 1802 eine Durchschnittszahl von 22 aufweisen. Im Jahre 1838 starben in den Monaten September und Oktober 13 Personen, wovon 12 an der Ruhr. Einmal sind zu gleicher Zeit 4 Leichen begraben worden."

„1867/68 fielen 23 Personen der Diphtheritis zum Opfer."

„Im Juli 1872 wurde aus dem Montafun die Lungenseuche eingeschleppt, was das Abschlachten von zirka 60 Stück Großvieh veranlaßte."

Aus der Geschichte des Thales kann ich an Hand eines von Herrn Landammann Engel mit Notizen reichlich ergänzten Staatskalenders vom Jahre 1814 außer dem bereits oben Gesagten noch Folgendes anführen, wobei ich bemerke, daß Herr Engel allem Anschein nach aus schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen geschöpft hat:

„In Briefen von 1524 heißt das Thal noch „St. Antönien in Alpen". Das allererste Haus im Thal, „Wohnhütte" genannt, war an der Egga im Dörfli; dann beim „Kreutz" und am „Caschut" (Casut = unteres Haus) in Partnun und den „Büschen"; dann auch am damaligen Weg oder Paß über Eggberg, Roßwig und Gruoba, weil wegen Waldung, wilden Tieren, Rüfen und Morästen dem Lande nach noch

kein Weg war. In Plavicin (sprich Plaviggin) ob Telfs war das Hauptwirtshaus.

„Nach dem österreichischen Religionskrieg, 1620—1639, wo Alles verbrannt und geplündert worden und Alles nach der „Schweiz" oder nach Schwaben gezogen war, entstand große Not beim Wiederaufbauen und Viehanschaffen. Die Castelser verkauften an die Jenazer mehr als 1/4 Gasia, hingegen kam das Meierhofer Aelpli vom Freiherrn von Castels an die Bauern, sowie auch nach und nach von den Herren zu Küblis, Luzein, Marschlins und letzlich von den Valzeinern viel Weiden in Partnun und Ascharina an die St. Antönier. Das Aschüeler Aelpli kauften nach und nach die Herren Otto und dann die Herren Sprecher in Luzein. Carschina und Valbun*) gehörten den Schiersern und Luzeinern, ehe die St. Antönier Sömmerig brauchten. Viele Güter und Mäder und sehr viele Kapitalschulden hatte man in Luzein, Küblis, Chur, Marschlins, Grüsch und Maienfeld zu 5, 6, 7 und 8 % zu verzinsen, wie die vom ersten St. Antönier Landammann S. Engel eingelösten und noch vorhandenen Briefe weisen."

Der nämlichen Quelle entnehme ich noch folgende Notizen:

„Der älteste „Brief", d. i. Urkunde aus St. Antönien, betr. die Marchen der Alp Carschina, datiert von 1447; der älteste Bodenzinsbrief von 1510. Der Maierhof, d. i. eine Anzahl schönster Heimwesen „innerhalb" der Kirche, und das Maierhofer Aelpli erschienen 1492 als Eigentum „Sr. Gnaden des Grafen Gaudenz von Mätsch, Herrn zu Castels". Die älteste Hausjahrzahl, nämlich 1538, war ehemals auf dem „Oberplatz" zu lesen, ist aber durch den Brand von 1839 zerstört worden.

Der jetzige Kirchenbau datiert vom Jahre 1493; ob vorher eine Kirche da war, ist fraglich. Die jetzige Kanzel wurde 1643 erstellt, das jetzige Getäfel 1674 und 1687. Die Abend-

*) Valpun, den Dörfern Luzein und Pany gehörende Alp.

mahlsgeschirre wurden der Kirche 1750 vom Landammann Engel geschenkt. 1808 wurden die alten Gemälde in der Kirche, welche meist Scenen aus der Passionsgeschichte Christi darstellten, übertüncht.

1797 wurde das erste „Ebenhöch", d. i. Lawinenschutzmauer, im Thale angelegt und 1804 das die ganze Ortschaft schützende „Ebenhöch" am Platz; im nämlichen Jahr auch die erste steinerne, gewölbte Brücke, über das Rohrtobel, gebaut.

Die erste „Stubenuhr" im Thal datiert von 1717; der erste „Kachelofen" von 1745; das erste „Stuben-Ferniess" von 1748. Die Bienenzucht wurde 1750 eingeführt, und der erste „Güllenkasten" 1804 auf dem Heimwesen „im Loch".

Von 1758 bis 1780 hat die Baumwollspinnerei jährlich 100 bis 300 Gulden bares Geld ins Thal gebracht. Darnach aber wurden Weber und Spinner durch die Konkurrenz der Maschinenarbeit in England ruiniert und Armut und Geldmangel traten ein. Dagegen wird die von dem Geschw. Peter Lötscher 1804 errichtete erste Hafnerei noch jetzt von seinem Enkel fortgeführt.

Von 1798 bis 1803 waren abwechselnd Oesterreicher und Franzosen im Lande."

Dem Vorstehenden mag nun als Ergebnis unserer eigenen Beobachtungen noch folgender Artikel angereiht werden:

Postverkehr. Zu Anfang des Jahres 1850 wurde der erste Briefbotenkurs zwischen St. Antönien und Küblis eingerichtet, und zwar in der Weise, daß ein Bote die ankommenden Briefe jeden Samstag von Küblis nach Pany brachte, während ein anderer Bote gleichen Tages mit denselben nach St. Antönien kam und auswärts gerichtete Korrespondenzen mitnahm, welch' letztere dann bis zum nächsten Samstag in Pany liegen blieben, um alsdann erst vom heraufkommenden Boten weiter befördert zu werden. Mit Beginn des Jahres 1851 aber wurde eine direkte Verbindung mit Küblis so hergestellt, daß

ein jeden Samstag von St. Antönien abgehender Bote seine Sachen nach Küblis brachte und daselbst die für Pany und St. Antönien bestimmten Korrespondenzen am gleichen Tag an Ort beförderte. Im Jahre 1853 wurde eine zweite und im Jahre 1855 (Oktober) eine dritte Wochentour beigefügt. Seit Mai 1873 ist der Postdienst ein täglicher, wird aber seit der Erbauung des Schanielasträßchens nicht mehr über Pany geleitet, sondern zwischen St. Antönien und Küblis direkt vermittelt.

Gegenwärtig ist die Kommunalstraße Ascharina-Platz-Rüthi (Breite 3 Meter) im Bau. Nach ihrer Fertigstellung soll auch das Schanielasträßchen nach den Normalien einer Komunalstraße ausgebaut werden und wird alsdann während der Sommermonate unzweifelhaft ein eidgenössischer Postwagen die Linie bis Platz befahren.

Wie in andern Gegenden, so spielte auch in St. Antönien früher der Aberglauben eine bedeutende Rolle. Die Sulzfluhbroschüre bemüht sich (Seite 25 bis 29) nachzuweisen, daß ein gewisser Weber im 17. Jahrhundert als Hexenmeister zum Tode verurteilt und als Zeugnis gegen ihn u. A. aufgebracht worden sei, daß er die Höhlen an der Sulzfluh besucht habe. Ich weiß nicht, wie es sich damit verhält; vielleicht wird es mir noch gelingen, diese Geschichte ganz klarzulegen. Aktenmäßig bewiesen ist dagegen, daß das Hochgericht Castels im Jahre 1655 ein großes Strafgericht gegen vermeintliche Hexen und Hexenmeister abhielt und daß demselben auch ein gewisser Oswald Perr aus St. Antönien zum Opfer fiel. Aus den von mir in den Nummern 22 und 23 des „Bündner Volksblattes" von 1886 veröffentlichten Akten ergiebt sich kurz Folgendes:

Oswald Perr (eine Oertlichkeit in Ascharina heißt noch Perrawies) war angeklagt: 1) daß er jederzeit „beschwöre" und verbotene Bücher halte und lese; 2) daß er künst

und mittel habe „zu stellen"; 3) daß er behaupte, eine selbstgegrabene Wurzel „Allermanns Harnisch" zu besitzen, die gegen hauen und stechen schütze; 4) daß er an Menschen und Vieh auch aus der Entfernung das „blüten" stellen könne; 5) daß er nach Aussage des hingerichteten Hexenmeisters Pfründ von Fideris an zwei Hexentänzen aufgespielt habe, das eine Mal in Schabers-Au, das andere Mal im Fideriser Felde in Bäderis. Der unglückliche 71jährige Greis wurde eingezogen und auf dem Rathaus in Luzein verhört. Er gab zu, Beschwörungsbücher zu haben, davon er eins verbrannt habe, weil es ihm unheimlich gewesen sei. Eine Wurzel für die „Gfrörne" habe ihm Hans Jakob Aeberli von Zürich angegeben. Das Blut könne er durch einen (frommen) Spruch stellen, denn er sei ein Sonntagskind. Eine Geige habe er seit 7 Jahren nicht mehr. Als er dann Vormittags „an das Seil gelegt" wurde und Nachmittags, „um sich weiter zu besinnen", in die „Kluppa", gab er zwei Geschwornen, dem Hans Fient und Hans Fried, zu, daß er vor vielen Jahren in Igis zu einem verdächtigen, nächtlichen Tanz auf der Wiese unter dem Dorf „aufgemacht" habe auf Veranlassung zweier junger Weibsbilder. Auch zu Stäfa im Zürichbiet sei er darum angegangen worden, aber auch hier sei nach kurzem Tanze das Volk auseinandergestoben wie der Wind. Ferner habe ihn einmal vor 4 oder 5 Jahren bei Dalvazza ein hübsches junges Mädchen in grüner Kleidung Nachts zu einer „Stubeti" in Schabers Au mitgenommen. Bei weiterer Inquisition gab er dann unzüchtigen Verkehr mit einem solchen Mädchen am Schollberg zu, die Geißfüße gehabt habe u. s. w. Auch daß er seine Frau „gebannt" und mit zwei Hexen in einer „Heuzumma" und in des Teufels Namen zu Tanz durch die Luft gefahren sei. Er wurde mit dem Schwerte hingerichtet und sein Leib verbrannt.

Ein Prozeß wurde im gleichen Jahre auch gegen eine Torti Heny von St. Antönien durchgeführt, welche dem

Schlimmsten dadurch entging, daß sie im Untersuchungsgefängnis von einem tötlichen Schlag getroffen wurde, so daß das Gericht sich darauf beschränken mußte, die Genannte, obschon sie noch nicht verurteilt war, auf der Allmende verscharren zu lassen.

Der stete und ernste Kampf der Thalbewohner mit der Natur ihrer Berge und mit dem Leben überhaupt wird es mit sich gebracht haben, daß die Sage hier nicht in dem Maße poetische Gebilde schuf, wie in vielen andern Gegenden. Eines dieser wenigen Gebilde ist die nachfolgende Erzählung, die wir seiner Zeit im 19. Heft des „Schwizerdütsch" (Herausgeber Prof. O. Sutermeister, Verleger Orell Füßli u. Cie.), Seite 55 ff, veröffentlicht haben, und die zugleich als Sprachprobe aus St. Antönien gelten mag.

D' Chöpflerboda-Risa.

I Sand-Atönja ist d' Spitzialp und dört heißt 's amen Ort im Wald i „Chöpflerboden". Vor alten Ziten hed's dört Risa g'gän und alt Lüt wüssend van däselben noch allerlei z'erzellen.

Die Risa heind dört gäpuret, aber wie 's schynt, sind sch' denn nid grad die Brevsten gsin mit Holz und Streuwi und Heu sammlen; überhopt müeßend sch' ättäs ummer glümpelet han. Ämmal, daß sch' widrm es Missi bägangen heind ghan, sä sind sch' dua für d' Obrigkeit bschickt worden. An dämm Tag, wa sch' fürträtten heind söllen, sä chund der Sterchst van denen Kärli mit ämä Püüschen in der Hand, stellt dän für der Ratstuba nider, daß di Tschätschel uusgflogä sind und rüefd zäm offna Pfänster in, waß sch' wellend mümma. Dua heijend d' Herrä enandrn aso anglueget und heijend bim Sakerbränt fast nümma schnufen törfen. Zletst hei denn aber dr Landammen zäm Ris gseid, äs müeß da än Irrtig fürgangä sin, är söll nu widrm heingan

Äs anders Mal hättä sch' d' Obrigkeit au widrm gärn gstrafet. Bschicken heindscheseh aber nümma törfen und dua

iſt nen z'Sind chon, ſchi wellend ämal ſälber uf i Chöpf=lerboden gan und ſch' mid'n par ſtarchen Maa — m probieren abzfaſſen. Richtig heind ſch' denn das ſo gmachet und ſind es hübſchen Tagſch z'gmeinem Rat ufgangen. Zuefällig ſy nun Eina däheimet gſin. Där hei denn die Herra bewill=kommnet und ſy asvielas mächtig fründläcka gſin. Aber dm Landammen hed 'r ſchint 's wohl ſtarchhaft d' Hand gäbotten, ſo daß dämſäba d's Blued us dä Fingern gſprützt ſy. Dr Ris hei denn gfreget, ob ſch' Milch trichen mögend, und wie ſch' gſeid hejend Ja, ſä heier dri groß Gepſa voll Milch uf einmal uſem Chäller gfergget, ir än iederä Hand en Gepſa und denn noch eini obna druf. Schi heija ma wellen das oberiſt Gſchir abnähn, aber är heinen zär Antwort gän, ſchi ſöllend ſchi nun nid bemüejen; wenn 's di Tübleni hebend, ſä hebend 's di Tümmleni au. Wie ſch' dua Milch gätruchen heijend ghan, ſä ſy dr Bueb vam Ris mid Holz uſem Wald chon, är hei äſo än zweiſchüejägi Püſchen uf dr Agſla ghan und ordeli gſchwitzt. D'r Alt hei gfreget, warum 'r nid meh gfergget hei, und dua hei dr Buab gſeid, wil 'er nid meh tragen hei mögen. Uf das hi rrääggi der Alt und ſägi, äſie hättä ma ſchi gſchämmt, mit derämä Grotzen heinz'chon. D' Herra van dr Obrigkeit heijend dua doch nid gwaget, hinder d'Riſa här z'gan und hejend ds Wort ghan, ſchi heijend ämmal choo wellen gäl=luegen, wie hübs Veh daß ſch' heijend.

Zletſch ſy denn van dä Riſen nun noch Eina überig meh gſin, und där ſy ämmal vam Platz uf chon uf Aſchüel. Dört bägägnämä en Henna und fregen en, was 'r meini, wels gſchiber ſy, daß ſchy inn tragi, old är ſchy. Dr Ris hei gſehn, daß da ättäs meh as rächt ſy, und hei ſchi äſo ä Wyl bſunnen. Entli ſä ſäg er denn, är meinti, es weh gſchiber, wenn är ſchy trüegi. Und wil 'r das ſägi, ſä ſchwing är ſchä uf d' Agſla und ſy vorwärts. Zerſt hejerſchä ring gä=tragen, aber ieverzua ſy ſch' ſchwerer worden, zerſt wie es

Schaf, de wie es Galtji, därnah wie e Chue und so albig schwerer. Är hei scha wellen abwärfen; aber är hei nümma chönnen und schließli sij 'r erstickt. Äs ist schynt 's dr bösch Geist in dr Henna gsin.

Heutzutage sorgen weltlicher (zwei Schulen) und geistlicher Unterricht, die Lektüre ziemlich vieler Zeitungen, die Benutzung einer im Jahre 1888 eingerichteten Volksbibliothek, vermehrter Verkehr mit Kulturmenschen u. s. w. dafür, daß die Hexenmeister, der Grüebjibutz (Gespenst am Partnunersee) und „d'Chöpflerboda-Risa", nicht wiederkommen. Die Thalbewohner begehren keinen mehr vor das Blutgericht zu bringen, der ihre majestätischen Berge besteigt und deren tiefdunkle Höhlen zu ergründen sucht, sondern jeder, der das thun will, ist ihnen bestens willkommen, und es finden die Fremden gute und billige Unterkunft in den drei Pensionen „Dönz" und „Madrisa" am Platz (1420 Meter ü. M.) und „Sulzfluh" in Partnun (vom Platz 5/4 Stunden einwärts, Höhe 1772 Meter).

Vieles, was im Vorstehenden über St. Antönien gesagt worden ist, gilt auch von andern Gegenden des Prättigaus. Wenn ich gerade dieses Thal eingehender beschrieben habe, so geschah es, weil mir dafür am meisten Material und eigene Beobachtungen zur Verfügung standen.

5. Das Kreutz.

Zur Alpe, Wand'rer, zur Alpe hin,
Hinauf auf die grünende Trift,
Wo blühend auf hoher Felsenzinn
Die Alpenrose man trifft.
Da halten die Tannen in Majestät
Still rauschend ihr andächtig Gebet:
Da steigt aus des Flühendoms Chor
Die heil'ge Andacht zum Himmel empor.
Und aus der Vorzeit grüßt's leise uns an,
Es will erzählen und sagen:
Steh' still, o Wand'rer, und halte an
Und lausche den alten Sagen!

Wir stehen auf der Kreutz genannten Spitze des Luzeinerberges (2200 m), von St. Antönien herkommend. Vor unserm

Weggang habe ich den Begleitern gesagt, daß ich die schöpferische Kraft habe, der ohnehin schönen Gegend Odem einzuhauchen: „Wenn wir einmal droben auf unserer Alp (Valpun, Luzein und Pany gehörend) sind, vielleicht schon vorher, wird sich auf einmal Alles beleben, freundliche und unheimliche Gestalten sollen erscheinen und wieder verschwinden. Mondschein sollen Sie sehen und an einsamen Orten melodisches Heerdengeläute hören, zauberhafte Blumenpracht wird Ihr Auge entzücken; mehr können Sie nicht verlangen."

Ein Teil dieses nicht allzubescheidenen Versprechens ist bereits eingelöst. Ersten Anlaß dazu hatte ich an der Stelle, wo man den Wald verläßt und sich plötzlich die prachtvollste Alpenlandschaft vor dem Auge ausbreitet.

Oben an der Bergeshalde, unter einem Wäldchen von Alpenerlen und neben einer Tanne steht ein kleines Hüttchen. Das ist der „Fügler", ein zu dem Untersäß eingepfründetes, aber von demselben etwa 2 Kilometer entferntes Schlafhüttchen für die Hirten. Woher der Name kommt, konnte ich den Herren nicht sagen, obwohl ich auf mein etymologisches Gewissen ermahnt wurde, die volle Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen. „Ich thue das schon, sonst würde es mir ja ergehen, wie es einem ehemaligen, noch lebenden Zusennen an dieser Stelle ergangen ist."

„Nämlich?"

„Ja das war so: Der Zusenn hat jeden Sonntag mit einem Roß zu Thal zu fahren, Molken mit sich nehmend und die Verpflichtung, für sich und die Kollegen frisches Futter zu holen. Einmal nun sollte er einem Magistraten in Luzein süße Butter bringen, was ihm gegen den Strich ging und weßhalb er nach mehrfachen profanen Protestationen den feierlichen Schwur ablegte, daß ihn der Teufel holen solle, sofern er dem Roß die „Meißen" aufsetze. Am Sonntag that er nun aber letzteres gleichwohl, da er bei dem Apropos doch

vor dem Magistraten mehr Furcht hatte, als vor dem gehörnten Siegfried. Vor diesem hatte er im Grunde freilich auch Respekt und der eine der Kuhhirten gab ihm am Montag Morgen Gelegenheit, dies zu beweisen. Noch vor Tagesanbruch müssen die Kühe zusammengetrieben („gesammelt") werden. Der Zusenn wurde an diesem Morgen in den Wald hinunter dirigiert, um dort zu funktionieren. Derweilen erschien aber unten in seiner Nähe auch Abraham, — er heißt wirklich so und ist gegenwärtig ca. 85 Jahre alt — jedoch in ungewohnter Tenü, nämlich in eine Roßdecke eingewickelt, mit künstlichen Hörnern bewaffnet und Feuer speiend (wird bewerkstelligt dadurch, daß man ein brennendes Stück sogen. Strehlzunders zwischen die Zähne legt).

Der Zusenn glaubte, es nahe wirklich der Gottseibeiuns zum Zwecke der Obligationserfüllung. „Herr Jesus, Herr Jesus, stöhnte er, fing an zu laufen, kehrte sich um und rief dann, als er sah, daß ihm der Gehörnte immer auf den Fersen war, in seiner Todesangst laut und den finstern Wald durchdringend mehrmals: „Tüfel, es gilt nüd!" womit er in rechtsverbindlicher Weise vom Vertrag zurücktreten wollte. Dies veranlaßte den Verfolger zu lautem Lachen und damit hörte die Geschichte auf, zugleich aber auch für einige Zeit die Freundschaft zwischen den zwei Kollegen. Wenn ich das vor etwa 50 Jahren vorgekommene Ereignis hier erzähle, so werden die zwei Akteurs, die ich immer als sehr ehrenwerte Männer geschätzt habe und noch schätze, mir dies nicht zürnen."

Vom Fügler weg kommt man — es kann wirklich gesagt werden, auf blumigen Auen — direkt auf den Obersäß. Dort wollten meine Begleiter die Heerkuh photographieren, allein würdevoll und konsequent davonschreitend, muhte sie: „Eine Valpuner Heerkuh läßt sich in ihrem Gebiet bewundern, aber nicht abkonterfeien, um nicht zu riskieren, daß sie in Schaufenstern ausgestellt werde und Stadtbuben ihr Gespötte mit ihr treiben."

Der Oberſäß aber konnte ſich dieſer Operation nicht entziehen und iſt nun im Bilde verewigt. „Daß Sie dabei die untere Hütte gehörig auf's Korn nehmen, denn dort hat ſich die Geſchichte vom Melkſtuhl abgeſpielt."

Wie war denn das?

Hat ſich folgendermaßen zugetragen:

„Der Melchſtuhl."

Es dunkelt der Abend im Thal,
Die Höhen erglüh'n in unendlicher Pracht;
Es verkündet der letzte Strahl
Das Nahen der klaren, tiefſchweigenden Nacht.

Und es umrahmet das Dunkel
Der Alpe ihr Roſen durchwobenes Grün;
Es leucht' der Sterne Gefunkel
In der Zinnen erſterbend purpurenes Glüh'n.

Und ſchwarze, unheimliche Schatten
Entſteigen des Waldes umſchleiertem Grund,
Durchſchreiten gigantiſch die Matten,
Erneuernd des Bannes allnächtliche Rund.

„Die Aelpler hatten vom Ober- auf den Unterſäß gerobet und droben nichts vergeſſen, als einen ſchönen neuen Melchſtuhl, der dem Sennen gehörte. Der Senn bemerkte dies jedoch erſt am Abend, als er melken ſollte, konnte jetzt aber nicht auf den Oberſäß laufen und des Stuhles wegen das Melken verſäumen. Das Melken ging ſeinen Gang, die Kühe zogen auf ihr Lager, die Knechte zündeten mitten in der Hütte das Hengertfeuer an und über der Alpe fing rabenſchwarze, ſtockfinſtere Nacht ſich zu lagern an. Es iſt doch unheimlich dunkel, ſagte der Zuſenn, welcher in der Hüttenthüre ſtund; heute Nacht würde ich nicht auf den Oberſäß gehen und wenn ich dafür die ſchönſte Kuh im Senntum zum Geſchenk erhielte. Nun das wäre etwas, entgegnete der Küher. Darauf ſahen die andern ihren Töni, ſo hieß der Küher, groß an, denn ſie trauten ihm ſo viel Mut nicht zu, wie er denn

überhaupt unter seinen Kameraden, zwar als ein ehrlicher armer Teufel, allein im Uebrigen keine vorzugsweise Geltung hatte. Und es meinte jetzt der Senn: Gut Töni, du könntest gerade hinaufgehen und mir meinen Melchstuhl bringen, und dann soll wirklich die schönste Kuh im Senntum dein sein; aber warten mußt bis Mitternacht. Es gilt, sagte der Küher, und war wirklich entschlossen, den Gang zu wagen. Als nun die elfte Stunde kam, brach Töni auf, nahm aber für alle Fälle hin seinen „sechsspörrigen" Hund mit sich. Noch schwärzer schien die Nacht geworden zu sein und der Wind heulte in schauriger Melodie durch die Finsternis hin. Allein Töni war nicht weit gegangen, als er trotz der Dunkelheit einen unheimlich aussehenden Mann auf sich zukommen sah. Bei solchem Anblicke wollte nun des Kühers Herz doch etwas wie Reue beschleichen, den Gang gewagt zu haben. Der schwarze Unbekannte, der jetzt hart vor ihm stand, sagte ihm aber, er solle es sich nicht träumen lassen, zurückzukehren, sonst dürfte es ihm nicht gut gehen. Er solle hinaufgehen in die Hütte, und dort sitze Einer auf dem Melchstuhl. Gelinge es ihm nun, demselben in drei „Sträcken" den Stuhl zu nehmen, so sei's gut, sonst aber sei's nicht gut.

Mit diesem Troste wanderte Töni weiter in die pechschwarze Nacht hinein; der Unbekannte aber verschwand. Als er nun auf den Obersäß und auf den Stafel kam, hörte er in der nahen Bergseite Jodeln und Schellengetön, gerade als ob Jemand die Kühe sammeln wollte und doch waren dieselben auf einer ganz andern Seite der Alp. Mit klopfendem Herzen betrat daher Töni die Hütte. Hier war's ebenso finster als draußen, nur gegen die Kellerthür zu war's etwas lichter und im Halbdunkel sah er dort einen Mann auf dem Melchstuhl sitzen und sich kämmen. Unserm Küher wollte das Herz in die Schuhe fallen, denn dieser geisterhafte Mann sah schrecklicher aus als der erdfahle Tod. Doch besann Töni

sich nicht lange, trat hinzu, faßte das Stuhlbein und that einen kräftigen Strack; allein der Stuhl blieb felsenfest und Töni wurde es gelb und grün vor den Augen. Beim zweiten Stracke blieb der Stuhl ebenfalls fest, hatte aber doch so „ehgen glötterlet". Den Angstschweiß auf der Stirne, that nun Töni einen dritten fast übermenschlichen Strack und hatte zu seiner unendlichen Freude den Stuhl frei in den Händen. Der Andere aber sagte: Hättest du in drei Malen den Stuhl mir nicht entreißen mögen, so hätte ich dich zerrissen, wie „d's Gstüpp an der Sunna"; so aber ist's gut, du hast den Preis verdient, aber noch nicht erhalten. Fröhlicher als er gekommen, ging Töni weg und dem Untersäß zu, wo er ohne weitere Unbilden zu erleben, ankam. Die übrigen Knechte hatten ihn mit Spannung erwartet. Ihnen mußte nun der Küher seine Erlebnisse erzählen und erntete gebührendes Lob für seine Standhaftigkeit und seinen schließlich doch glücklichen Gang.

Und es vergingen Tage und Tage und der Herbst kam heran und mit ihm die Zeit, da wieder von Alp gefahren wurde. Jetzt erinnerte der Küher den Sennen an dessen Verpflichtung gegen ihn. Dieser aber bedeutete ihm, er möchte die im Spaß hingeworfenen Worte nicht als ernst gemeint auffassen und die Hoffnung auf die Heerkuh fallen lassen. Dazu verstund sich Töni aber nicht und wollte es nötigenfalls auf einen Richterspruch ankommen lassen. Er verständigte sich mit dem Heerkuhbesitzer und dieser war geneigt, die Kuh abzutreten für gebührende Bezahlung. Da aber der Senn die Bezahlung verweigerte, so kam die Sache vor Gericht. Hier stellte sich denn auch ein altes ergrautes Männlein ein, welches am Ofen stehend den Verhandlungen zuhörte. Der Senn wußte nun seine Sache so geschickt zu führen, daß schon Jedermann erwartete, er werde gewinnen. Da trat besagtes Männlein vor ihn hin, gab einem Kieselstein, den es in

Händen hatte, einen „Schmutz", daß der Stein sofort in Fünklein wie Mehl so fein zerstob und sagte dabei zum Sennen: Gerade so werde ich es dir machen, wenn du dich noch länger weigerst, dem Küher seinen verdienten Preis zuzustellen. Da sah der Senn, daß hier eine mächtigere Hand ins Recht greife und mußte seinem Küher die Heerkuh kaufen, was er übrigens leicht thun konnte, denn er war ein wohlhabender Mann.

Die Höhe des Kreutzberges führte ich meinen Begleitern parthienweise vor, was große Ueberraschung bot. Je nachdem man den einen oder andern Standpunkt wählt, zeigt sich ein ganz anderes Landschaftsbild, aber eines schöner als das andere. Ich will darauf verzichten, dies näher zu beschreiben, man muß es selbst sehen; so oft ich bis jetzt diesen Versuch machte, war der Erfolg ein durchschlagender. Der Berg hat ungefähr die Form eines Kreutzes und wird davon seinen Namen haben. Es ist dies von mir ein kindsmörderisches Zugeständnis, denn ich habe mir im Bündner Kalender vom Jahr 1869 Mühe gegeben, den Namen hochpoetisch zu erklären. Die Erzählung ist damals in einem großen Schweizerblatte gelobt worden, was mich aber nicht hindern kann, zu bekennen, daß dieselbe die zu Grunde liegende Sage mit stark dichterischer Freiheit behandelt hat, mit einer Freiheit, die ich mir jetzt nicht mehr gestatten würde. Uebrigens kenne ich zwei Männer — der eine liegt leider seit einigen Jahren im Grabe — die nach Jahren zu einer Kreutzbesteigung extra jenen Kalender mit sich nahmen, sich auf einzelnen Stellen die Erzählung stückweise vorlasen und einander belehrten: Da muß es gewesen sein! Item, was an der Sage gesündigt worden sein mag, soll hiermit gesühnt werden. Nur geht es mir dabei wie den Professionslügnern, die ob dem vielen Lügen schließlich selbst nicht mehr wissen, wie die von ihnen so oft entstellten Thatsachen eigentlich waren. Soweit ich

mich aus meinen Knabenjahren erinnere, ist jedoch die Sage folgende:

Zuweilen hörte man im Augstberg (Abhang zwischen dem Obersäß und der Kreutzhöhe) in mondhellen Nächten Heerdengeläute und lautes Jodeln, trotzdem die Kühe an einem ganz andern Orte waren. Am folgenden Tag war jeweilen die Alp ausgeschneit, die Kühe waren in irgend einem Tobel, mehrere davon totgefallen, was man sich nur so erklären konnte, daß ein böser Geist das Vieh von seinen sichern Lager- und Weideplätzen geflissentlich in die Gefahr treibe. Es kam dies häufig, auch in Nächten, denen nicht gerade Schneefall folgte, vor und wurde die Sache zur Kalamität. Da passierte eines Tages ein alter Mann die Alp, dem nach erfolgter Bewirtung das Unheil, unter dem die schöne Alp leide, erzählt wurde. Der gab den Leuten den Rat, auf der Bergeshöhe in eine gewisse Tiefe ein Kreuz zu versenken. Dasselbe werde sich jedes Jahr um ein Kleines heben und nach 100 Jahren wieder an der Oberfläche erscheinen, worauf es neuerdings in die anfängliche Tiefe versenkt werden müsse. Der Rat wurde befolgt, und siehe da, nachdem das höchste Zeichen der Liebe und der Versöhnung auf höchster Höhe in die Erde gegraben war, waltete Gottesfriede am Berge und war die Macht des Bösen gebrochen. So erzählt die originelle Sage, allein ich bedaure, hier abermals mit rauher Hand in ein poetisches Gebilde eingreifen zu müssen. Sei es, daß nach Verlauf der ersten 100 Jahre das Kreutz nicht mehr versenkt wurde, sei es etwas Anderes: Der böse Geist kam später gelegentlich doch wieder, um die Kühe wegzutreiben. Das letzte Mal geschah dies in den siebenziger Jahren dieses Jahrhunderts. Nach einer Nacht mit Schneefall fand man am Morgen die ganze Heerde wunderbarer Weise auf der Kreuzhöhe, d. h. zwei Kühe abgerechnet, welche im Tritt-Tobel unten lagen, weil sie oben in der steilen Grashalde ausgeglitscht und

hinuntergefallen waren. Es dachte aber Niemand daran, neuerdings ein Kreutz zu versenken, sondern man hätte vielmehr Lust gehabt, das Kreutz hoch aufzurichten und die Küher daran zu henken.

Damit komme ich wieder zum Anfang zurück. Vor uns liegt eine herrliche Abendlandschaft, aus der die mit Purpur übergossenen Berge zum enzianblauen Himmel emporwachsen. Hinsichtlich der Bergaussicht kann sich das Kreutz mit seinen hohen Nachbaren natürlich nicht messen, immerhin ist sie hübsch; von seltener Schönheit sodann die Thalaussicht, indem man namentlich das ganze Prättigau wie auf einem Präsentierteller liegend, vor sich hat. Da finden dann namentlich auch diejenigen ihre Befriedigung, welche gewohnt sind, eine Bergaussicht nach Kirchtürmen zu bemessen; diejenigen des Prättigaus sieht man so ziemlich alle und aus dem Rheinthal herein schimmert noch derjenige von Pfäfers. Mit welcher Wucht sich sodann die Rhätikonkette präsentiert: Sie sind fast mit der Hand zu langen, die imposanten Fluhwände der Rätscha, Schiafluh, Sulzfluh, Drusenfluh, Kirchlispitzen und Seesaplana, an welche sich viele gute und schöne Alpen schmiegen, die dem lieben Vieh vom Thale Futter bieten, aber auch noch etwas übrig haben für die Berggazellen und die muntern Murmeltierchen. Hört! da pfeift eben eines in unmittelbarer Nähe. Es ist noch nicht so gar lange her, da siedelte man am Kreutz, auf der Luzein zugewendeten Seite, eine kleine Murmeltierkolonie an und erlebte die Freude, daß der Versuch besser gelang als der weiter unten gemachte mit der Ansiedelung von Arven. Da hatte nämlich um das Jahr 1870 herum der Gemeinderat von Luzein beschlossen, versuchsweise oben an der Waldgrenze, nämlich in einer Höhe von 1700 Meter, Arven anzusäen. Zwei Vorstandsmitglieder, darunter der Erzähler und der Förster, besorgten die Aussaat, allein die Früchte sind leider ganz ausgeblieben. Ich glaube

nicht, daß es an den Zirbelnüßchen gefehlt hat, allein diese Höhe wird vielleicht die Region der Arven noch nicht ganz erreichen und im Weitern hätte man, was nicht geschah, die betreffenden Stellen einfrieden müssen. Es mögen auch die Mäuse die Nüßchen gefressen haben. Ein allfällig zu wiederholender Versuch müßte in anderer Weise gemacht werden. Es wären für die Aussaat verhältnismäßig wenige Stellen auszuwählen und dieselben mit Mauern einzufrieden. Wir dagegen wollten damals etwas Anderes. Wäre es nach unserm Willen gegangen, so stünde heute der ganze Waldrand auf einer geteilten Länge von einigen Kilometern mit Arven verbändelt da. Bei dieser weiten Anlage war nun aber an eine Einhegung nicht zu denken. Schade, daß der Versuch mißlang. Einmal bedaure ich dies aus kulturellen Gründen, sodann lag in dem Experiment noch so etwas, was man vielleicht Heimattreue nennen kann. Die Nüßchen waren nämlich von unsern eigenen Arven gepflückt worden. Wir haben im Fluelathale eine Alp und darin stehen einige wie heilige Bäume verehrte Arven. Einmal fällten und verkauften die Hirten eine davon an einen Holzhändler, vermeintlich zu ihrem Nutzen, allein der Baum kam sie teuer zu stehen. So ungefähr mögen die Germanen ergrimmet sein, wenn sie gewahr wurden, daß Jemand die Axt an eine heilige Eiche gelegt hatte, wie meine Mitbürger, als sie den Raub der Arve vernahmen. — Es hätte nun natürlich etwas Schönes darin gelegen, wenn es gelungen wäre, den Kindern dieser so wertgehaltenen Bäume auf unserm Gemeindegebiet selbst eine Heimat zu schaffen.

Zwischen dem Kreutz und Kühnishorn (2416 m) ist der tiefe Einschnitt von Aschüel (1624 m), ein mit schönen Gütern bekleideter Bergübergang. Auf der Neigung gegen den Weißbach (ein Arm des Schraubaches) zu liegt die der Familie Sprecher gehörende Alp „Spitzi". Im Wald unten ist

Chöpflerboden, wo einst die Riesen hausten, von denen vorhin erzählt wurde.

Durch das Gebiet dieser Sage führt von St. Antönien ein Weg nach Schuders, welcher im Sommer in ca. 4 Stunden zu machen sein wird. Als Knabe fand ich ihn leicht, während ich mir heute kaum mehr getrauen würde, in jenem ungeheuer großen Wald und Rüfenelysium auf die Suche zu gehen. Allerdings möchte ich noch einmal nach Salvsch kommen und den guten Geschw. H. Sch. noch einmal grüßen, der mich s. Z., es mag etwa im Jahre 1857 gewesen sein, einem Fremden gegenüber als „es guets dumms Büebli" erklärte; er liegt aber schon lange im Grabe. Diese Taration wollte mir damals nur mäßig gefallen; da leuchtete mir dann die Einladung eines ca. 18jährigen Mädchens, zu ihr „z'hengert" zu kommen, wenn ich einmal erwachsen sei, schon besser ein. Ah meine Herren! halten Sie den Hof Salvsch fest und schauen Sie hinüber auf den Stafel von Drusen, woselbst soeben die Puppe die Haut des Sennen auf dem großen Stein zum Trocknen ausspreitet. Das war eine böse Geschichte, welche sich folgendermaßen zutrug:

Die Puppe in Drusen.

Rechts ob dem Wald, wo die alte Tannengarde sich vielleicht rauschend die Geschichte noch einmal zuflüstert, dort ist der Stafel; und dort unter der Hütte steht ein fast hausgroßer Stein.

In dieser Alp waren einmal vor gar alter Zeit lauter junge Knechte. Die hatten im Ganzen nicht viel zu thun, waren übermütige Gesellen und zerflossen mitunter fast vor langer Weile. Wüste Gespräche, unsaubere Scherze waren zwar auch ihnen geläufig, nutzten sich aber nach und nach ab und aus. Da geriet dann endlich einer von ihnen, es war der Senn, auf den Gedanken, eine Puppe zu machen. Mit wildem Jubel wurde dieser aberwitzige Einfall von Allen ge-

billigt. Nun ging's drauf los. Jeder wollte sich damit auch was zu schaffen machen, und da hatten sie eine Zeit lang zu thun, „wie die Mäuse in der Kindbett". Die Puppe wurde, so gut es anging, in der Größe eines Weibes und überhaupt menschenähnlich gemacht. Sodann wurde sie natürlich auch angekleidet und im Weitern so behandelt, als ob sie wirklich lebendig wäre; es wurde ihr also u. A. Mus, Suppe, Rahm u. s. w. in den Mund gestrichen, man legte sie ins Bett, hob sie wieder heraus, setzte sie auf eine Bank oder einen Stock, stellte Fragen an sie, lachte sie aus u. s. w.

Endlich geriet Einer, es war wieder der Senn, auf den Gedanken, die Puppe zu taufen, und obwohl den Andern denn doch über diesen Vorschlag das Gewissen sich ein wenig regte, schritten sie im Uebermut und im Leichtsinn zu dem furchtbaren Beginnen — es war gerade am Tag des Herrn. Alle Taufceremonien wurden beobachtet, mit den „Plumpen" wurde geläutet, die „Götteti" umstanden den Taufstein, der aus einem Holzstock und einer Gebse bestand, und der Senn vollzog die Taufhandlung. Da ereignete sich ein grauenhaftes Wunder: — im Moment, als die Puppe in den drei höchsten Namen mit dem Wasser begossen wurde, schlug sie die Augen auf und fing an zu reden.

Was sie geredet hat, mag denen, die es anging, nicht sehr tröstlich geklungen haben: „Sie sollen machen, daß sie mit Vieh und Habe so schnell als möglich fortkämen, Einer aber müsse bei ihr zurückbleiben und wer das sei, das solle das Loos entscheiden." Zitternd wurde das Loos gezogen, es traf den Sennen. — Die Andern konnten heimziehen, erhielten aber die Weisung, „so lieb ihnen ihr Leben sei, nicht zurückzusehen, bis sie auswärts über das dritte Tobel gekommen seien." Das wurde nun so gehalten, als sie aber jenseits des Tobels zurückschauten nach dem Stafel, so breitete die Puppe

gerade die Haut des Sennen auf obgedachtem großen Stein aus, hatte ihn also geschunden.

* * *

Im Thale lagern sich dunkle Schatten und auf den Bergspitzen wird nach und nach das letzte leise Rot erlöschen, was zum Heimgang mahnt. Ich könnte den Begleitern noch Manches zeigen und erzählen, denn da oben lebt mir Alles, da ist seit meiner Kindheit her die Umgegend weit und breit belebt, mit allerlei Gestalten bevölkert und mit tausend lieben Erinnerungen verklärt; aber ich wollte nur ein engumrahmtes Bild vorführen und kein Bild darf überladen sein. Ich werde also für diesmal in Ruhe lassen: Den „alten Valpuner", einen mir nicht mehr genauer bekannten Alpgeist: den am Partnunersee sein Unwesen treibenden „Grüebjibutz"; den Teufel und Eulenspiegel, von denen der Erstere auf Anhetzung des Letztern den mißlungenen Versuch machte, die ob Pany liegenden sogen. Ruh- oder Teufelsteine von Jägglishorn (2255 m) auf das Kreuz herüberzutragen.

6. Madrisa.

Gemeint ist Madrisahorn (2830 m) zum Unterschied von Madrisaspitz. Die Besteigung des letztern ist nicht jedermanns Sache, während es möglich ist, auf Madrisahorn auch bergunkundige Philister hinaufzuschleppen. Momentan wählen wir diesen Standpunkt, um in erster Linie einen freien Ausblick auf das ganze Hinterprättigau mit seinen Thälern und imposanten Gebirgsstöcken zu gewinnen. Der Aufstieg kann von Klosters, resp. Schlappin aus, von Saas oder von St. Antönien aus genommen werden. Wir wollen das letztere thun, weil es, da wir bereits in St. Antönien sind, das Leichteste ist. Ein sanft ansteigender Weg führt uns durch das Gafiathal hinauf auf die Gafierplatten, ein der Totalp an der Seesaplana vergleichbares, weites Feld verbogenen nackten

Kalkgesteins. Der meist grüne, von der Egghöhe zum Rätschahorn sich hineinziehende Grat trennt das Gasier- vom Aschariner Alpthälchen. Jener grüne Uebergang hart vor der Rätschafluh heißt „bei den Neunzigen". Daneben steht der „Ammann", ein einzelner, scharf aufragender Felszahn. Den Namen deutet die Sage folgendermaßen: An einem schönen Sommertage saß da ein Bäuerlein mit seiner ganzen Viehhabe, nämlich einem Kuhkälblein, bei den Neunzigen oben und kalkulierte, zuerst leise, dann etwas lauter und schließlich in Jubelton: Das Kälblein ist nach zwei Jahren eine Kuh, wirft dann ebenfalls ein Kuhkalb, ist nach sechs Jahren bereits Großmutter. Dann wird zweifach fortgekälbert, später dreifach, kurzum, im Frühling nach zehn Jahren werde ich zwölf Kühe und das nötige Kleinvieh haben, also ein reicher und geachteter Bauer sein, mithin gewiß auch Ammann werden, Uu—ii—huhuu!!! Ob dem Jauchzen erschrack aber das vielversprechende Kälblein, sprang über den Felsen hinein und fiel todt, das arme Bäuerlein in tiefer Trauer hinterlassend.

Besser wäre die Sache drüben an der Madrisa geraten, wenn nicht ein alter Narr zur Unzeit den zart gewobenen Glücksfaden zerrissen hätte. Da auf Saaser Alp, am Fuße des Madrisahorns, hatte ein reicher Bauer eine Alp und schickte seinen Sohn hinauf, um dort im Winter mit den Kühen zu bleiben, so lange der Heuvorrat währte, wie das noch jetzt vielfach geschieht. Der junge Mann ließ lange nichts von sich hören, sodaß der Vater besorgte, es möge ihm etwas Schlimmes begegnet sein, und sich bei tiefem Schnee aufmachte, um nachzusehen. Er fand ihn mit der Sennerei beschäftigt und erstaunte über den reichen Vorrat von Milch, Butter und Käse, sowie über das schöne Aussehen des Viehes. Wie kommt es, fragte er, daß die Kühe so glatt und schön sind und Milch geben, wie im hohen Sommer? Das macht meine Madrisa, sagte der Jüngling; die hat Wurzeln und Kräuter gesucht, da-

von wird das Vieh so glatt und gibt so viel Milch. Wer ist denn das, deine Madrisa? Der Junge deutete schweigend in die halb geöffnete Thüre der Kammer: da lag auf dem Bette schlafend ein Mädchen von wunderbarer Schönheit, dessen lange gelben Locken aufgelöst bis zur Erde herabfielen. Ein Ruf des Erstaunens entfloh dem Vater; das Mädchen erwachte, erhob sich und schritt auf die beiden zu: „Hättet ihr mich hier unbekannt im Frieden gelassen, es wäre besser gewesen für euch und eure Heerde. Ungern kehre ich aus der warmen Hütte zurück zu Wald und Fels, aber ich muß; meines Bleibens ist nicht mehr hier.“ Und leichten Schrittes schwebte sie über den Schnee, den Felsenhörnern zu, die ihren Namen tragen, den der junge Senn vergeblich rief, als er im nächsten Sommer die Heerde in diese Berge trieb.

Aehnlich erging es den Contersern. Ein wildes Männlein hütete mehrere Jahre die Kühe von Conters, ohne dafür Lohn zu begehren; es ging aber auch nie ins Dorf, sondern das Vieh wurde jeden Morgen hinausgetrieben, wo es der wilde Küher in Empfang nahm und, wie es schien, zu seinem Vergnügen besorgte. Die Conterser dachten am Ende doch, sie seien ihm eine Erkenntlichkeit schuldig, schafften ihm eine vollständige schöne Kleidung an und legten sie ihm an den Ort, wo er morgens die Kühe übernahm. Dem Wilden gefiel der Schmuck; er probierte lange hin und her, bis er die ungewohnte Tracht angezogen hatte, und besah sich dann selbst mit einigem Wohlgefallen. Da kam eine bisher unbekannte Empfindung in sein Herz: die Eitelkeit; er sprang und tanzte eine Zeit lang umher, sang und jubelte; er warf seinen Hirtenstecken weit von sich und sang immer noch tanzend:

Was wet au so 'na Weidlema
Meh mit den Kühne z'weidela gah.

Dann lief er lustig fort in den Wald und wurde nie wieder gesehen. Die Kühe aber gaben seitdem nicht mehr so viel Milch.

7. Das Hinterprättigau,

nicht nur von den Bergen herab, sondern auch im Thale selbst betrachtet. Ausgangs- oder Ausfahrtsort: Küblis. Küblis hat das Aussehen eines Marktfleckens. Seine Märkte erfreuen sich eines bedeutenden Besuches, namentlich seit der Eröffnung der Eisenbahn und auch etwelcher Industrie (Weberei). In manchen Punkten hat aber der Ort durch die Eisenbahn verloren. Das geht eben immer so bei Verkehrsänderungen: Der Eine gewinnt, der Andere verliert.

Küblis erscheint in den ältern Urkunden vor 1351 nirgends. Hieraus ist mit Grund der Schluß zu ziehen, daß es eines der jüngsten Dörfer des Thales sei. Offenbar rauschten die Thalwasser einst hoch über der jetzigen Sohle. Selbst die Häuser oberhalb der Kirche ruhen auf grobem Flußgeschiebe. Die Kirche in ihrer noch gut erhaltenen Konstruktion ist vom Ende des 15. Jahrhunderts und gehört dem Spitzbogenstil an, der in Rhätien ziemlich spät erst Eingang fand.

Oben an sonniger Halde zwischen Telfs und Prada ist der Hof Prumarols. Ein Prättigauer hatte sich s. Z. um 2000 Gulden für den siebenjährigen Krieg anwerben lassen, worauf seine Frau für das Handgeld das genannte schöne Heimwesen kaufte. Ein jetzt noch lebender, sehr geachteter Nachkomme jenes Kriegers hat dies in dem nachfolgenden Gedicht geschildert:

Was eine „Heimat" im Prättigau wert ist.

Als einst ein Werber das Land durchzogen,
Zu suchen die streitbaren Mannen im Thal,
Da traf er Einen, dem schien er gewogen:
Eine Riesengestalt, mit Gliedern von Stahl.

Dem bot er ein Handgeld, nicht kärglich gewogen,
Doch schüttelte der Recke bedenklich sein Haupt:
„Ich habe ein Weib, und ein Kind unerzogen,
Man trennt nicht so leicht sich, wie mancher dies glaubt."

„Mag sein, doch bedenk' das schöne Leben!
Mit Nahrung und Kleidung wirst Du versorgt;
Zweitausend Gulden will ich Dir geben,
Komm, zahle mit diesen, was Du Dir geborgt!"

„Nicht hab' ich Vermögen, doch auch keine Schulden,
Die Wiesen und Weiden, die geben mir Brod; —
Zwar freilich, mit diesen zweitausend Gulden
Da würde verhütet auch künftige Not."

Zu Weib und Kindern, sie fest umschlungen,
Spricht er unter Thränen: „Ach, zürnet mir nicht,
Heut' hab' mich zum Kriege dem Werber verdungen,
Damit's in Zukunft an Nichts Euch gebricht."

„Geh' hin und kauf' „das Heimat" dort oben
An sonniger Halde in sicherer Lag,
Es nährt und schützt Euch, wenn Stürme toben,
Einst kehr' ich zurück am Entlassungstag."

Mit Zittern folgt das Weib dem Befehle
Und weinend legt sie das Geld in den Schoß.
Fort ziehet der Krieger — ihr schnürt es die Kehle,
Doch hat sie erworben das Gut „Promarols".

Siebenjähriger Krieg — ein langes Bangen!
Der Krieger kehrt nimmer aus blutiger Schlacht:
Der Heimat, den Seinen, für die er gegangen,
Hat er freiwillig sich zum Opfer gebracht.

Bei Küblis beginnt die Straße den Thalboden zu verlassen. Sie steigt an der sonnigen Halde von Prada empor, um in einer halben Stunde nach Saas zu gelangen, dem ehemaligen Hauptorte des Gerichts zum Kloster, dessen Kirche zu St. Lorenz eine der ältesten Stiftungen des Bistums in dem Prättigau sein dürfte, wie schon oben erwähnt wurde, da sie zu denjenigen gehörte, die das Cathedralikum bezahlten, eine Abgabe zum Unterhalt des Cathedraldienstes, die jedes vierte Jahr zu entrichten war. Das Dorf, als dessen ältester Name Sausch oder Säusch in den Urkunden vorkommt, hatte ursprünglich nicht die jetzige Lage, sondern zog sich einst mehr

östlich, dem Berg entlang, empor. Die Wahl des jetzigen, eher sumpfigen Standortes wurde hervorgerufen durch eine furchtbare Lawine, die im Jahre 1689 von der Zinne des Berges herabstürzte, und eine Menge Wohnhäuser und Ställe, sowie 56 Menschen in ein gemeinsames Grab vereinigte. Sie setzte über das Wasser und soll am jenseitigen Rande nicht nur ein Kind in der Wiege unbeschädigt abgesetzt haben, sondern auch eine Bibel und einen Korb voll Eier. Da ein zweiter Schneesturz erfolgte, als man bereits mit den Rettungsarbeiten an den unter dem ersten Sturze Verschütteten begriffen war, so waren die Menschenopfer das zweite Mal noch größer.

Eine Fußreise ins hintere Prättigau ist für den, der natürliche Schönheit des Terrains und der Vegetation zu schätzen weiß, jedenfalls sehr lohnend. Begünstigt wird die Beschauung der wechselvollen Gegend durch den erhöhten Standpunkt, den die Straße von Saas einwärts behauptet, mittelst dessen die freie Umsicht sehr erleichtert ist. Für einen Gesamtüberblick des Landschaftsbildes eignet sich aber vor allem die hinter Saas kühn vorspringende Ecke, welche ihrer ganzen Gestalt nach der Schuttkegel jener massenhaften Gebirgsablösung ist, die zwischen dem Geishorn und der Rätschenfluh den Fels entblößte und zu Thale ging. Wendet man sich, auf der Kante der Ecke angelangt, rückwärts, so hat man namentlich bei Morgenbeleuchtung eines der anmutigsten Landschaftsbilder vor sich. Saas auf seiner scharf vorspringenden Terrasse, gegenüber das schöngelegene Conters, in der Tiefe, bespült von dem geschlängelten Flusse, Küblis, rechts oben das malerisch an den Berg gelehnte Luzein, überragt von Pany, während im Hintergrunde auf seinen Felsenzinnen Putz thront, von dieser Seite aus gesehen, selbst in seinen Trümmern großartig. Ueber der Waldspitze von Strahlegg erkennt man den Standpunkt für die Fideriser Aussicht, und hoch ob der Bucht von Jenatz schaut Furna herab.

Nur wenige Schritte vorwärts auf der Straße, bei dem letzten Nußbaum Prättigaus stehend, bietet sich die entgegengesetzte Ansicht nach Klosters dar. Der breite Thalriegel, der den Fluß erst an seinem Fuße erscheinen läßt, bietet sich den Blicken dar, überragt von der etwas seitlich gekrümmten Pyramide des Plattenhorns, das nur in heißen Sommern schneefrei wird, während im Mittelgrunde links waldbewachsene Flühen, die den Weiler von Mezzaselva zu Füßen haben, und mitunter durch Steinschlag oder niedergeworfenes Holz bedrohen, rechts aber die Gehänge des Mittagsteins, gewöhnlich nach der Alp Casanna benannt, zu der Bucht des Dorfes Serneus abfallen. Mitten durch rinnt der Fluß unter einer stattlichen steinernen Bogenbrücke vorbei, und hinter derselben laden die freundlichen Gebäulichkeiten des Serneuser Bades zum Besuche ein. Gleich hinter der bei dem Hotel Mezzaselva postirten Eisenbahnstation Serneus zweigt die Kommunalstraße ab, windet sich um einen sandigen Hügel um und überschreitet auf einer kleinen Brücke den Alpbach, dessen prächtiger Wasserfall über schief geneigte Schieferfelsen zwar nicht auf der Brücke selbst, wohl aber wenig weiter unten trefflich beobachtet werden kann. Immerhin ist selbst auf der Brücke die malerische Schlucht einen Augenblick Stillstandes wert. Bei den untersten Hütten in den „Erlen" angelangt, teilt sich der Weg. Wer das Dorf zu besichtigen wünscht, wendet sich mit einer Biegung nach Westen der Brücke zu, um jenseits einem Einschnitt entlang auf die Terrasse zu gelangen. Es kann auch dieser Weg eingeschlagen werden, da vom Dorfe aus über die Wiesen hin ein äußerst anmutiger Spazierweg in den waldigen Abhang ob dem Bade führt, das von dort aus auf verschiedenen Fußsteigen rasch erreicht wird. Der ermüdete Fußgänger zieht indessen die geradere Richtung vor und gelangt jetzt auf einem kunstmäßig geebneten Wege in wenigen Minuten zu einer einfachen Holzbrücke, die ihn auf das linke Ufer zu dem Bade führt.

Es sprudelt dort aus dem Bergfuß eine reichlich kalte Quelle, deren Beschaffenheit sich durch die Ausdünstung von Schwefelwasserstoffgas, sowie durch den weißen Beschlag des Beckens sattsam beurkundet. Es ist eine schwachalkalische Quelle, die zu Bädern benutzt, einen wohlthätigen erweichenden Reiz ausübt und namentlich für Frauen und Kinder geschätzt wird.

Das Bad Serneus ist schon sehr alt. Bis gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts ist seine Geschichte dunkel. Die Quelle läßt der Volksmund dem Schlosse Padina*) zugehörig erscheinen. Doktor Eblin aus Chur schreibt in seinem Reiseberichte vom Jahre 1825 (das Manuskript befindet sich auf der Stadtbibliothek zu Chur) folgendes: „Allem nach ist „das Wirthshaus 1747 von dem Ehepaar Florian Florin „und Maria Marugg gebaut worden. Vor einigen Jahren „wurde jenes Haus fast ganz abgerissen und fanden sich obige „Namen und Jahreszahl an einem Balkenfirst des Hauses „angebracht. Hans Jann kaufte es von Andr. Florin, des „Florians Sohn und verkaufte es vor ein paar Jahren an „Andreas Geroll, welcher mit den begonnenen Verbesserungen „des Gebäudes fortfuhr. In Kurzem soll es Platz bis auf „30 bis 40 Personen geben. Im Badhause sind zwei Ab„theilungen mit 20 Badkästen angebracht, die eine wurde erst „im Jahre 1816 neugemacht. Das Quellwasser entleert sich „aus einem 3 Zoll dicken Brunnenrohre, riecht stark nach „hepatischem Gas." Hauptsächlichste Anwendung bei „chro-

*) Die Trümmer dieses Schlosses waren noch bis vor Kurzem auf der entgegengesetzten Seite des Thales zu sehen. Erst die eisenbahnbauende Zeit hat sie dem Erdboden gleichgemacht. Ein steiler Fußpfad, welcher vom Bad Serneus zu Padina hinaufführt, heißt noch jetzt der Junkereweg". — Padina wiederum gehörte zu einem Frauenkloster. Dasselbe stand weiter thaleinwärts etwas unterhalb der Landstraße. Kloster und Schloß verband ein geheimer Gang, durch welchen widerspenstige Klosterfrauen nach Padina (Pedinat, Zwingburg, Strafhaus) geführt wurden.

nischer Gicht, Rheuma und Dermatosen". Ein Jahr später gibt Dr. Gabriel von Rüsch genauere Angaben über Temperatur und qualitative Analyse der Quelle, und von da an beschäftigen sich alle Autoren der schweizerischen Balneologie mit der Schwefelquelle von Serneus. 1830 bedauert Malten in seiner Beschreibung aller berühmten Bäder in der Schweiz, daß das wohleingerichtete Bad trotz der sehr wirksamen Quelle nicht stark besucht werde (die damalige Jahresfrequenz betrug 400—500 Personen). Unter dem Besitzer und Arzte Dr. Thomas (1830—1871) vergrößerte sich das Badhotel durch verschiedene Neubauten (1836, 1846 und 1857). Es erscheinen wissenschaftliche Abhandlungen über Heilerfolge bei Rhachitis (Augsburgerzeitung 1863), bei chronischer Diarrhöe und bei Scrophulose (Bündner Monatsblätter) u. s. w. Einen sichtlichen Aufschwung nahm es aber, als es im April 1881 an Herrn P. Mettier aus Chur überging. Herr Mettier hat nicht nur die alten Räumlichkeiten von Grund aus restaurirt, sondern auch im Jahre 1886 einen ansehnlichen Neubau erstellen und im letzten Frühling das alte Haus weiter ausbauen lassen.

Badeetablissement und Quelle liegen in einem reizenden Verstecke zwischen dem dichtbewaldeten Abhange der Casanna und der schäumenden Landquart. Nähert man sich über die Landquartbrücke dem Bade, so erblickt man rechts und links vom Wege ebene Promenadenwege. Auf der rechten Seite gelangt man an einem mächtigen Croquetplatze vorbei zu verschiedenen romantisch gelegenen Ruheplätzen und zwischen Wildbach und bemoosten Felsen auf einem abwechslungsvollen Pfade nach dem Dorfe Serneus. Linker Hand, ebenfalls der Landquart entlang, führt der Weg bei dem Ententeiche und der Fischzucht vorbei durch ein Wäldchen mit Sitzbänken nach Klosters.

Die Badegebäude selbst bilden einen Häuserkomplex von hufeisenförmiger Anordnung; in der Mitte bleibt ein großer absolut windgeschützter Freiplatz.

Ein kurzer, gedeckter Verbindungsgang führt vom Mittelbau hinüber zum Badhaus, welches gegen Westen liegt. Die zementierten Badezimmer des Erdgeschoßes sind mit 30 Zink-, Holz- und Emailwannen ausgestattet; dazu kommen noch zwei in den Boden versetzte Kachelbassins. Die Erwärmung der Bäder, der Badezimmer und des Korridors geschieht vermittelst eines Dampfkessels.

Das Badhaus enthält ferner ein Dampfbad, ein Inhalationskabinett mit zwei Dampfsprays und ein Douchenhaus für die kalte Douche mit regulierbarem Drucke. Beim Dampfkessel finden sich auch Vorrichtungen, um das zum Trinken bestimmte Schwefelwasser zu erwärmen: ein Ofen und ein Heißwassertrog.

Auf der Bergseite steht die Trinkhalle und die Kegelbahn. Zwischen Trinkhalle und Badehaus entspringt in der Tiefe von einem Meter die Schwefelquelle. Hinter der Trinkhalle erheben sich terrassenförmig die Waldanlagen des Bades; am Wege trifft man Pavillons und Sitzbänke bis weit hinauf, wo die Anlage in dichten Tannenwald übergeht.

Zwischen der eine Viertelstunde entfernten Bahnstation Serneus-Mezzaselva und dem Bad Serneus verkehrt ein Omnibus.

Die Quelle von Serneus entstammt gleich der von Tarasp, Fideris, Rothenbrunnen, Andeer u. a. m. dem Bündnerschiefer. Wie die Quellenbestandteile im einzelnen aus den Gesteinsalzen hervorgehen, hat Herr Dr. A. von Planta-Reichenau in seiner Schrift über die Heilquelle zu Serneus (Chur 1873) auseinandergesetzt.

Die Quelle ist so stark, daß nie Mangel an Badwasser entstehen kann. Der Erguß beträgt nämlich 47 Liter in der

Minute und ist das ganze Jahr keinen Schwankungen unterworfen.

Die Temperatur der Quelle ist eine absolut konstante und beträgt 7,0 ° R. = 8,75 ° C.

Das Wasser ist stets farblos und klar, trübt sich nicht beim Stehen, in verschlossenen Flaschen selbst nicht nach Monaten. Es perlt etwas, reagiert neutral, riecht nach Schwefelwasserstoffgas, besonders stark beim Schütteln, und schmeckt nicht unangenehm.

Der Gehalt an Schwefelwasserstoff beträgt in 10,000 g Wasser 8,86 cm^3 oder 0,0135 g (bei 0° und 0,76 MB.*) Die Serneuserquelle gehört zu den kalten Schwefelquellen mittlerer Stärke, d. h. sie ist schwächer als die von Leuk und Heustrich, gleich stark wie die von Alveneu, und stärker als die von Schimberg und le Prese. An Wasserreichtum steht Serneus mit den beiden anderen Graubündner Schwefelquellen oben an. Eignet sich Serneus aus diesem Grunde besonders zu Badekuren, so hat Serneus mit Heustrich und Schimberg das vollständige Fehlen von Gyps gemein, was hinwiederum für die meisten Trinkkuren einen Vorteil bedeutet. Freie Kohlensäure enthält Serneus am meisten von allen genannten Quellen. Dazu kommt eine mittlere Menge von kohlensauren Salzen, worunter in erster Linie Magnesia und Natron, in zweiter Eisen und Mangan zu nennen sind.

Die genauere chemische Zusammensetzung der Quelle hat zuerst Herr Dr. A. von Planta im Herbste des Jahres 1852 untersucht. Im Jahre 1875 — also 23 Jahre später — wurde sie von Herrn Dr. Aug. Husemann analysirt. Husemann sagt diesbezüglich: „Die Uebereinstimmung meiner Resultate mit denjenigen von Plantas ist eine sehr befriedigende, bei einigen Stoffen sogar eine auffallend genaue."

*) Dr. A. Husemann: Luftkurort und Schwefelbad Serneus. 1876.

10,000 g Wasser enthalten nämlich:

	nach Planta	nach Husemann
Schwefelsäure	0,430 g	0,411 g
Chlor	0,011 g	0,011 g
Kieselsäure	0,077 g	0,086 g
Phosphorsäure	Spuren	
Kohlensäure	5,002 g	5,047 g
Schwefelwasserstoff . . .	0,004 g	0,013 g
Kali	0,212 g	0,069 g
Natron	0,706 g	0,811 g
Magnesia	0,522 g	0,496 g
Kalk	1,332 g	1,387 g
Thonerde	0,012 g	0,004 g
Eisenoxidul	0,002 g	0,002 g
Manganoxidul	0,000 g	0,001 g
Ammoniak, Lithion . . .	Spuren	
Strontian, Baryt . . .	Spuren	

* * *

Wünscht man vom Bade aus auf die bequemste Weise Klosters zu erreichen, so bietet sich hier ein reizvoller Fußweg dem Fluß entlang dar. Man erreicht in wenigen Minuten durch Wiesen und Gebüsch die Einmündung des Schlappinerbaches und setzt unweit derselben in Gulvien auf zwei Brücken auf das rechte Ufer des hier durch einen Haufen von Felsstücken in zwei Stränge geteilten Stromes über, und befindet sich sofort am Fuße des Thalriegels, über den man nun eine gute halbe Stunde hinansteigt bis zum Bahnhof von Klosters-Platz, bei dem sich die Aussicht auf den Silvrettagletscher auf einmal überraschend öffnet. Der Fußweg führt längs des steilen Uferrandes hinan, in dessen Tiefe sich der Fluß brausend über Felsstücke wälzt, und jeden Augenblick überragt und beschattet von hohen Tannen, Rüstern und Pappeln, die lieb-

lichsten Wasserbilder gewährt, die ein Maler der Natur abzulauschen vermöchte. Die Landstraße zieht sich gegenüber in weitem Bogen zu dem altertümlichen Kirchturme die Richtung einschlagend und von da zur „Brüggä" hinabsteigend. Auch die Wanderung über die Landstraße, obschon vom Bade aus ziemlich zeitraubender, ist für den Liebhaber landschaftlicher Schönheit lohnend. Insbesondere gewinnt man hier beim Austritt aus einem steilen Buchenwalde, in den die Straße mit vieler Mühe eingeschnitten wurde, einen überraschenden Ueberblick über den ganzen Anbau des Thalriegels. Ueber seine Wölbung hin, vom Austritt des Schlappinerbaches aus seiner Schlucht an, liegen anmutig gruppiert, längs der alten Straßenrichtung die Häuser der äußern Gemeinde. Die Hauptnachbarschaften heißen: Erlen, Dörfli, Kreuz und Bild. Beim Kreuz zieht sich quer über den Thalriegel ein Heckenband, die Linie einer ehemaligen Schanze darstellend, die aus den Zeiten des 30jährigen Krieges herrührt. Wer die Landstraße hinansteigt, beachtet linker Hand in der Wiese ein breites, einzelstehendes Bauernhaus, dessen Steinwände mit vielen Wappen bemalt sind. Dies gilt als das Haus des Obersten Johann Guler, des berühmten Verfassers der „Rhätia", durch welche er die Campell'schen Studien seinen Zeitgenossen mit vielen Erweiterungen nutzbar machte. Das etwas höher gelegene „Bild" war, wie der Name andeutet, eine ehemalige Kapelle, die ein Gnadenbild barg. Von dort aus befindet man sich rasch bei der Pfarrkirche, die jedoch, mit Ausnahme des Turmes mit seinen zierlichen Schallöchern, von romanischer Sculptur nichts Altertümliches mehr hat, da sie 1631 vom Feind niedergebrannt wurde. Nur das Spitzbogengewölbe des Chors samt dem Turme blieb stehen. Von Platz aus senkt sich die Straße hinab zur Lanquartbrücke, die seit dem neuen Straßenbau massiv von Stein in zwei Bogen aufgeführt ist. Sie wird aber in den Schatten gestellt durch die gewaltige Eisenbahn-

brücke, welche weiter unten den ganzen Thaleinschnitt überspannt.

Durch die kleine Prämonstratenserkolonie wurde der Anbau dieser schon etwas rauhen Landschaft wesentlich gefördert. Vermöge der nahen Verbindung, in welcher die Prämonstratenser von Churwalden mit dem Hause Vatz stunden, erklärt es sich leicht, warum dieselben zum Teil in den Nachlaß des Hauses Vatz eintraten und ihnen darin namentlich auch die Sorge für die deutschen Kolonisten zufiel. So entstund allmälig auch in den Umgebungen des Klösterleins eine deutsche Genossenschaft, die sich umsomehr begünstigt sah, als die dem Hause Vatz in der Grundherrschaft nachfolgende Familie Toggenburg ebenfalls deutscher Abkunft war. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts, als nach dem Aussterben Toggenburgs das Haus Montfort und von diesem kaufweise das Haus Oesterreich das Erbe antrat, waren die Deutschen bereits so angewachsen und so begünstigt, daß sie auf die Ammannstelle nicht nur Anspruch machten, sondern sich von der Herrschaft auch bereits berücksichtigt sahen. Bei den von den Romanen hierüber erhobenen Beschwerden gab die Herrschaft nur soweit nach, daß sie nach dem Austritt des im Amte stehenden deutschen Ammanns einen romanischen einzusetzen verhieß, ohne im übrigen in der freien Auswahl des Ammanns sich irgendwie beschränken zu lassen (1489). Bereits führte das Gericht um diese Zeit ein eigenes Siegel, auf dem ein Siegel sich abgebildet findet. „Klösterlein" war der amtliche, auf dem Siegel selbst verwendete Name der Landschaft. Die Mission der Mönche war um diese Zeit bereits vollzogen. Im 16. Jahrhundert wurde nicht mehr um Deutsch und Romanisch gekämpft, sondern infolge des hier frühzeitig mit Begeisterung aufgenommenen reformatorischen Wortes um Fortbestand oder Aufhebung des Klosters, was neben seiner religiösen Bedeutung auch eine allgemeine politische hatte. Der Fortbestand bedeutete

österreichische Unterthänigkeit, die Aufhebung dagegen Freiheit und Unabhängigkeit. Letztere war durch freiwilligen Austritt der Mönche erfolgt. Der Propst Bartholomäus Bilger verehelichte sich nämlich mit einer Schwester des herrschaftlichen Ammanns, und die Gemeinde nahm nach der Zerstreuung der Mönche die Klostergüter trotz der Einsprache Churwaldens zu Handen; durch den Glurnser Vertrag 1540 wurde nach vergeblichen Versuchen, die Prälatur wieder einzusetzen, das Verhältnis in der Weise geregelt, daß der Gemeinde das Klostergut unter bestimmten Bedingungen zu ewigem Erblehen überlassen wurde. So blieben die Verhältnisse bis ins 17. Jahrhundert; aber nach der wiederholten Unterwerfung Prättigaus, wo die Gerichtsleute zum Kloster knieend die Huldigung leisten mußten, dachte Oesterreich neuerdings an Herstellung des Klosters und suchte diese Absicht namentlich während der langen Besatzung des Landes im mantuanischen Krieg ins Werk zu setzen. Schon war für die Rückkehr des Prälaten demselben eine bestimmte Aussteuer ausgemittelt, als die Friedensschlüsse neuen Aufschub brachten und endlich der Auskauf allen derartigen Versuchen ein Ende setzte.

Das Kloster selbst ging in den Verheerungen des Religionskrieges zu Grunde. Nur die Gewölbe, auf denen teilweise das Pfarrhaus und ein benachbartes Gebäude stehen, geben noch Kunde von seinem ehemaligen Dasein. Die Kirche wurde 1634 wieder hergestellt, nachdem man drei Jahre hindurch in einem oberhalb der Kirche stehenden Stalle, der noch jetzt den Namen „Tempelgaden" führt, den Gottesdienst abgehalten hatte.

Der Besuch des Kirchhofs lohnt sich, namentlich bei Sonnenuntergang, wegen der weiten Aussicht ins Thal hinaus.

In nicht geringerem Maße als das Kloster ist auch ein anderes Denkmal der neueren Zeit der Zerstörung anheimgefallen. Dem Kurhaus Klosters (Mattli) gegenüber erblickt

man in einer sumpfigen Wiese zwischen der Landquart und dem Mönchalperbach die Grundmauern eines ehemaligen Schmelzwerkes. Hier wurden die im Silberberge auf Davos gewonnenen Blenden teilweise ausgeschieden, da der Waldreichtum der Landschaft zu diesem Zwecke große Erleichterungen darbot. Das Werk ging indes zu Grunde an den eigentümlichen Schwierigkeiten, denen der Bergbau hier zu Lande stets unterlag. Den gleichen Mißerfolg hatte u. a. auch der vor zirka 30 Jahren gemachte Versuch der Ausbeutung eines Gipslagers in Cotschna oben. Während aber der Freund menschlicher Kultur trauern mag über die Schwäche und Unbeständigkeit gutgemeinter und wohlthätiger Bestrebungen, erhebt sich sein Blick unwillkürlich zu dem im Sonnenglanz aus dem Hintergrunde des Thales hervorleuchtenden Gletscher, der so eindringlich die Hoheit der Werke Gottes verkündigt, und ladet ihn ein, seine Ausflüge zu beginnen.

Zunächst zieht es uns thaleinwärts, dem in blendendem Silberlicht schimmernden Silvrettagletscher entgegen. Zwei gute Fahrsträßchen führen teils eben, teils mit mäßigen Steigungen, abwechselnd durch grüne Matten und durch schattige Wälder ins Thal hinein, das eine rechts von der Landquart nach dem Dörfchen Monbiel und weiter bis in die Alp Sardaska am Fuße des Silvretta, das andere auf der linken Seite nach dem Weiler Aeuja und über eine Brücke zur Vereinigung mit dem vorigen in der Nähe des Schulhauses Aeuja-Monbiel. Seine schönsten Reize entfaltet das in seinem Grunde liebliche, von steilen Bergwänden eingefaßte Thal von der Alp Pardenn bis zur Alp Novai. Ein ebener grüner Thalboden bietet eine landschaftlich schöne Mischung von Weide und Wald dar. Wenn er vom Pardenner Boden reden hört, jauchzt jedem Klosterser und Serneuser Bauern das Herz im Leibe, denn der Säß von Pardenn ist sein Ideal. Es ist auch in der That eine große herrliche Weidefläche, aber, um

das gleich hier zu bemerken, die Palme müßten wir diesfalls doch dem hinten im Valzeinerthälchen liegenden Unterfäß der Alp Laubenzug zuerkennen.

Fast alle Höfe, Waldgründe und Thäler der Landschaft Klosters-Serneus sind von der Sage reichlich belebt worden. Auf dem Pardennerboden kommen jeweilen in der Walpurgisnacht, auf Besenstielen durch die Luft hergeritten, alle Hexen des Prättigaus zu einem von ihrem gehörnten Meister veranstalteten Entreball zusammen. Ob auch Tanz- und Dinerkarten an ihre Schwestern in Davos und Schanfigg ausgegeben werden, weiß ich nicht, da ich nie das Vergnügen hatte, dabei zu sein. Ich war eben immer ein schlechter Tänzer und einen solchen laden die Hexen nicht ein. Vielleicht gelingt es Ulrich Dürrenmatt einmal, so ein Verzeichnis herauszubekommen. Lediglich auf das Prättigau scheinen die Einladungen nicht beschränkt zu werden, das beweist die Geschichte.

Von den seltsamen Füchsen.

Ein Mann von Mezzaselva, Namens Alexander Florin ging mit seinem Bruder nach der Alp Pardenn, um den Füchsen aufzupassen.

Was sie suchten, fanden sie auch. Eine große Menge Füchse tanzten auf dem Pardenner-Boden umher.

Zwei derselben besonders zogen die Aufmerksamkeit der Jäger auf sich, indem einer derselben den andern heftig prügelte, biß und kratzte und dann mit einem Stricke ihn an einen Baumstumpen band.

Auf einmal waren aber auch alle Füchse fort, wie weggeblasen, nur der Angebundene blieb zurück.

Die beiden Jäger gingen zum Gefangenen hin, und da sprach der Alexander zu seinem Bruder: „Sind die Andern alle fort, so lassen wir den da auch laufen.“ —

Sie wollten den Fuchs losbinden, aber derselbe fing an, wie ein Mensch zu reden, und sprach: „Haut den Strick ganz nahe am Stumpen ab!“

Alexander that so und sagte: „So laufe in Gottes Namen.“ Und wie geflogen war der Fuchs fort.

Die Jäger kehrten leer heim, vergaßen mit der Zeit auch diese sonderbare Geschichte. —

Da führten Geschäfte den Alexander einmal nach der untern Schweiz, wo, weil zufällig Markttag, alle Herbergen besetzt waren, bis auf eine, am Ende des Dorfes.

Alexander trat unter die Hausthüre, und im Gespräch fragte die Wirtin, wo er her sei. „Von Mezzaselva im Prättigau“, erwiderte der Gefragte.

Die Frau schaute ihn groß an und sprach dann zu ihm: „Thut Euer Pferd in den Stall und kommt dann herauf ins Haus.“

Alexander that, wie die Wirtin ihn geheißen. Die Frau trug auf, was Küche und Keller zu geben vermochten und nötigte ihn immer: „Thut nur gerade, wie wenn Ihr daheim wäret!“

Das wird eine saubere Rechnung geben, an die ich meiner Lebtag denken werde, dachte Alexander.

Am Morgen wollte er fort gehen. Die Wirtin aber ließ ihn nicht weg, und lächelte nur; sie nötigte ihn immer noch zu bleiben, obgleich er seine Rechnung forderte und absolut weggehen wollte, indem er seine Geschäfte in Ordnung hatte. — Aber immer wieder hielt die Wirtin ihn zurück. Dem Alexander wurde es himmelerdenangst, und es wunderte ihn, was das noch geben solle. — So drei Tage nacheinander. —

Am vierten Morgen sagte die Wirtin: „Nun sind drei Tage vorbei, jetzt darf ich's sagen: ich war nämlich derjenige Fuchs, den Ihr vor Jahren vom Baumstumpen in Pardenn befreit habt; der Teufel hatte mich geprügelt und gebissen, weil

ich einmal beim Tanze gefehlt hatte. Ihr habt mich dadurch, daß Ihr zu mir sagtet: „So laufe in Gottes Namen", aus der bösen Gesellschaft und vom Teufelsbanne erlöst. Aber Ihr mußtet drei Tage und drei Nächte unter meinem Dache zubringen, bevor ich mich Euch durfte zu erkennen geben." — Für die Zeche nahm die Frau nichts an.

Noch mehr! Alexander mußte ihr versprechen, jedesmal bei ihr einzukehren, so oft er in der Gegend Geschäfte habe.

* * *

Daß es da an verschiedenen Orten „geistet", ist selbstverständlich, die Gegend ist zu einladend hiefür. Weniger begreiflich erscheint es dagegen, daß auch das Totenvolk da hereinkommt, denn in D. Jeklins „Volkstümliches aus Graubünden" wird Folgendes erzählt vom

Gesang des Totenvolkes.

Müde von der Jagd und von der Nacht überfallen, suchte ein Jäger mit einer erlegten Gemse in der Hütte der Alp Ober-Novai Schutz vor dem herannahenden, grausen Unwetter.

Es war Spätherbst, und die Hirten längst schon von der Alp gezogen.

In der Hütte machte er Feuer an und nahm von dem mitgenommenen Vorrate Speise und Trank zu sich, legte sich dann auf die „Pritsche" und seinen Stutzer neben sich.

Er mochte eine gute Weile geschlafen haben, da hörte er die Kellerthüre aufgehen und gewahrte nun drei große Männer in Alpkleidern und Holzschuhen aus dem Keller heraufkommen.

Die drei setzten sich auf Melkstühle um das Feuer herum, stopften die Tabakspfeifen und zündeten sie an. „Wenn es Allen brennt, so gehen wir", sagte der Eine; „wenn die Pfeifen leer sind, so singen wir", erwiderte der Zweite; „wenn wir singen, so kommen sie", fügte der Dritte hinzu.

Nun brannte bei Allen der Tabak. Sie nahmen drei Melkeimer und gingen vor die Hüttenthüre hinaus.

Nach einer Weile waren ihre Pfeifen leer geworden, und sie sangen dreistimmig mit wehmütiger, kläglicher Stimme einen wohlbekannten Psalm.

Nachdem sie eine Zeitlang gesungen hatten, hörte der Jäger auch von weiter her singen und eben denselben Psalm. — Das Singen kam immer näher, und es däuchte den Jäger, es sei eine große Gesellschaft vor der Hütte versammelt, immer und immer den gleichen Psalm singend.

Wieder nach einer Weile, so um Mitternacht, zog das Volk langsam weiter, immer singend, bis der letzte Ton in der Ferne verhallte.

Am Morgen fand der Jäger Alles genau so, wie er am Abende zuvor es angetroffen hatte und alle Holzgeschirre sauber und blank an Ort und Stelle.

Er hatte den Gesang des Totenvolkes gehört.

* * *

Bei der Alp Novai öffnet sich das Vereinathal. Ein bedenklich schlechter Weg, der aber jetzt verbessert werden soll, führt über die Stutzalp hinauf in das eigentliche Thal. Hier begegnen wir zunächst dem

Nebelmännlein.

Wo aus dorfgeschmücktem Thale
Stolz der Berg sich hebt hinan,
Liegt im hellsten Abendstrahle
Leuchtend, einer Alpe Plan;
Dorten über grüne Höhen
Schöne Kühe heimwärts gehen
Euterstrotzend, wohlgethan.

Lockend ruft der Senne, strecket
Mit dem Salz die Hände hin,
Achtet wohl, daß jede lecket,
Keiner mag er es entzieh'n;

Denn es kommt dabei das alte
Wunderbarlich ungestalte
Nebelmännlein ihm zu Sinn.

Das, wenn Wolken niederhangen
Regenschauernd, frostig, grau,
Mit dem Schleier zu umfangen
Lichten Himmels helles Blau,
Auf der Alpe pflegt zu Zeiten
Leisen Schritts umher zu gleiten
Und zu schweben durch die Au.

Einen Hut gar breiten Randes,
Trägt es, Holzschuh' hat es an,
Mit der alten Tracht des Landes
Seltsam ist es angethan;
Um die nebelweiße, weite
Jacke hat es an der Seite
Eine Tasche umgethan.

So erscheint es bei den Hütten
Wenn es dunkelt, abends spät,
Oefter auch am Tage, mitten
Unterm Vieh umher es späht
Seine Hände lockend strecket,
Und wenn keine Kuh sie lecket,
Trauernd dann von hinnen geht.

Denn so laut das alte schlimme
Nebelmännlein, traumbethört
Auch erhebe seine Stimme,
Niemals auch das Vieh ihn hört;
Und es geht die alte Kunde
Bei den Hirten, die vom Munde
Ihrer Väter sie gehört:

Dieser sei ein ungerechter
Hirt gewesen an der Statt,
Der dem Vieh, zu dessen Wächter
Er bestellet, Untreu that,
Der das Salz nicht recht verwogen,
Ein'gen Kühen es entzogen,
Und gegeben Andern satt.

Jetzo aber muß er schweifen
Durch die Triften leis' und sacht',
Wenn die Wolken düster streifen,
Wenn es schneit in dunkler Nacht,
Bis die rechte Zeit gekommen,
Bis das Vieh den Ruf vernommen,
Er das Unrecht gut gemacht.

Darum lockt der Senne, strecket
Mit dem Salz die Hände hin,
Achtet wohl, daß jede lecket,
Mag es keiner je entziehn;
Denn es kömmt dabei das alte,
Wunderbarlich ungestalte
Nebelmännlein ihm zu Sinn.

Am Eingang ins Vernelathal (ein Zusäß der Alp Pardenn) steht die im letzten Sommer eingeweihte, von der Sektion Uto S. A. C. erbaute Klubhütte. Eine im Jahre 1887 von der Sektion Rhätia auf der linken Thalseite erbaute Hütte wurde in der Folge vom Schnee zusammengedrückt. Die Klubhütte erleichtert die touristische Ausbeutung dieser großartigen, herrlichen Alpenwelt. Während das Silvrettathal, an dessen Gletscher ebenfalls eine Klubhütte steht, mehr durch, zum Teil starre, Großartigkeit imponiert, vereinigen sich in den Vereinathälern die Pracht der himmelanstrebenden Bergpyramiden mit großer Lieblichkeit der Thäler. Den größten Teil desselben umfaßt die den Gemeinden Jenaz, Luzein, Küblis und Saas gehörende Alp „Fremd-Vereina".

Vor uralter Zeit, erzählt die Sage, kam fernher von Welschland ein Fremder von ritterlichem Anstand und geheimnisvollem Wesen mit Namen Alfonso di Barretta. Verbannt aus der Heimat suchte er eine Zuflucht in dieser abgelegenen Alpwelt und wohnte sich in einer Höhle ein, welche in der Nähe der jetzigen Stutzalp liegt und noch Barettabalme genannt wird.

Ihn begleiteten seine beiden Töchter Silvretta und Verena. Das Volk erkannte bald in Baretta einen Zauberer und fürchtete seinen düstern Blick und seine geheimen Künste. Die beiden schönen Jungfrauen aber verehrten und liebten Alle und ihr Erscheinen brachte überall Glück und Segen. So ging es lange; endlich starb Baretta. Seine Töchter gruben in der Höhle ein Grab, betteten den Alten in frischgepflückte Blumen und begruben ihn da. Dann kehrte Silvretta über die Eisgebirge in ihre Heimat zurück. Verena blieb noch kurze Zeit, geheimnisvoll Berge und Thäler durchstreifend. Endlich ward sie gesehen, wie sie auf einer Felsenspitze stand, von wo man weit hinab sieht in das Prättigau; sie streckte segnend ihre Arme gegen die Thäler und rief: „Glückliches Volk, ich schenke Dir das zum ewigen freien Eigentum.“ Dann folgte sie der Schwester und verschwand. Nach ihr werden die Alpen genannt, über welche sie der südlichen Heimat zueilte. Der Name Silvretta lebt fort in den Alpen des anderen Thales der Langnart und in dem des hohen Gebirgsstockes, dessen schneeglänzende Firnen weit in das Thal herabschauen, rein wie die Jungfrau, deren Namen sie tragen.

In Wirklichkeit ist nun freilich die Alp Vereina nicht auf diese Weise an die genannten Gemeinden gekommen. Sie gehörte ehemals der Gemeinde Süs und wurde von derselben zunächst an einen Hans Jägsch von Saas verpachtet und im Jahre 1560 an die genannten Gemeinden verkauft. Letztere hatten infolge eines Vermächtnisses von Jägsch die Alp bereits seit ca. 40 Jahren benutzt, nach einem mit der Gemeinde Klosters geführten Prozeß, welcher deshalb entstanden war, weil die Alp von der Prättigauer Seite her kein Zufahrtsrecht hatte. Ein solches mußte erst erstritten werden. Mit Richterspruch vom 26. August 1523 wurde der Weg bezeichnet, der, unter Beobachtung aller möglichen Cautelen, mit dem

Vereinavieh eingehalten werden dürfe und müsse. Jetzt wird natürlich größtenteils, d. h. bis Monbiel, die Landstraße benutzt, dann aber muß die Languart überschritten und der gerichtlich angewiesene Weg eingehalten werden; so ist es noch in den letzten Jahren durch einen kleinrätlichen Rekursentscheid verfügt worden. Dagegen mit den Cautelen nimmt man es nicht mehr so genau.

Verschiedene Uebergänge führen nach Davos und nach dem Unterengadin; wir aber kehren zurück und erinnern uns daran, obschon wir selbst nicht dabei waren, daß im Jahre 1768 das Dörfchen Monbiel durch einen Bergsturz größtenteils zerstört wurde. Die Einwohner, welche dem Verderben dadurch entgangen sein sollen, daß sie in Klosters in der Kirche waren, bauten sich auf den Trümmern wieder an, obschon das Unglück davon hätte abmahnen dürfen. Allein die heimatliche Scholle will der Mensch nicht gern verlassen. Die meisten verschütteten Häuser waren, wie erzählt wird, Eigentum des bekannten Patrioten Hans Jeuch, welcher an eben diesem Unglückstage in Klosters mit seiner Jungfer Braut sich hatte kopulieren lassen, und willens war, in seinem Hause in Monbiel achtzig Personen zu gastieren. Eines kleinen Umstandes wegen wurde die Gasterei verschoben und dadurch verhütet, daß nicht das Freuden-Mahl zum Toten-Mahle geworden.

Erst am 17. Juni (Donnerstag) fand das Gastmahl statt, „aber man war nicht fröhlich dabei. Es hat der Jeuch zwanzig Dublonen in die Schüssel gelegt für die Armen welche um Habe und Wohnung gekommen waren, und die reichen Verwandten haben auch viel gegeben, und es hat ihre Miltigkeit hernach viel Segen gebracht."

Vom Ritter Hans Jeuch

wird dann noch Folgendes erzählt:

Eines Sonntags stand der Ritter Hans Jeuch in einem ihm gehörenden Hause, in der Clus genannt, am Fenster, und

schaute gegen Schlapin hinauf. Da sah er die Montavoner in hellen Haufen das Tobel herabkommen.

Schnell legte er seinen Lederharnisch an, bestieg seinen Schimmel, dem er noch in der Eile eine Gelte voll Wein zu saufen gab, und stürmte vor die Kirche hin, denn es waren eben Alle in die Predigt gegangen. Dort gab er Zeugnis des Gesehenen und ebenso schnell waren die Klosterser bei der Hand, zur Wehre zu stehen.

Es nahm aber jeder die Waffe mit, mit der er am ehesten hantieren konnte.

Dann sprengte Jeuch rasend den Montavonern entgegen, nachdem er den ihm folgenden Klosterfern zugerufen: „Niedermachen will ich Euch genug, nur lasset mir Keinen wieder aufstehen."

So durchbrach er die Haufen der Montavoner, die sowohl die scharfe Schneide seines Schwertes, als den Huf seines grimmen Schimmels zu fürchten hatten.

Er mähte ganze Reihen nieder, und was er niedermähete, „zetteten" die Klosterser, d. h. sie ließen Keinen wieder aufstehen.

So kam ein Teil der Montavoner durch das Schwert des Jeuch um, der andere Teil flüchtete das Tobel aufwärts wieder dem Montavon zu.

Auf dem Rückwege rasteten die Klosterser auf einer Wiese im Dörfli. Dort öffnete Jeuch seinen Lederharnisch und siehe da — es fielen eine Menge Flintenkugeln zu Boden. Er war kugelfest.

Drei Tage lang floß der Schlapiner-Bach rot, so hatte das Schwert Jeuchs seine Schärfe bewiesen und so hart war das Treffen gewesen.

* * *

Bei der Station Dörfli öffnet sich die schöne Wald- und Felsschlucht, aus welcher der Schlappinerbach hervorbraust. Ein ordentlicher Alpweg führt durch diese Schlucht längs dem

schäumenden Bach und an Wasserfällen vorbei hinauf zu dem auf flachem Wiesengrund liegenden Maiensäßdörfchen Schlappin, einem schönen Alpenidyll mit zerstreuten Hütten und sprudelnden Quellen, das man hinter der finstern Schlucht nicht erwartet. Es ist eigentlich mehr eine Insel, denn das rechtwinklig abbiegende, unmerklich ansteigende steinbesäete Schlappinerthal mit der Kübliser Alp überrascht auch mehr durch seine Großartigkeit als durch Lieblichkeit. Ein freundliches Bild gewährt dort inmitten einer wilden Scenerie von zerrissenen Bergformen und mächtigen Trümmerhalden der Hühnersee, eingebettet zwischen Hüttenwanghorn, Kessispitz und Seescheien. Die Großartigkeit dieser Gebirgswelt ist eine Tour da hinein, namentlich auch mit dem Uebergang nach dem Seethal (die Klosterser nennen es: „Hinterm See") in hohem Maße und mehrfach wert. Dem Wanderer fällt dabei insbesondere auch der Unterschied der Formation, der Färbung und überhaupt der Natur des Gesteins zwischen der Rhätikonkette und der Silvrettagruppe auf. Die Linie geht zwischen der Rätschafluh und dem Madrisahorn durch. Außerhalb dieser Linie jene hellleuchtenden majestätischen Kalkwände mit den bis auf die Spitze grünen Schiefervorbergen; innerhalb die himmelragenden, von der Vegetation wenig belebten, düstern Pyramiden des Urgebirges, das Gefühl unermeßlicher Einsamkeit erweckend. Doch sind auch diese Gegenden von der Sage belebt. Von der Schlangenbannung in Schlappin werde ich an anderer Stelle reden. Hier mag

Der launige Alpbutz

Platz finden. Ein ganz launiger Kerl von einem Butz war auch im Hinter-Säß in Schlappin. Auf dieser Alp hatte einmal der Großhirt im Herbst bei der Alpfahrt mit Vorbedacht ein Rind zurückgelassen. Des andern Tages nun schickte er seinen Kleinhirten hinauf auf die Alp, das vergessene

Tier zu holen. Auf der Nonnenalp hauste aber seit undenklicher Zeit schon ein Butz, dazu mochte der Großhirte den Kleinen gar nicht leiden, und da dachte er sich, wenn der kleine Nirnutz allein hinaufkomme, so werde ihn der Alpbutz schon in Empfang nehmen. Der Kleinhirte nahm auf Geheiß seines Meisters den Weg unter die Füße und kam zur Alphütte, wo er auf dem Stafel das Rind fand, behaglich widerkauend. Er setzte sich zur Rast, packte seinen Schnappsack und fing an zu „marenden". Ueber eine Weile kam der Alpbutz herein und kauerte ohne Wort neben dem schmausenden Kleinhirten auf den Boden nieder. Der Kleinhirte bot dem Butzen auch von seinem „Marend" an und letzterer griff tapfer zu. Beim Abschiede gab dann der Butz dem Hirten ein zierliches „Schelmapfifli" als Geschenk. Als dann das Hirtlein abends mit dem Rind und dem „Schelmapfifli" nach Hause kam, schaute der Großhirt ganz verwundert drein, umsomehr, als er vernahm, das Pfifli habe einen so schönen Ton. Er dachte: Der Butz muß doch so arg nicht sein, und ein solches Pfifli möchte ich auch haben; er ließ sich dasselbe zeigen und probierte es. O wie schön konnte er mit demselben musizieren, so laut, daß es in den Bergen widerhallte und so leise und milde, daß er es selbst kaum hörte! „So eins muß dir der Butz auch geben, ob er will oder nicht." Er ging dann auch allein denselben Herbst nach der Alp, aber vom habsüchtigen Großhirten ist nichts mehr zurückgekommen.

* * *

Kehren wir nun wieder nach der Hauptortschaft, nach Platz-Brüggen, zurück und lauschen wir auch hier den alten Sagen. Es ist unmöglich und, da sie sehr ungleichwertig sind, auch zwecklos, sie alle zu erzählen; ich hebe nur die interessantern heraus und verfahre dabei mit dieser Gegend wie mit andern der räumlich großen Gemeinde und des Prätti-

gaus überhaupt. Die Ausbeute ist gleichwohl noch eine reichliche. Hören wir zunächst, was erzählt wird vom

Schatz in der Kirche zu Klosters.

I.

Es war so Ende des 18. Jahrhunderts, als ein Mann, der nahe bei der Kirche in Klosters wohnte, eines Abends spät von seiner Arbeit heimkehrte. Da seine Leute schon zu Bette gegangen waren, suchte er in der Küche herum, was sie ihm „z'Nacht" gerüstet hätten, er fand aber nichts anderes, als einen Haufen Nußschalen und Schneckenhäuslein in einem Kessel über dem Feuer.

In der „Täubi", daß man ihn so zum Narren habe, nahm er den Kessel vom Feuer weg, aber plötzlich sah er kein Feuer mehr, auch alle Nußschalen und Schneckenhäuslein waren aus dem Kessel verschwunden.

Das konnte sich der gute Mann nicht deuten, und es wurde ihm ganz Angst darüber, was dahinter stecken möge. — So ließ er das Suchen nach Eßbarem sein und ging schlafen. In der Nacht träumte er fortwährend von einem großen Kessel voll Nußschalen, Schneckenhäuslein u. drgl. — Am Morgen erzählte er das Geschehene und auch den Traum. Draußen in der Küche stand aber, und zwar auf dem Herde selber, das Nachtessen, das er gesucht, aber nicht hatte sehen und finden können.

Nun berichtete seine Schwester, daß vor einiger Zeit, als sie in den Keller gewollt, ein weißgekleideter Mönch ihr den Weg versperrt habe.

Der Mann wurde ganz nachdenklich über alles das, und urteilte, daß ein Geist hier hause. Er überlegte die Sache und faßte den Entschluß, zwei Geistliche um ihre Hülfe anzusprechen, denn er allein wagte es nicht, hinter den Geist zu geraten, den er im Hause hatte.

Er unternahm zu diesem Zwecke die Reise über Schlapin ins Montavon, ging zu zwei Geistlichen und erzählte ihnen alles.

Die Geistlichen waren gleich bereit, dem Manne zu helfen und kamen mit ihm nach Klosters.

Alle Drei gingen in den Keller, wo der eine Geistliche aus einem großen Buche, das er mitgebracht, allerlei Formeln las. Er ließ, wie aus Versehen, sein Nastuch fallen. Der Hauseigentümer gewahrte es und hob das Nastuch auf. Der Geistliche las weiter und ließ wieder das Nastuch fallen, worauf der Mann abermals es aufheben wollte; aber der andere Geistliche gab ihm einen Wink, es liegen zu lassen, bückte sich selber und hob, eine Hand voll Erde mitfassend, das Nastuch auf und steckte es dann mit Erde teilweise gefüllt in die Tasche. — Hierauf hörte der andere Geistliche auf zu lesen und alsobald kehrten Beide nach dem Montavon zurück.

In der darauf folgenden Nacht schlug der Mann sein Nachtquartier neben dem Ofen auf; er konnte aber nicht schlafen, so sehr beschäftigte diese Geschichte seine Gedanken. Es war eine helle Nacht, der Vollmond stand am Himmel und leuchtete durch die Fenster.

Etwas vor Mitternacht vernahm er Tritte, wie von einem Menschen, und gleich darauf öffnete sich die Thüre, und es trat ein großer Mann herein, der gab durch Bewegungen mit dem Kopfe ihm seinen Dank zu verstehen. Dem Manne wurde seltsam zu Mute, er wollte seinen späten Gast anreden, aber er brachte kein Wort hervor, war auch keiner Bewegung fähig.

Der große Fremde verließ hierauf die Stube und der Zurückgebliebene hörte ihn weggehen, vernahm auch, wie derselbe die Treppe hinunter etwas nach sich zog.

Jetzt erst konnte er wieder aufstehen von der Ofenbank, auf welcher er, so lange der andere in der Stube geweilt, wie festgebunden war, trat dann ans Fenster und sah beim hellen Mondscheine, daß sein stummer Besucher soeben von seinem

Hause fortschritt und einen großen, vollen Sack nach sich schleifte. — Er schaute ihm noch nach und eben schlug es Zwölfe an der großen Glocke am nahen Kirchturme.

Im Frühjahre darauf ging der Mann wieder nach dem Montavon, diesmal aber um eine Kuh zu kaufen. — Er besuchte bei diesem Anlasse auch die beiden Geistlichen, welche ihn sehr gastfreundlich aufnahmen und mit Speise und Trank erquickten. Sie eröffneten ihm, daß an der gleichen Stelle, wo sein Haus jetzt stehe, früher ein Mönchskloster gestanden und daß dort Silbergeschirr und gemünztes Gold im Keller versteckt gewesen sei, welches der stumme Besucher, ein Mönch, der den Schatz habe hüten müssen, nach dem Montavon gebracht habe, weil dieser Schatz einem Vermächtnis zufolge der nächstliegenden katholischen Kirche gehöre.

II.

Von jeher geht die Sage, in der Kirche zu Klosters liegen viel Geld und Schätze vergraben und versteckt.

Einmal wollten zwei angesehene Männer die Schätze heben und waren eben am schönsten Graben, da kam der Geist, der Hüter des Schatzes, und sagte zu ihnen, wenn sie ihm nicht ein ungetauftes Kind gäben, würden sie den Schatz nie und nimmer bekommen.

Der eine dieser Männer hatte nun gerade noch ein ungetauftes Kleines daheim und wollte dem Geiste dasselbe bringen. Aber seine Frau erwischte ihn noch rechtzeitig beim Raube und nahm ihm das Kind wieder ab mit Gewalt. Und so blieb der Schatz liegen, wo er noch heute liegen wird, sofern er nicht, wie oben erzählt, über die Berge transportiert wurde.

* * *

Im Nachfolgenden pflücken wir einige Früchte von den Dornbüschen des Teufel- und Hexenglaubens, was wir um so eher thun dürfen, als dieselben nicht mehr so gefährlich sind, wie diejenigen, welche s. Z. so manchen armen Teufel

gegen dessen Willen von den Hochgerichten in den Kratten geschüttelt wurden. Da begegnet uns zunächst

Der fremde Musikant.

Eine Maskaradengesellschaft ging übermütig in Klosters-Platz herum. Nicht weit von der Kirche begegnete ihr ein sonderbar gekleideter Mann mit Geißfüßen, auf einer Handorgel spielend.

Obgleich alle vor dem Fremden sich fürchteten, gefiel die Musik, die er machte, ihnen zu gut, so daß sie ihn baten, er möchte mit ihnen gehen und „aufmachen".

Der Fremde führte sie nun in viele Häuser; alles war entzückt über die schöne Musik, überall ging's lustig her.

Zuletzt führte er sie noch außer das Dorf hinaus, zu einem Dornbusche hin, vorgebend, jetzt wolle auch er sie gastieren. Vor dem Dornbusche stampfte er auf den Boden, daß es krachte, und im Nu war der Dornbusch verschwunden, dafür aber befand sich die ganze Gesellschaft in einem großen, schönen Saale, der aber keine Thüren hatte.

Statt daß der fremde Musikant ihnen nun weiter aufgespielt, oder gar sie gastiert hätte, jagte er sie mit einer riesigen, lebendigen Schlange in der Hand so lange im Saale herum, bis eins nach dem andern vor Schreck und Angst und Ermüdung umfiel und die Besinnung verlor.

Am Morgen lagen alle, übel zugerichtet, mit geschwollenen Köpfen und mit einem langen Stricke aneinander gebunden, um den Dornbusch herum.

* * *

Die folgenden zwei Geschichten spielen sich da oben in der dunklen Waldlandschaft gegen den nach der Sage bodenlosen Laretersee hin ab, nämlich:

1. Der Hexentanz im Riedloche.

Einstens kehrten zwei Klosterser vom Davoser-Markte heimwärts. Es war schon lange Nacht, als sie in das sog.

Riedloch kamen, am Wege, welcher vom Schwarzsee herab in die Straße mündet.

Dort stand ein Alphäuschen, in welchem Spiel und Tanz war. Dies gefiel den Burschen wohl und sie beschlossen, an der Lustbarkeit teilzunehmen.

Sie traten in das Häuschen und machten nicht lange Umstände mit den Tänzerinnen, von denen sie aber auch nicht eine einzige kannten; auch die Musik kam ihnen zwar sehr schön, aber doch recht sonderbar vor.

Nach einigen Tänzen kam der Musikant zu dem einen Klosterser hin, gab ihm eine Geige und bedeutete ihm, nun solle er spielen. Der Klosterser aber hatte seiner Lebtage nie eine Geige in Händen gehabt und sagte, das verstehe er nicht.

„Probiers"! sagte der Musikant, und richtig — er konnte so schön spielen, daß er selber sich herzlich freute ob seiner so bald und so leicht erlernten Kunst, die er nun daheim im Abend-Hengert so glänzend zeigen wollte.

„Aber", sagte der Musikant, „jedes von unserer Gesellschaft hat sich ins Gesellschaftsbuch einzuschreiben und Du wirst es auch thun . . ?" Er machte auch, ehe der Klosterser sich recht besinnen konnte, mit einem silbernen Messerlein ein Strichlein in den Finger, daß er ein wenig blutete, und mit einer Feder tunkte der Musikant den Blutstropfen auf.

„Da schreib, es geht wieder an" — und so schrieb der Bursche seinen Namen in das Gesellschaftsbuch ein.

Dem andern Burschen gefiel das Tanzen nicht mehr, so wenig wie der ganze Handel mit dem Musikanten und dessen Buchführung. Er machte stillschweigend sich auf und davon, heimwärts. — Der, welcher sich eingeschrieben hatte, blieb bis nach Mitternacht beim Tanze, ging dann aber, nachdem der Musikant die Geige, mit der er gespielt, zum Geschenk ihm mitgegeben, auch heim.

Am Morgen wollte er, schon bei Tagesanbruch, auf der schönen Geige spielen und dieselbe aus seinem Ranzen herausziehen, da zog er statt derselben einen Katzenschwanz hervor. Und mit dem Spielen war's aus.

Aber er hatte sich nun eingeschrieben und mußte alle Tänze mitmachen, welche die Gesellschaft im Riedloche oder anderswo abhielt. Wollte er jedoch ein oder das andere Mal nicht mitmachen, so plagte der Böse ihn so lange und oft, bis er gerne wieder kam.

Sein Kamerad, der vom Tanze sich weggemacht hatte, blieb von jeder Quälerei durch den Satan verschont, mit Ausnahme des Umstandes, daß er seit jenem Abend ein Zittern in den Knieen verspürte, das er nie mehr los wurde.

2. Die Hexe im Riedloche.

Eines Abends ging ein Doktor mit einem andern Manne von Davos-Laret nach Klosters-Äuja.

Auf dem Wege, im „Riedloche", hörten sie Musik. Sie gingen hin, um zu sehen, was das sei und erblickten bald eine Helle. Hinter einer Tanne verborgen, gewahrten sie einen Hexentanz.

Nachdem sie nun eine Weile zugesehen hatten, gingen sie vorwärts nach der Äuja.

Dort angelangt, lud der Mann den Doktor ein, in sein Haus zu kommen und fragte ihn, was er am liebsten essen möchte, fügte auch hinzu, er habe gerade zeitige Kirschen.

Der Doktor sprach, solche hätte er eben am liebsten, worauf der Mann auf den Baum stieg und einen Kratten voll ablas.

Als der Mann den Kratten auf den Tisch stellte und die Kirschen ausleerte, waren alle zu Baumwanzen verwandelt, die samthaft über den Tisch, über Mann und Doktor hinaufkrochen.

Beide flüchteten vor das Haus und lasen dort mit großer Mühe das Ungeziefer ab.

„Das hat nur die Nachbarin gethan, die auch im Riedloche beim Tanze gewesen war", sagte der Mann.

* * *

Ein allgemein verbreiteter Glaube war früher der, daß Marchenrücker ihre Frevel durch einen Strafkurs nach dem Tode an Ort und Stelle zu büßen haben. Hiefür zwei Beispiele, wovon aber nur das erste Klosters, das zweite dagegen meine Heimatgemeinde betrifft.

1. Der Marchensetzer in Klosters.

Ein Mann ging eines Abends von Klosters nach Monbiel, um das Vieh zu füttern. Da bemerkte er an der Straße, wo es im Bündelti heißt, einen Unbekannten, der an einem Marchsteine herumhantierte.

Wie der Monbieler den Unbekannten fragen wollte, was er hier zu schaffen habe, verschwand derselbe aber plötzlich.

Der Monbieler ging weiter, sah sich aber um, ob der Andere nicht etwa ihm folge. Er bemerkte, daß derselbe wieder am Marchsteine beschäftigt war.

Nun glaubte er allen Ernstes, den Unbekannten von seinen frevelhaften Arbeiten abhalten zu dürfen und zu müssen, kehrte schnell um und packte den Andern an.

Dieser jedoch verschwand abermals, wie weggeblasen; dafür aber konnte er selber nicht mehr von der Stelle sich bewegen und mußte dort bleiben, festgebannt, bis die Glocke am Morgen den Tag verkündete. — Er kam mit einem furchtbar geschwollenen Gesichte heim und mußte infolge eines heftigen Fiebers viele Wochen lang das Bett hüten.

2. Der Marchensetzer in Putz.

Ein Schuhmacher von Putz ging einstens nach Buchen. Auf Terfalls begegnete ihm ein großer Mann, halb schwarz

und halb weiß gekleidet, mit einer Schaufel auf der Achsel. Der fragte ihn, ob er mit ihm gehen wolle.

Betroffen fragte der Schuster, wohin und warum?

„Nur eine Strecke weit, bis zu dem und dem Grenzsteine", antwortete der Große. — Der Schuster folgte ihm.

Als sie nun mit einander beim bestimmten Grenzsteine angekommen waren und dort stille hielten, bat der Unbekannte, beim Ausgraben dieses Steines ihm zu helfen. — Der Schuster that dies.

Dann nahm der Unheimliche den Stein auf den Rücken, trug ihn eine Strecke weiter, warf den Stein nieder zu Boden, grub ein Loch und setzte denselben dort ein.

Als das geschehen war, dankte der Geist dem Schuster. „Jetzt bin ich erlöst und habe Ruhe, denn ein redlich Menschenkind hat mir geholfen, diesen Grenzstein da wieder einzusetzen, wo ich ihn vor vielen, vielen Jahren ausgegraben habe.

* * *

Wahrheit und Dichtung mögen vermengt sein in der Erzählung

Vom starken Mann.

Im Veltlin hielt sich vor Jahren ein Tyroler auf, der vor Keinem sich fürchtete und für den Stärksten in der ganzen Christenheit sich ausgab.

Nun waren in Klosters einige Weinhändler, die alle Jahre nach dem Veltlin reisten, und diese erzählten, daheim sei unter Anderm auch ein Mann, der, wie sie meinten, den Tyroler bemeistern dürfte.

Die Veltliner, begierig den starken Klosterser kennen zu lernen, gingen mit den Klosterfern eine bedeutende Wette darüber ein, welcher der Stärkere sein möge, der Tyroler oder ihr Landsmann.

Die Klosterser, die Nationalität ehrend und wahrend, beschlossen, nächstes Mal ihren Mann mitzunehmen.

Mit List wußten sie den Marty Graß, so hieß ihr Mann, dahin zu bringen, daß er mit ins Veltlin kam. Er trank nämlich gern ein Glas ächten Veltliners, war übrigens die harmloseste Seele und, obwohl seiner Stärke bewußt, nicht im Geringsten händelsüchtig. Der freute sich nun aber, einmal ohne Spesen zu einem guten „Roten" zu kommen, und ging deshalb gerne mit, wußte aber nicht, warum er eigentlich mitgenommen wurde.

Im Veltlin angelangt, kehrten die Klosterser in dem gleichen Wirtshause ein, wo der Tyroler sein Nachtquartier hatte.

Mit Vorwissen des Wirtes legten die Klosterser ihren Marty Graß in das Bett des Tyrolers; immer noch wußte der nichts von dem Vorhaben seiner Landsleute mit ihm.

Wie gewohnt kam auch der Tyroler, laut polternd, die Treppe herauf in das Schlafzimmer und wollte zur Ruhe sich begeben, fand aber gleich, daß in seinem Neste schon ein Vogel hocke; er nahm, ohne lange zu fragen, diesen Vogel bei den Federn und zog ihn auf den Boden heraus.

Graß aber nahm die Sache nicht so leicht, sondern faßte den Tyroler so an, daß er demselben für's Erste, zum Willkomm, die Finger zerbrach; dann packte er ihn bei den Hosen, hob ihn in die Höhe und schmetterte ihn mit Gewalt auf den Fußboden, daß die Wände zitterten. Graß schimpfte dabei gewaltig darüber, daß man nicht einmal ruhig schlafen könne im Welschlande.

Der Tyroler hatte vier Rippen gebrochen und wußte nun, daß er nicht mehr der Stärkste sei in der ganzen Christenheit.

Begreiflich waren die versteckt gewesenen Zeugen im Urteile einig; aber die Klosterser, obgleich sie den Handel gewonnen, hatten große Mühe, die in ihrer Partie für den Tyroler gekränkten Veltliner zu besänftigen, wie auch den

Marty Graß in Sicherheit zu bringen; — in einem leeren Weinfasse verborgen, wußten sie ihn mit List über die Grenze zu retten.

* * *

Von dem, was Geschichte und Sage erzählen, kehren wir in die Gegenwart und Wirklichkeit zurück und sehen uns Klosters noch einmal in derjenigen Gestalt an, in der es sich heute darbietet. Von seinen Bergen, Thälern und Gewässern war schon die Rede. Wer darüber, speziell auch über Spaziergänge und kleinere und größere Touren Näheres erfahren will, dem empfehlen wir „Luftkurort Klosters von Ed. Imhof" und „Klimatischer Sommerkurort Klosters (Hotel und Pension Brosi)", zu beziehen von den Kurhäusern Mattli, Vereina und Brosi. Wir können nämlich weder hier noch anderswo uns auf Bergbeschreibungen näher einlassen; es liegt dies nicht in unserer Aufgabe und ist um so weniger notwendig, als nach dieser Richtung hin das ganze Prättigau in Imhofs Itinerarium für das Alpenklubgebiet pro 1890/91 einläßlich und gut beschrieben ist. Ebensowenig kann es, um dies auch gleich hier zu bemerken, in die Aufgabe der vorliegenden Arbeit fallen, für die einzelnen Hotels und Pensionen besondere Reklame zu machen. Zwar können, soweit ich sie kenne, alle nur bestens empfohlen werden, dagegen wird dasjenige, was man so Reklame nennt, auf anderem Wege besorgt, z. Th. auch vom Verfasser dieses Buches.

Also sagen wir zunächst: Das außerordentlich schöne Gelände mit seinen herrlichen Wiesen, das Plateau von Serneus, die Hänge von Mezzaselva, der sanftgewölbte Wiesenrücken zwischen Dörfli und Platz, die liebliche Thalebene von Platz einwärts u. s. w.: das alles war seit jeher da und wurde von den früher fast ausschließlich viehzuchttreibenden Bewohnern sorgfältig bebaut. Weniger Sorgfalt erfuhren bis in neueste Zeit hier, wie ja auch anderwärts, die vielen gras-

reichen Alpen, deren Ertrag durch intensive Verbesserung sehr bedeutend gehoben werden kann. Ein wesentlicher Fortschritt ist in den letzten Jahren durch Erstellung neuer, rationell eingerichteter Gebäude in allen fünf Kuhalpen gemacht worden. Ferner findet regelmäßige Weiddüngung statt, und eine jetzt auch gut unterhaltene Kunststraße führt bis in die hinterste Alp (Sardaska) hinein, während des Sommers ebensosehr der Fremdenindustrie als der Alpbewirtschaftung dienend. Nebenbei sei noch bemerkt, daß von Sardaska weg ein vom Alpenklub erstellter, guter Weg hinauf zur Klubhütte am Silvretagletscher führt. Ein neuer Weg soll sodann, wie bereits oben bemerkt, von der Alp Novai nach Vereina hinauf erstellt werden und an Stelle des gewiß schlechtesten Alpweges im Schweizerland treten. Auch dieser Weg läge mit im Interesse des Kurortes. Ein weites Feld für fortschrittliche Thätigkeit eröffnet sich ferner in der Weidverbesserung (Räumung von Steinen und Stauden).

Die Wohnungen von Klosters liegen auf weitem Gelände zerstreut, teils in kleinern und größern Gruppen, teils in einzelnen Heimwesen. Den Namen Dörfer verdienen Serneus (eigene Kirchgemeinde), Dörfli, Platz-Brüggen, Selfranga, Aeuwja und Monbiel. Platz und Brüggen waren früher zwei getrennte Ortschaften, sind jetzt aber durch neue Häuser und andere Gebäulichkeiten, sowie durch zwei Straßen mit Trottoirs zum stattlichen Hauptort verbunden. — Die Gemeinde als solche ist eine der reichsten des Kantons, reich insbesondere an Waldungen, Weiden, Alpen und Fonden.

Als Kurort ist Klosters selbst ungefähr 1/4 Jahrhundert alt. Die Fremdenindustrie wurde im Jahre 1870 mit dem Hotel Silvretta eröffnet. Es folgten dann das mit diesem verbundene „Kurhaus" 1875, Hotel Brosi 1877, Vereina 1879, Pension Belvédère 1889, Weiß Kreuz 1894; Hotel Florin war 1874 eröffnet worden. Im Dörfli stehen die

Pensionen „Schweizerhaus", 1878 eröffnet, und „Kurhaus Dörfli" seit 1879.

Ueber die Qualifikation von Klosters spricht sich Imhofs erstzitierte Broschüre folgendermaßen aus:

„Das Klima von Klosters ist seiner Höhenlage (1200 Meter) entsprechend ein voralpines. Dr. med. Gsell-Fels charakterisiert dasselbe in seinem Werk „Die Bäder und klimatischen Kurorte der Schweiz" mit folgenden Worten: „Für die Milde des Klimas sprechen die erfolgreich kultivierten Obstbaumpflanzungen im Dörfli, die zahlreichen, schönen Laubholzwaldungen, die kräftigen Buchen, die sich selbst noch in Monbiel in prächtigen Exemplaren vorfinden. Die Luft ist rein, angenehm und gebirgskühl, durch Wälder, Wiesen und zahlreiche Bäche erfrischt, der Boden für den Regen leicht durchgängig und rasch trocken, die Lage sehr sonnig, das Trinkwasser trefflich". Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 5,4° C. die mittlere Saisontemperatur 13,5°, gleich derjenigen von Churwalden und Engelberg. Das Monatsmittel ist im Juni 12,3°, im Juli 14,9°, im August 13,3°, im September 11,8°. Ende Juli blühen die Kartoffeln, Ende August wird die Gerste geerntet und auf den Wiesen zeigt sich bereits die Herbstzeitlose. Die täglichen Temperaturschwankungen betragen in den Sommermonaten im Mittel nur etwa 6°, eine Zahl, die als eine sehr günstige zu bezeichnen ist, da sie sonst nur tiefer gelegenen und wärmeren Orten zukommt. Größere wie kleinere Schwankungen werden unangenehm empfunden und außerdem werden größere Schwankungen leicht gesundheitlich nachteilig, während kleinere erschlaffend wirken. Klosters hat in dieser Beziehung ein sehr glückliches Mittel, das anregend und erfrischend wirkt und bei dem man sich wohl fühlt. Der Nachmittag wird nicht zu heiß, der Morgen und Abend nicht zu kühl, so daß man sich zu allen Tageszeiten im Freien ergehen kann ohne Erhitzungs- und Erkältungsgefahr. Sehr

angenehm sind für die Nachmittagsspaziergänge die überall vorhandenen prächtigen und ausgedehnten Waldwege, da hier die Hitze durch den dichten Schatten und die frischen Waldwasser noch wesentlich gemildert wird.

Von großem Wert für Klosters als Kurort ist seine geschützte Lage, infolge deren heftige und kalte Winde fast ganz fehlen und auch Gewitter sehr selten sind. Insbesondere bilden der Rhätikon und das Silvrettagebirge einen wirksamen Schutz gegen Nord-, Nordost- und Ostwinde. Ebenso tritt der Föhn nur sehr selten und in abgeschwächter Form auf. Häufiger weht der Westwind und dazu kommt bei gutem Wetter ein regelmäßiger Lokalwind, der tagsüber als Thalwind thalaufwärts, in der Nacht als Bergwind thalabwärts zieht. Er weht aber meist nur sehr schwach, so daß er den Anemometer nicht bewegt, kaum ein schwaches Säuseln in den Blättern erzeugt, aber doch ein angenehmes erfrischendes Gefühl hervorbringt. Die an manchen Höhenkurorten oft so unangenehmen und gefürchteten Morgen- und Abendwinde fehlen dagegen in Klosters ganz. Zu der Windstille, Trockenheit und milden Temperatur kommt nun noch die Reinheit der Luft, die der beträchtlichen Höhenlage, sowie den zusammenhängenden Wiesenflächen und ausgedehnten Wäldern zu verdanken ist und die man noch dadurch zu erhöhen sucht, daß die Dorfstraßen bei sonnigem Wetter täglich zwei Mal mit Sprengwagen befahren und feucht erhalten werden. Da ferner der Boden sehr durchlässig ist, trocknet er bei Regenwetter schnell auf und bleibt nie lange kotig. — Ein weiteres bemerkenswertes klimatisches Element ist die lange Dauer des Tages im Sommer. Die Sonne geht, weil das Thal sich nach Westnordwesten öffnet, sehr spät unter, in den längsten Tagen erst kurz vor 8 Uhr. Aber diese lange und kräftige Insolation wird wegen der Trockenheit und leisen Luftbewegung nicht unangenehm empfunden. Außerdem findet man an vielen nahegelegenen Punkten,

besonders in dem nur 5 Minuten entfernten Rütiwald, reichlichen Schatten und erfrischende Kühlung.

Auf diesen klimatischen Vorzügen und auf seiner Höhenlage beruht die Bedeutung von Klosters als Kurort. Es ist leicht einzusehen, daß die Höhenlage, die stärkende, reine Berg- und Waldluft, die milde und erfrischende Temperatur, der vielfache Aufenthalt im Freien, die je nach Wunsch und Bedürfnis müheloſen oder anstrengenden Spaziergänge und Wanderungen in Berg und Thal, das vorzügliche Trinkwasser und die kräftige Milch einen wirkungsvollen Complex hygienischer Heilfaktoren bilden müssen, ganz abgesehen von der freien Lebensweise und von der Ausspannung aus der Arbeit. So ist denn Klosters anerkanntermaßen ein bevorzugter Sommerkurort. Aber es ist auch eine richtige Uebergangsstation nach den höher gelegenen Luftkurorten und Bädern des Engadins und wird als solcher auch vielfach und immer mehr benutzt."

8. Jenaz und Furna.

Unter diesem Titel soll auch für Conters noch etwas abfallen. Was zunächst die Gemeinde Jenaz anbelangt, so besteht dieselbe aus dem sich von der Langwart an die linksseitige Berglehne hinaufziehenden, stattlichen und saubern Hauptdorf, dem auf dem rechten Ufer liegenden Vorort Rüthi und dem vom wilden Furnatobel in zwei Hälften getrennten Dörfchen Pragmartin, gemeinhin einfach Prag genannt, und zwar wird diese Bezeichnung jetzt für beide Hälften gemeinsam gebraucht, da auf die Benennung „Katzenboden" für den linksliegenden Teil kaum jemand mehr Wert legt. — Die an sich sehr alte, aber durch vorgenommene Reparaturen allzusehr modernisierte Peter- und Paulskirche steht oben auf einem hübschen Plateau abseits, von Baumgärten umgeben. Sie gehörte dem Domkapitel, das hier den Kirchensitz hatte und einen namhaften Hof, den Kapitelhof, dazu besaß. Nach der Kappeler

Schlacht wurde der Gemeinde der vertriebene Kapitelsvikar Ulrich von Sennen mit Hülfe des Castellans auf Putz wieder aufgenötigt. In der Nähe der Kirche steht das neu erbaute Pfarrhaus der Kirchgemeinde Jenaz-Buchen.

Die Gemeinde ist wohlversehen mit Waldungen, Alpen Weide- und Pflanzboden und gehört zu den wohlhabendsten des Thales. Sie mußte aber in neuerer Zeit bedeutende Lasten auf sich nehmen durch den Bau von Vicinalstraßen, Verbauung der Landquart, der Furna u. s. w., nicht zu reden von der Eisenbahnquote. Die wirksame Verbauung des Furnabaches kommt erst jetzt eigentlich so recht daran. — Eine in keiner andern Prättigauer Gemeinde in diesem Maße vorkommende Eigentümlichkeit ist das Bepflanzen des Gemeindebodens mit Obstbäumen. Es ist nämlich den Privaten gestattet, und sie machen davon ausgiebigen Gebrauch, auf der Allmende Bäume zu pflanzen und deren Früchte so zu genießen, wie die Erträgnisse von Privateigentum, wogegen die Bäume selbst als Eigentum der Gemeinde betrachtet und behandelt, also z. B. die betreffenden Privaten gebußt werden, wenn sie die von ihnen benutzten Bäume, auch wenn sie unfruchtbar geworden sind, umhauen und verbrennen wollen. — Auf der rechten Seite der Landquart war bis jetzt ein mehrere Quadratkilometer großes Gebiet gemeinsames Eigentum der Gemeinden Jenaz und Luzein; letztere hat dann mit Hülfe Richterspruchs eine Realteilung durchgesetzt.

Von Prag resp. von der Eisenbahnstation Furna weg führt eine gute Comunalstraße in 1½ Stunden nach der zerstreut liegenden Gemeinde Furna hinauf. Dieselbe wurde von Furna erbaut, liegt aber zum größten Teil auf Jenazergebiet, welches da außerhalb des Bodentobels, überhaupt bis auf die Furner Berghöhe, hier Danusa genannt, hinaufreicht. Letzteres, eine aus „Vorwinterungen" bestehende hübsche Berglandschaft soll ehedem das ganze Jahr über bewohnt gewesen

sein und eine eigene Gemeinde gebildet haben. Wenn alte Urkunden eine Ortschaft Trannes (oder Trannus?) nennen, so dürfte damit eher Danusa als Tarnuz gemeint sein. Um nochmals auf die Comunalstraße zurückzukommen, so wäre Jenaz nach dem von der Gesetzgebung im Allgemeinen angenommenen Territorialprinzip, welches überhaupt zu den krassesten Ungerechtigkeiten führen könnte, bei der Unterhaltung bös weggekommen; die beiden Gemeinden haben sich dann aber gütlich verständigt mit einander. Furna hat ferner die Straße, ohne hiefür vom Kanton eine Ausrichtung zu bekommen, von der Kirche einwärts bis zur Säge und auswärts bis in den seither durch Großratsbeschluß vom 7. Juni 1895 von Jenaz abgetrennten und der Gemeinde Furna einverleibten Hof Boden fortgesetzt. Diese Gemeinde hat überhaupt vieles gethan, das Anerkennung verdient. Ihre Mittel erlauben ihr das, denn sie teilt sich mit Klosters und Conters in die Ehre, zu den reichsten Gemeinden des Kantons zu gehören und ist dabei durchaus fortschrittlich gesinnt und musterhaft verwaltet. Von ihr kann auch gesagt werden, daß hier eigentlich keine Armut unter den Einwohnern vorkommt und sie keine Armenlasten hat. Es trifft daher schon zu, was einmal ein Bürger dieses witzigen Völkleins sagte: „Mier heind kein Bättler, wenn der Landjeger nid ueher chund", d. h. es trifft für Furna, aber nicht mehr für den Landjäger zu.

Furna würde sich vermöge seiner herrlichen sonnigen Lage für Erholungsbedürftige — wir wollen nicht von Kranken reden — als Frühlings-, Herbst- und Winteraufenthalt eignen. Als Sommeraufenthalt eignet sich besser die auf dem Bergrücken liegende, eine wunderschöne Mischung von Weiden, Wiesen, Tannengruppen und kleine Wäldchen aufweisende Furner Alp. An einer Stelle derselben, auf dem von der Kirche zirka eine Stunde entfernten und mit der Comunalstraße durch ein gutes Vicinalsträßchen verbundenen Seära existiert schon

seit Jahren eine für bescheidenste Ansprüche eingerichtete Sommerpension. Es wäre da oben aber für etwas mehr Spekulation ein dankbares Feld, denn eine schönere und angenehmere Gegend gibt es nicht so leicht im Bündnerlande. Mit etwelcher Einschränkung ist das Gleiche auch von Furna selbst zu sagen, insbesondere von seiner großartigen Aussicht. Gerade gegenüber im Hintergrunde des Thales liegt Klosters, mächtig überragt von den Firnenhäuptern der Silvrettagruppe. Nahe winkt der hohe Turm von Saas, von unten herauf schauen Jenaz und Fideris, ab dem höchsten Felsen des Puzer Steins her die Ruine von Castels. Links zur Seite das vom Kreuzberg überragte freundliche Dorf Buchen, im Hintergrund die majestätischen Granden des Rhätikons; rechts unten das wildromantische, düstere Thal der Furna, Valdavos, welches vom Blick nur von hier und den gegen den Hochwang zu liegenden Alpen aus beherrscht werden kann. Im vordersten Teil desselben, in einer sumpfigen Bergwiese, lag einst das Jenazerbad. Eine erdalkalische Heilquelle war mittelst eines einfachen Blockhauses in primitiver Weise zur Benutzung eröffnet. Seitdem jedoch die Gebäulichkeit abgebrannt ist, bleibt sie gänzlich unbesucht. Dergleichen einfachen und jetzt halb oder ganz verschollenen Bäder gab es noch an andern Orten, so z. B. in der Geila, hinter Pany, sodann namentlich das Bad Ganey hinter Seewis. — Die Schluchten und dunklen Waldgründe des von Gott und Menschen verlassenen Valdavos und Umgebung sind einladende Lokalitäten für geisterhafte Gestalten; sie sind denn auch von der Sage reichlich bevölkert worden, diese Gegend und die Thalseite vom Hochwang bis zum Casannahorn überhaupt, insbesondere durch die wilden Männlein. Von einem solchen war schon weiter oben die Rede. Conters war sodann auch der Schauplatz des

Pfiffigen Waldfänggen.

Ein Waldfängge bei Conters hütete einst einen ganzen Sommer die Ziegen des Dorfes. Jeden Morgen kam der wilde Geißler bis nahe an die Häuser, um die Tiere abzuholen, jeden Abend führte er sie bis zu der gleichen Stelle und kehrte dann wieder in den Wald zurück. Die Burschen von Conters versuchten öfters, aber vergebens, ihn zu fangen. Endlich kamen sie auf einen eigenen Gedanken: Sie füllten zwei Brunnentröge, aus denen er zu trinken pflegte, den einen mit Wein, den andern mit Branntwein. Der Geißler kostete zuerst das Rote (den Wein) und rief: „Röteli, du verführst mi nid", und labte sich am Weißen (dem Branntwein). In der darauffolgenden Berauschung wurde er geknebelt und seine Peiniger, denen eine alte Sage bekannt war, die Fänggen wüßten aus der entziegerten Molke (Schotte) Gold oder das Lebenselixir zu bereiten, wollten ihn nicht eher freigeben, bis er ihnen ein Arcanum entdeckt habe. Er versprach ihnen, wenn sie ihn losbänden, einen recht guten Rat. — Er wurde freigelassen und da gab er ihnen den Rat:

„Ist d's Wätter guet, so nümm den Tschopen mit,
I's aber leid, chast thuen wie d'witt".

Der Fängge als Menschenfresser

trat ebenfalls in Conters auf. Ein Büblein und ein Mädchen, die, um Erdbeeren zu pflücken, ausgegangen waren, verirrten sich im Walde zu Conters. Es fiel die Nacht ein und die zwei armen Kleinen wußten nun gar nicht mehr, wo aus und wo ein. Plötzlich schimmerte ihnen ein Lichtlein entgegen; sie liefen über Stock und Stein auf dasselbe zu und kamen in die Höhle eines Waldfänggen. Sie klagten dem anwesenden Weiblein ihre Not und jammerten, daß sie nicht mehr zur Mutter heimkehren könnten. Das Weiblein hatte Mitleid mit den hülflosen Dingern, versteckte sie in einen Hühnerstall und

deckte sie mit Stroh zu, da ihr Mannli ein Kinderfresser war. Nach einer Weile kam der Wilde in die Höhle und schnupperte aus weitgeöffneten Nasenlöchern, sein unförmlich breites Gesicht gegen den Hennenstall gewendet. „I schmeck, i schmeck Menschäfleisch", grinste er. „Du Narr", entgegnete die Waldfänggin, „du schmeckst nu Hennadräck." Der Wilde gab sich endlich zufrieden und trottete brummend aus der Höhle. — Darauf öffnete die mitleidige Waldfänggin den Hennenstall, ließ die geängstigten Kleinen aus und begleitete sie durch den Wald bis auf den Weg, der sie schnurstracks heim zur Mutter führte.

* * *

Nicht näher bezeichnet wird von der Sage der Schauplatz der folgenden Erzählungen; es ist also erlaubt, diese Geschichten nach Belieben entweder nach Verneza, Vanin, Valdavos, Valzeina ꝛc. zu verlegen.

Die Kunst, aus Schotte Gold zu machen.

In einer Alp lebte einmal ein Fänggenmännlein mit dem Senn auf sehr vertrautem Fuße und empfing von demselben gar mancherlei Geschenke und Gaben. Um dem Sennen für die empfangenen Wohlthaten dankbar sich zu erzeigen, sagte es einmal zu ihm, heute soll er es käsen lassen und soll ihm zuschauen, aber dabei kein Wort sprechen, bis es fertig sei. Der Senn ging auf den Vorschlag ein, setzte sich auf einen Melkstuhl und schaute dem Männlein zu. Dieses machte Alles in der Ordnung und zuletzt, als es nach der Meinung des Sennen fertig war, stellte es den Kessel mit der Schotte wieder über das Feuer und schickte sich an, von Neuem zu hantieren. Nun aber fing der Senn überlaut an zu lachen und über das Männlein zu spotten, daß es aus der Schotte noch einmal käsen wolle. Da legte das Männlein die Kelle bei Seite und sagte:

„Wenn d'nüt weist,
So seist nüd",

eilte fort und ließ sich nicht wieder sehen. Hätte der Senn geschwiegen, wie er versprochen, so hätte er sehen und lernen können, wie das Männlein aus der Schotte eitel Gold bereitete.

Wie die Sennen das Süßkäsen lernten.

Vor alten Zeiten hatten die Sennen kein Verständnis von der Zubereitung des „süßen" Käses; ihnen fehlte das Mittel dazu, die Milch zum Gerinnen zu bringen, ohne sie sauer werden zu lassen, denn damals ließ man die Milch stehen, bis sie ganz dick war; dabei kam aber nur saurer Käse zu Stande, der bekanntlich nicht allen Leuten besonders schmeckt. Die wilden Männli verstanden aber die Kunst des „Süßkäsens", und von einem derselben hat einer unserer Vorfahren es gelernt. In einem Mayensäße lebte einmal ein Fänggenmännlein mit dem Sennen auf vertrautem Fuße. Eines Abends sagte der Senn, er müsse morgen mit Butter zu den Seinigen ins Dorf hinunter gehen, und bat das Männlein, für ihn zu käsen. Der Fängge nahm den Vorschlag an, denn er wollte ihm nun einmal eine Probe seiner Naturkenntnis zeigen. — Der Senne ging ins Dorf und das Männlein käsete. Wie erstaunte aber der Senn, als er am Abend zurückgekehrt war und den vom Fänggen gefertigten Käs kostete und dieser so süß schmeckte, wie die frische Butter. Lange suchte er das Fänggenmännlein zu bewegen, ihm zu sagen, wie man „süß käsen" könne, aber unser Bergmännlein war nicht zu überreden Da griff der Senn zur List. Mehrere Wochen nachher sagte er eines Morgens mit strahlender Miene, als der Fängge in die Hütte trat: „Jetz chan i denn au süeß chäsä". Darauf eiferte der wilde Kleine: „Heft süeßä Chäs gmachet, so heft au Maga g'ha". Keine Miene des Sennen verriet, daß er jetzt nun auch um das Geheimnis wisse, das der Fängge ihm immer vorenthalten hatte. Er probierte mit

dem Gizimagen; der Versuch gelang und er war fortan im stande, den besten süßen Käs zu machen. Das Fänggenmännlein, als es sich so überlistet sah, gab die Freundschaft mit dem Sennen auf und wollte mit ihm weiteres nicht mehr zu verkehren haben.

Das mutwillige Fänggenmännlein.

Im Prättigau war einst ein Fänggenmännlein, das aber keinen bestimmten Wohnort hatte, vielmehr immer thalein, thalaus wanderte und auf seinen Wanderungen ununterbrochen Körbchen aus Moos flocht, die er dann den erwachsenen Mädchen des Thales vor die Fenster hängte. Kam das Männlein nach einiger Zeit wieder an dem Hause eines solchen bevorzugten Mädchens vorbei und gewahrte, daß dasselbe ihr Körbchen hübsch in Ordnung erhalten hatte, so füllte es dasselbe mit Erdbeeren oder Heidelbeeren; traf es aber das Körbchen verwahrlost, so warf es der Betreffenden faule Pilze durch das offene Fenster hinein und schlug oft ein helles Gelächter an, ohne daß es gesehen werden konnte, denn es konnte sich unsichtbar machen.

* * *

Von vorneherein gegeben ist der Platz vom

Tobelgeist.

Hart unterm Stafel der den Gemeinden St. Peter, Pagig und Molinis gehörenden Alp Vanin ist ein tiefes Tobel, aus welchem man Nachts zuweilen ein schreckliches Geheul und grausiges Aechzen und Stöhnen vernimmt. Endlich sieht man, wie ein Mann mit ungeheurer Mühe eine tote Kuh den steilen Abhang herauf nach sich zieht; oben am Abhange angelangt, stürzt er dieselbe wieder den Abgrund hinunter und jauchzt und jodelt dabei, daß es in den Bergen wiederhallt. — Dieser Mann hütete einst als Hirte in der Alp Vanin das Vieh und ließ, von reichen Nachbaren bestochen, deren Kühe auf einer

„Grüne" weiden, wo die besten Kräuter sproßten, verwehrte aber der übrigen Habe den Zugang zu diesem Futterplatze. Eines Tages brach aber doch eine andere Kuh aus, die einer armen Witwe gehörte, und die zog, der Wachsamkeit des Hirten ungeachtet, nach der verbotenen Weide. Das verdroß den ungerechten Hirten und er sann auf Abhülfe. Nachdem die Kühe der Reichen abermals auf den Futterplatz getrieben worden, legte der Hirt Rinde von einer frisch geschälten Tanne auf den Pfad; die Kuh der Witwe kam richtig wieder, glitt aber auf der Rinde aus und stürzte in den Abgrund hinunter. — Nun muß der Hirt umgehen und seinen Frevel schrecklich büßen: Ist die Kuh auf der frischen Rinde ausgeglitscht und in den Abgrund gestürzt, so springt er aus dem Gebüsch hervor, schaut vom überhängenden Felsen in die gähnende Tiefe hinunter, jauchzt, daß man es über dem Berge noch hört und klatscht in die Hände —; bald aber, sobald das arme Tier zerschellt in der Tiefe verendet, fängt er an zu ächzen, rauft sich die Haare und klettert die steile Felswand hinunter. Bei der Kuh angelangt, legt er ihr einen Strick um die Hörner, um sie mit unendlicher Anstrengung das Tobel heraufzuziehen. Endlich oben angelangt, lacht er dämonisch hell auf, nimmt den Strick ab und stürzt die Kuh in das Tobel hinunter, um seine Aufgabe von vorn zu lösen, und so drei Mal nacheinander. — Alle zehn Jahre ein Mal begegnet er im Tobel einem Manne, der auf dem Rücken einen Hahn trägt und unter dessen Last arg klagt, noch viel schrecklicher als der Hirt mit dem Heraufziehen seiner verwünschten Kuh. Er frägt alle Male seinen Leidensgefährten um die Ursache, warum der kleine Federmann ihn so plagen müsse und erhält zur Antwort, daß er zur Strafe für ebenfalls ungetreue Hut eingesperrt gewesen, beim ersten Hahnenschrei den Wächter getötet und entsprungen sei. Seither habe seine Seele keine Ruhe mehr und er müsse „geisten", und zwar alle zehn Jahre ein Mal, und

den Hahn tragen, von dem jede Feder sicherlich schwerer wiege als die Kuh, die er (der Andere) bergauf ziehe. Jedes zehnte Jahr falle aber vom Huhn eine Feder aus, und sobald er aller Federn ledig sei, habe auch er endlich die ersehnte Ruhe erlangt.

* * *

Ischbräch.

In alter Zeit zeigte sich auf Furna zu gewissen Zeiten ein Mann, der nach Sprache, Aussehen und Benehmen etwas Besonderes an sich hatte. Er verstund sich auf etwelche Kunststücke und erzählte auch Seltsames, etwa beim Abendhengert, so daß die Leute ihn für etwas Besonderes hielten. Wenn er gefragt wurde, wie er heiße, so gab er zur Antwort, er heiße „Ischbräch" — Eisbrecher —, woher er sei, das gehe niemanden etwas an. Dies weckte aber doch etwelchen Verdacht, und vollends, nachdem es bekannt wurde, daß er zwar gar nicht reich und selten Geld in Vorrat bei sich führte, dennoch immer bar bezahlte, was er brauchte, ja sogar erwiesenermaßen den frischgebrannten Enzian, wovon er ein besonderer Liebhaber war, mit frisch aus der Erde gegrabenen paar Blutzgern, an denen noch sichtlich die Spur frischer Erde, auf den Tisch legte und bezahlte, auch sonst im Bedarfsfall das nötige Geld da und dort aus einem Garten hervorgrub, da war's aus und fertig mit dem Zutrauen der Leute; man vermutete hinter ihm „den Schwarzen" und suchte ihn möglichst zu meiden. Nur ein Mann fand sich unter allen Andern, welcher das Vorurteil der Leute gegen den Fremdling nicht teilte und ihm freundlich gesinnt blieb, wofür Letzterer sich dankbar erwies. Eines Tages nun erschien Ischbräch bei seinem Freunde unter allen Anzeichen der Eile und des Ernstes und kündete ihm an, er müsse jetzt weg und davon, seine Zeit sei gekommen. Er werde unter ganz außerordentlichen Um-

ständen aus dem Lande ziehen, aber weil jener ihm Freundschaft und Wohlwollen erwiesen habe, so könne er ihn ziehen sehen, wenn er wolle und sich nicht fürchte. Der Furner Freund sagte zu und erhielt den Auftrag, zur Zeit der nächsten Pfingstnacht von 11 bis 12 Uhr sich auf die Brücke des Furnerbaches bei Pragmartin zu stellen mit dem Angesicht in der Richtung des fließenden Wasserlaufes, ja nicht rückwärts zu schauen, was immer auch zu hören wäre; er brauche sich nicht zu fürchten, denn es geschehe ihm sicherlich nichts. Zur besagten Stunde stund der Furner an seinem Posten auf der Brücke und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Bald nach 11 Uhr vernahm er ein Rauschen und Tosen, ein Rollen und Brüllen, ein Wettern und „Minolen", als ob die Erde zittern müsse. Das Geräusch kam näher und näher, der Furnerbach schwoll an zu ungewöhnlicher Höhe und Kraft, wälzte seine dunklen, schlammigen Wellen mit Steingeröll unter der Brücke abwärts und bald hernach sah er Ischbräch auf einem Drachen im Wasser sitzend den Bach abwärts reiten. Ihm standen die Haare zu Berge; er machte sich auf den Heimweg unter dem Eindruck, Ischbräch sei doch etwas Außerordentliches und Besonderes gewesen. Seither sei Ischbräch auf Furna nicht wieder gesehen worden.

Paalis Stimme.

In frühern Zeiten hütete auf der Alp Vanin ein Hirt, namens Paali, die Schanfigger Schafe. Jedes Jahr nahm er aus der Herde einige der schönsten Schafe weg und schlachtete sie für sich, ohne daß die Eigentümer inne wurden, was aus den Schafen geworden sei. Endlich entdeckten Jäger seine Bosheit, indem sie ihn sahen in einer Felsschupfe unterhalb der weißen nnd schwarzen Wand unter Vanin Schafe metzgen. Zwei hölzerne Nägel in Felsspalten befestigt sollen sogar um die Wende dieses Jahrhunderts in jener Felsschupfe noch sicht-

bar gewesen sein und es sei vermutet worden, Paali habe die Schafe an jene Nägel beim Metzgen aufgehängt. Paali aber mußte seit seinem Tode in jener Gegend geisten und im Spätherbst, wenn man bis zur Furner Kirche dreimal den Ruf „Paali" aus der Gegend von Vanin heraustönen höre, dann könne man sicher sein, daß es einschneie, d. h. der Winter mit seinem Schnee eintrete.

Balzen Lenis Heutuch.

Noch in den ersten zwei Jahrzehnten des laufenden Jahrhunderts habe man auch von „Hinter der Rhonen" aus — innerhalb Furna ein Waldgebiet der Igiseralp „Feutsch" gegenüber — in einem hohen, senkrecht in das Furnertobel abfallenden Felsen, zwischen den beiden Jenazer Maiensäßen Tischawald und Junker, ein teils zerrissenes, teils geflicktes Heutuch, mit einem Zipfel in einer Felsspalte befestigt, im Winde sich hin und her bewegen sehen können. Einst habe Balzen Leni an einem „Heligtag" Streue gesammelt, da sei der „Gehörnte" zu ihr gekommen, habe ihr das Heutuch genommen und in jene Felsspalte mit einem der vier Zipfel eingeklemmt, zum abschreckenden Beispiel für solche, welche sich wollten beikommen lassen, etwa an einem „Heligtag" zu streuenen.

Der letzte Besitzer des Jenazer Bades in Valdavos wußte von diesem seltenen Heutuch und versprach jedem, der es herunterhole und ihm bringe, eine Maß Wein, Käs und Brod und einen halben Gulden. Zur selben Zeit „waldeten" in jener Gegend drei Brüder Dicht von Schiers, — an der Stelle, wo ihr Vater wohnte, steht jetzt außerhalb der Schierser Eisenbahnbrücke ein Stall — der jüngste dieser drei Brüder war das „lamm Hitschi", „äs verworräs, tüfelhafts Pürstli", der auch von des Badwirts Versprechen vernahm. Vergebens hatten seine beiden ältern Brüder schon versucht, den Preis

zu erringen. Nun machte sich „Hitschi" daran. Er suchte sich im Wald eine lange dünne Stange, spaltete sie vorn am dünnen Ort etwas und kletterte mit ihr im bewußten Felsen dem Heutuch in der Felsschupfe so nahe als möglich. Dann schob er die lange Stange vor, faßte einen Zipfel des Heutuchs in die Spalte, drehte um, soviel nötig, und riß das Tuch herunter. Im Triumph brachte er's dem Badwirt Töni Bärtsch, und es sei dann am selben Tag mehr als nur eine Maß Wein getrunken worden. Das Heutuch sei von da an den Gästen als Rarität gezeigt worden, aber zuletzt mit dem Brand des Bades untergegangen.

In dieser Erzählung grenzen Sage oder Phantasie und Wirklichkeit aneinander. Die Art und Weise, wie das Heutuch in jene Felsspalte hinein geraten sei, hat die Phantasie sich kurzer Hand zurecht gelegt. Auf die Frage, ob nicht etwa der Wind das Heutuch dorthin getragen habe, Regen oder Schnee es genetzt, so daß infolge eigener Schwere sich ein Zipfel desselben immer enger in die Felsspalte eingeklemmt habe, bei trockener Witterung wiederum das Tuch in Bewegung gesetzt habe, wurde damals geantwortet, das wisse niemand.

Hebammendienste bei der Fänggin.

Einmal klopfte jemand in später Nacht an einem Haus auf „Brüölsch". Die Frau desselben Hauses verstund sich etwas auf den Hebammenberuf. Es war vorm Haus ein Fänggenmannli, welches diese Frau bat, mit ihm zu kommen, um seinem Weib in Geburtsnöten Beistand zu leisten. Es geschah. Ein Schneckenhaus diente auf dem Wege als Laterne und schließlich ging alles gut von statten bei der Geburt. Der Fängg unseres Gewährsmannes gab der Frau als Belohnung beim Abschied eine Schürze voll Kohlen mit. Die Frau mochte der Meinung sein, Kohlen hätte sie genug daheim und ließ, die Schürze nachlässig haltend, dann und wann eine Kohle fallen.

Fängg ging ihr nach, las jede Kohle wieder von der Erde auf und rief der nach Hause Gehenden immer wieder zu: „Je mehr daß'd lascht, je minder d'hascht." Zu Hause angekommen, warf sie die letzten Kohlen in einen Winkel und beobachtete sie nicht weiter. Wie erstaunte sie, als am folgenden Morgen statt der Kohlen lauter neue funkelnde Goldstücke ihr entgegen blinkten. Schnell entschlossen suchte sie den Fänggen wieder auf und klagte ihm, daß sie die meisten Kohlen verloren habe, er solle ihr doch andere geben. Aber dieser antwortete ihr: Habe ich dir nicht gesagt: je mehr daß'd lascht, je minder d'hascht.

Hans Chacheli.

Einst wohnte auf Brüölsch (Furna) eine hübsche Tochter, welche ein Fängg öfters besuchte und sie zu heiraten begehrte. Einmal sagte die Tochter dem Fänggen im Spaß zu. Nun stützte sich der Fängg auf ihre Zusage, während die Tochter, von Reue fast verzehrt, nicht wußte, wie los werden. Alles Bitten half indes nichts. Einmal in einer guten Laune sagte Fängg zu ihr, wenn sie sagen könne, wie er heiße, so wolle er sie ihres Versprechens entbinden. Da erbat sich die Tochter den Rat ihrer Gotta, der dahin lautete, sie solle dem Fänggen heimlich in den drei höchsten Namen einen Faden um das eine Bein binden. Dies gelang beim nächsten Besuch. Als Fängg Abschied nahm und ihm die Tochter erwartungsvoll nachschaute, tanzte er oberhalb des Hauses auf dem einen Bein herum, jauchzte und rief: „Hüt tuon i bacha und mora tuon i bucha und darna gan i gän mis Chruseli heima, will mis Chruseli nid weiß, daß i Hans Chacheli heiß — juhe!" Als der Fängg das nächste Mal zum Besuch erschien, begrüßte ihn die Tochter mit den Worten: „Gottwilcha, Hans Chacheli". Dieser erschrack, ging traurig von dannen und sagte im Weggehen: „Hättist Du kein Gotta g'han, so wer i jez besser dran."

* * *

Unbekannt ist die Heimat der

Fänggin Ruchrinden.

In Luzein steht noch heute ein Stall, dessen gewaltige hölzerne Balken ein Ahne des jetzigen Besitzers mit Hülfe seiner Magd, eines Waldfänggenmädchens, an Ort und Stelle geschleppt und zusammengefügt hat. — Diese Fänggin sei in der Familie ihres Brodherrn sehr beliebt gewesen und der Verdruß um sie groß, als sie plötzlich schied. Ihr Dienstgeber berichtete einst beim Nachtessen, als er aus dem Berge zurückgekehrt war und ein Joch auf der Achsel trug, eine Stimme habe ihm zugerufen: „Jochtrager, säg' der „Ruchrinden", Gicki Gäcki uf Hurgerhorn sy todt!" Bei diesen Worten habe die Fänggin weinend den Löffel weggeworfen und gejammert, ihr Vater sei gestorben; von da an sei sie für immer verschwunden gewesen.

* * *

Ich habe als Kind von meiner Mutter mehr dergleichen Ausspräche gehört, aber nur noch folgende in dunkler Erinnerung:

Ein wildes Männlein diente bei einem Bauern. In die Nähe des letztern kam nun eines Tages, da er allein auf dem Felde war, ein Fänggenmädchen und rief ihm zu: „Mâno, säg zu Schâno, d's Rotliebhemmeli sy gestorben".

In einem Walde lag ein Holzhacker am Boden und schrie laut auf vor Schmerzen. Ein herzueilendes Wildmännlein fragte, was ihm fehle, worauf jener antwortete, daß er ein Bein gebrochen habe. Das Wildmännlein sagte darauf: So, ich habe gar gemeint, du hättest Zahnweh.

Von dem Wildmännlein im Furnertobel soll man gelernt haben, richtig Teuchel bohren, nämlich nicht nur von einer, sondern von beiden Seiten; ebenso den Vorteil, beim Holzfällen zuerst beim Stock ruhig stehen bleiben und sehen, auf welche Seite der Baum fallen will.

Ferner ist von diesem Völklein das Sprüchlein erhalten:

Wenn alle Wätter Wätter sind,
Das Allerergst ist doch der Wind.

Dem stärksten Glauben ist dagegen viel zugemutet, wenn in D. Jecklins „Volkstümliches aus Graubünden" erzählt wird, die Schuderser hätten unter dem Widerstand der Wildmännlein ihre erste Glocke mit heilloser Mühe den Berg hinaufgeschleppt. Wir dächten, damit hätte ein starker Mann nicht viel Arbeit gehabt.

Bekannt sind auch noch, aber nicht gerade mir, viele andere von den wilden Männlein erteilten guten Räte, wie z. B.: „Bim hübscha Wätter söllma d's Häß mid eim nän, bim leida häma d' Wahl". Aehnliche gute Räte erteilte auch Eulenspiegel, der einst in unserm Thal sehr populär gewesen sein muß. Der sagte u. A.: „Ma chönn au im Summer Schlittäfahren, nu gang' es denn äm biz langsamer." — Misttragen bezeichnete er als die leichteste Arbeit, „wilma di halb Zyt leer ga chönni." — Als er mit seiner Schwester die aus einem Gütlein bestehende elterliche Erbschaft zu teilen hatte, stellte er der Schwester folgendermaßen die freie Wahl: „Jetz chast thnen wie d' witt, äwäders nümm i den Boden (Ebene) und du dä Rain (Halde), old du dä Rain und i den Boden."

Einem starken Jenazer, namens Bardill, gelang es einmal, ein Wildmannli zu fangen, worauf dieses jammerte:

„Bardill Bardan,
Du starcha Man,
Hättist du g'schräpfet
Und z'Ader g'lan:
Hättist d's Wildmännli
Nid mögä fahn."

Auch hier ist die Wiedergabe aller Sagen nicht möglich, weil erstens dieselbe über den Rahmen unserer Aufgabe hinausgehen würde und uns auch nicht mehr alles, was wir einst erzählen gehört, gegenwärtig ist.

9. Vorderprättigau.

Wieder auf die Eisenbahnstation Furna heruntergestiegen, gelangen wir in ¾ Stunden zu Fuß, oder den Fuchsenwinkeltunnel (225 m) durchfahrend mit dem Eisenbahnzug in 5 Minuten nach Schiers. Außer diesem weist die Bahn noch zwei Tunnels auf, nämlich denjenigen zwischen dem von einem stolzen Viadukt überbrückten Truntobel bei der Station Saas (87,5 m) und den in der großen Schleife zwischen Klosters und Laret liegenden Cavadürli-Kehrtunnel (334,13 m). — Das weit im Hintergrund von Drusen- und Sulzfluh majestätisch überragte Dorf Schiers hat eine beträchtliche Ausdehnung. In demselben trifft man, und zwar auch längs der Hauptstraße, auffallend viele ärmliche, aus Rundholz aufgeführte Hütten, daneben aber auch eine sich zusehends vermehrende Anzahl neuer, stattlicher Gebäulichkeiten. Die Gemeinde hatte vor zirka 100 Jahren teils durch Wasserverheerung, teils durch Feuersbrunst die schwersten Einbußen erlitten und erholte sich erst in neuerer Zeit, seitdem die Lanquart an den linksseitigen Bergfuß gewiesen und eingedämmt worden, von ihren empfindlichen Verlusten an Kulturboden. Die große Pfarrkirche des Dorfes ist in den letzten Jahren hübsch restauriert worden. Ihr ursprüngliches Gewölbe wurde durch die Pulverexplosion beschädigt, welche während des Kampfes der Prättigauer mit den Oesterreichern 1622 erfolgte. An die Stelle desselben wurden dann unschöne Flachgewölbe gesetzt. Die Kirche von Schiers mag sich mit denjenigen von Jenaz und Luzein um die Ehre streiten, das schönste Geläute im Prättigau zu haben. Allerdings will das, selbst im Hinblick auf alle protestantischen Kirchen unseres Kantons, nicht gar viel heißen: der Sinn und das Verständnis für Wohlklang, schöne Formen und geschmackvolle Farbenzusammenstellung ist in unserm Volke noch viel zu wenig ausgebildet. Speziell sind

diese zweiglockigen Kirchengeläute durchwegs nur harmonieloses Geschell, lediglich dazu geeignet, ein wenig Lärm zu machen, nicht aber feierliche Stimmung zu erzeugen. Auch bei den dreistimmigen Geläuten happert es häufig, indem gewöhnlich nicht alle drei gleicher Meinung sind. — Um wieder auf Schiers zurückzukommen, so stellt sich uns die in der dortigen Kirche stehende, im Jahre 1841 gebaute Orgel als ein merkwürdiges Erzeugnis menschlicher Handfertigkeit dar. Der Erbauer derselben, Georg Hammer, besuchte s. Z. erfolglos die Volksschule, er brachte es niemals zum Lesen und Schreiben. Da er als Idiot angesehen wurde, so achtete auch niemand darauf, daß er schließlich von der Schule wegblieb. Während den Schulstunden und wohl auch zu anderer Zeit, ging er dann den Bächlein entlang und setzte dort allerlei mechanische Spielwerke ein. In der Folge erlernte er das Zimmermannshandwerk, trieb dasselbe und verfertigte nebenbei auch Uhren, welche in allen Teilen (Räder, Zeiger ꝛc.) aus Holz bestanden, ebenso Blasbälge. Die Glanzleistung dieses Autodidakten war dann aber der erwähnte Orgelbau. Hammer starb Ende der Vierziger Jahre. — Der auf dem Kirchhof zu Schiers stattgefundene Kampf ist denkwürdig, namentlich durch den beherzten Widerstand mehrerer Frauen, welcher ihnen gemäß dem religiösen Charakter jener Zeit die Ehre eintrug, den Vortritt bei der Kommunion zu haben. Im Zusammenhang mit der Umzinglung des Castells auf Putz durch die schlecht bewaffneten Landleute war das Gefecht auf dem Kirchhofe zu Schiers die entscheidendste That des Aufstandes. Es sicherte einerseits den Erfolg der Umzinglung des Castells und bewirkte anderseits durch den Schrecken, den sie verbreitete, die Flucht von Seewis herab nach Grüsch und von da nach Maienfeld. Billig verdiente daher in einem Kampfe gegen Uebermacht und religiöse Unterdrückung das schwächere Geschlecht, das in einzelnen seiner Glieder so ruhmvoll sich be-

teiligte, jene Auszeichnung bei der protestantischen Kommunion, um deren Erhaltung es sich vorzugsweise handelte. Die Namen von Salome Lienhard und Katharina Haberstroh sind von Sprecher zu unvergänglichem Gedächtnis aufbewahrt. Der Name des Paters Fidelis dagegen, der als Oberer der Mission soeben auf Seewis die Zustimmung zur Messe durchsetzen wollte, und auf der Flucht den Berg hinab erschlagen wurde, glänzt in den Annalen der römischen Kirche mit dem Ruhme eines Märtyrers, und hin und wieder im rhätischen Lande ist sein Gedächtnis durch Inschriften und Bildnisse auf Kapellen verherrlicht.

Der Religionskrieg hatte dem Lande tiefe Wunden geschlagen, gleich den etwa 150 Jahre jüngern Wasserverheerungen. Wie letztere erst in unserer Zeit nach vielen vergeblichen Anstrengungen, wie man mit Grund hofft, endgültig beseitigt sind, so bedurfte es auch, um das durch den Krieg verheerte und bedrohte Volksleben zu schirmen und der religiösen und sittlichen Kultur neu zu gewinnen, Dämme, gleich den Verträgen und Verordnungen, die nicht mehr durch neue gefräßige Fluten unterspült werden sollten. Lange Zeiten hindurch hinderte jedoch der Faktionsgeist, der im Kampfe um die Amtsstellen im Veltlin stets neue Nahrung fand, jeden gedeihlichen Aufschwung höherer Kultur, so sehr sich auch einzelne Menschenfreunde um dieselbe bemühten. Gerade in Schiers hatte der Faktionsgeist ein Hauptlager aufgeschlagen und er hat bis in die neueste Zeit herein nachteilig gewirkt.

Es ist aber besser geworden und bessert weiter. Da stehen schon äußerlich weithin zeugend zwei schöne Denkmäler der geistigen Kultur und der Humanität. Das eine ist die 1837 gegründete evangelische Bildungs- und Erziehungsanstalt, ein blühendes, aus Gymnasium, Lehrerseminar und Realschule bestehendes Institut, welches gegenwärtig von ca. 150 Schülern besucht wird. Die Schöpfung verdient umsomehr Anerkenn-

ung, als hinter derselben keine öffentlichen Korporationen stehen, sondern alles aus privaten Mitteln beschafft werden mußte und muß. In Verbindung mit dem Seminar steht eine Normalschule, die einzige im Prättigau während des ganzen Jahres geöffnete Primarschule. — Ein ebenso schönes Kulturzeichen ist das im Jahre 1881 von Herrn Pfarrer Flury sel. aus eigenen Mitteln gegründete, nach den neuesten Anforderungen eingerichtete und von dessen Sohn, Herrn Dr. A. Flury, vortrefflich geleitete Spital. Mit ihm in Verbindung steht der Prättigauer Krankenverein, welcher den vermöge der billigen Preise ohnehin leichten Besuch des Spitals für arme Kranke durch Verabreichung von Unterstützungen noch mehr erleichtert. Der Verein wird seine schöne Aufgabe je länger desto besser erfüllen können, da ihm nicht selten Vergabungen zugewendet werden, ein erfreuliches Zeichen in unserm im allgemeinen an Vermächtnissen unfruchtbaren Lande.

Im Jahre 1893 ist das innerste Quartier des Dorfes abgebrannt und seither neu erstellt worden. — Das Dörfchen Schrau kann als Vorort von Schiers betrachtet werden.

Zur Gemeinde Schiers gehören noch die Höfe Lunden bis ans Buchner Tobel, Tersier (gegen Fanas hin), Maria, Montagna, Pusserein und Schuders auf der rechten, Fajauna und Stels auf der linken Seite des Schuderser Tobels. Dieselben haben, mit Ausnahme von Tersier, eigene Schulen. Schuders bildet ferner eine eigene Kirchgemeinde. Sie erhebt im weitern den Anspruch, auch eine politische Gemeinde zu sein. Die angeblichen Beweismittel dafür liegen auf dem Bureau des Großen Rates, woselbst sie vielleicht ruhen werden bis zum allerjüngsten Tag. Zu Schuders gehört noch der auf dem Muttner Bergrücken, zwischen dem Druser- und Weißbach liegende Hof Salvsch, die vereinsamtesten, menschlichen Wohnstätten des Prättigaus tragend. Die Entfernung von Schiers weg beträgt mindestens drei Stunden; der Weg bis

Schuders ist heillos schlecht und von dort nach Salvsch hinüber, wenn zirka 35jährige Erinnerung noch Stich hält, ungefähr gleich.

In Schiers befanden sich ehedem zwei Gerichtsstellen. Das eine, das gemeine oder Herrschaftsgericht, war Eigentum des Hauses Vaz gewesen, gelangte nach dessen Aussterben zunächst durch Erbschaft an das Haus Aspermont, sodann nach dem Ableben des H. Ulr. v. Aspermont 1344 heimfallsweise in Verbindung mit Ulrich von Mätsch an Toggenburg. Das andere Gericht war das Kapitelsgericht für die Hofleute des Domkapitels. Da die Erwerbung dieser Höfe aus einer Schenkung des Grafen von Kirchberg abgeleitet wird, die wir auch in Verschwägerung mit dem Hause Vaz antreffen, so ist mutmaßlich das ganze Gericht von Schiers und Seewis ursprünglich kirchbergisch gewesen. Der Kapitelsammann residierte zu Schiers und das ihm zugewiesene Gut hieß und heißt noch der Pfaffenhof. Seine einflußreiche Stellung nährte insbesondere den Faktionsgeist unter der Bevölkerung.

Früher bildete die ganze zirka 1 Kilometer breite Thalebene von Schiers bis gegen Grüsch hin das Lanquartbett. Die Straße zog sich am Fuße des Fanaserberges über Tersier hin. Die ganze alte Prättigauer Straße hatte folgende Richtung: Erstens Igis-Felsenbach; zweitens Malans-Felsenbach; dann Felsenbach-Grüsch, ungefähr in der Richtung der jetzigen Straße; Grüsch - Pöschis - Tersier - Schiers; Schiers - Lunden-Rüthi - Jenaz; Jenaz - Fideris - Strahlegg - Dalvazza - Küblis; Küblis-Saas-Mezzaselva-Klosters, ungefähr in der jetzigen Richtung, ohne die größeren Kehren, namentlich auch ohne die große Kurve hinter Klosters-Dörfli; endlich in geradester Richtung und stärkster Neigung hinauf zum Schwarzsee, häufig jetzt noch als Fußweg benutzt. Ueber den Bau der neuen, nun zum Teil wieder durch die Eisenbahn überholten Straße ist im allgemeinen Teil das Nötige gesagt worden. Was das

„Schierser Sand“ anbelangt, so haben die Gemeinden Schiers und Grüsch und deren Einwohner ihr Redliches gethan, um die ehemalige Wüste in fruchtbares und liebliches Gelände umzuwandeln; in nicht ferner Zeit wird diese Kulturarbeit beendigt sein, sie ist es zu einem großen Teil jetzt schon.

Der Name Grüsch (Kreutz) bezeichnet die ehemalige Grenze des Kapitelsgerichtes. Das Dorf war als ursprünglicher Hauptsitz der Familie Salis herwärts der Berge das Hauptquartier der venetianischen Partei. Dort sammelten sich die Parteigänger der Familie Salis, nachdem das Veltlin für sie verloren war, und ihre Gegner, die Planta, unterstützt von Oesterreich und den katholischen fünf Orten, in Landessachen die Oberhand erlangt hatten. Sie hielten sich hier bis zur Invasion, indem sie sich durch das zürcherische Heer unter Steiner gedeckt wußten. Von Grüsch aus machte Jenatsch mit Nikl. Karl v. Hohenbalken, Blasius Alexander und Gallus im Ried den berühmten Ritt nach Rietberg, um den verderblichen Plänen, die Pompejus Planta im Schilde führte, zuvorzukommen und ihn zu beseitigen.

In dunkler Nacht saßen sie in Grüsch auf, durchritten keck bei Ems den Vorposten des katholischen Lagers unter Berolding en und gelangten bei Tagesanbruch nach Rietberg, vollbrachten dort ihr blutiges Vorhaben und kehrten unangefochten auf dem gleichen Wege wieder nach Hause zurück.

Ueber Grüsch, dessen mildes Klima nur durch die Wasserverheerungen an reichen Bodenerträgnissen gehindert ist, erhebt sich auf einem Hügel Gemäuer, in dessen Mitte man deutlich die Ueberreste einer Kirche erblickt. Das war die Burg Solavers mit ihrer Marienkirche, bei der einst Seewis und Fanas eingepfarrt waren. Dort wurde Friedrich, der letzte Graf von Toggenburg, geboren. Oestlich fällt der Hügel in eine jähe Felswand ab, die ihren Fuß senkrecht im Taschinestobel hat.

Die Sage meldet, daß ein Burgvogt, von den Bauern belagert, mit verhängtem Zügel sich dort hinabgestürzt habe. Da indes diese Sage verschiedenen Lokalitäten unter gleichen Umständen zugewiesen wird, so bleibt ihr historischer Gehalt für eine einzelne Oertlichkeit höchst zweifelhaft und es kündigt sich in ihr nur die allgemeine Idee der Freude über den Sturz der Gewaltherrschaft aus, die sich besonders drückend in den Zeiten vor Herstellung des Landesfriedens durch Rudolf von Habsburg ausgebildet hatte. Das gesegnete Andenken, das dem König Rudolf erhalten blieb, geht also sicherlich aus der gleichen Quelle hervor, wie die verwünschenden Sagen über die Raubritter und Burgvögte.

Wirklich vorgekommen ist dagegen, daß auf der der Burg gegenüberliegenden Seite vor zirka 50 Jahren ein Knabe von Grüsch kirchturmhoch über den Felsen herunterfiel, dann aber wie durch ein Wunder an einem Baum hängen blieb und mit dem Schrecken und einigen Schürfungen und Beulen davon kam. — Zu beachten ist ferner, daß die zwischen Schmitten und Grüsch sich öffnende Felsschlucht (Taschinestobel) Dalvazza heißt, also ganz gleich wie die Schlucht in Schaniela.

Grüsch mit seinen jetzt zum Teil geschäftlichen oder öffentlichen Zwecken dienenden, alten Edelsitzen und manchen hübschen, neuen Gebäuden gestaltet sich zu einem stattlichen Dorfe. Handelsgeschäfte, welche zu den bedeutendsten des Kantons gehören, beleben dasselbe. Die Gemeinde gehört zu den fortschrittlichsten im Lande, was sie nicht nur in jeweiligen Abstimmungen und Wahlen beweist, sondern in den letzten Jahrzehnten durch viele bedeutende Leistungen bewiesen hat, wie z. B. durch die Verbauung der Landquart und des Taschinesbaches und Colmatierung des gewonnenen Sandbodens, Bau eines neuen Schulhauses, Anlage eines neuen Friedhofes, Erstellung einer Wasserleitung, Anlage neuer Dorfstraßen, Alpverbesserungen u. s. w. Von hier führt eine Comunalstraße

in einer halben Stunde hinauf nach dem auf schönstem Wiesenplateau liegenden und von Obstbäumen umgebenen, freundlichen Bauerndorf Fanas, dessen blanke Kirche einladend ins Churer Rheinthal hinausschimmert.

Das Vorderprättigau unterscheidet sich vom Hinterprättigau nicht nur örtlich, sondern ziemlich wesentlich auch in seinem Dialekte, mit Ausnahme von Valzeina, dessen Bewohner ungefähr so reden wie die Furner. Seewis steht mit einem ganz eigenartigen Dialekt für sich allein da, während Schiers, Grüsch und Fanas zu einer Gruppe zusammengefaßt werden können. Um das Gesagte zu veranschaulichen, lasse ich hier die gleiche Erzählung in drei Proben folgen:

I.

(Mittelprättigau.)

Vor ättä 100 Jahren hed's z'Schiersch än gwüssa Mark g'gän, schi heima Chobelmark gseid. Van dämm wärdend allerlei Possen ⌣ erzellt, aso en Mischlig van Grobheit und Witz, meh aber vam erstä; die meistä Stückli chamma drum under astendigä ⌣ Lüten nid guet erzellen; aso eis van den ärtigsten ist das folgendä:

Ämmal wa'r es Summersch in Carschina gä zuesennet hed, ist'r mid dem Zusennaroß us d'r Alp chon und ama Güetji verbi, wa es Fräuli allein g'heuet und denn ⌣ au fälber d's Heu gätragen hed. Mark hed en gueti Zyt g'wünscht und g'freget, wie's gangi? „Ja au nid so guet", seid d's Fräuli, es rücki halt schlächt, wemma dä ⌣ Rächen albig am glichen Ort anträffi, wamenen z'rugg g'lan hei. „Nu dämm ist z'hälfen", deicht Mark. Wilsch denn mit der Seiletä, eigentli nun än Zuffel, uf den Gaden ist, hed'r dä ⌣ Rächen

---

Anmerkung. Wo das Zeichen ⌣ vorkommt, sind beim Sprechen die zwei Wörter in eins zu verbinden, in der Weise, daß der letzte Laut des ersten sofort auf den ersten des zweiten Wortes überklingt.

uf d'Arla g'nun und ist nümma van dännä. D's nechst Mal aber, wa'r das Wibli wiederm allein am Heuen angätroffen heb, hederschä denn g'freget, was'sch jetz meini, ob's besser rücki, wemma dä ⌣ Rächen nümma am Ort anträffi, wamenen z'rugg g'lan hei?

Äm ⌣ bitz ins gröber Tuech geid denn die G'schicht mit dem Junker Härtli z' Grüsch, bin dämm Chobelmark ämmal Chnächt ist gsin. Ama hübscha Wintersunntig, wa's gueta Schlittwäg g'han heb, ist d'r Junker mit d'r Frau gä Schiersch uf B'suech g'fahren. D'ua heind denn au d'Chind mitfahren wellen und, wie drus nüd worden ist, natürli es heillos Gäbräägg ang'fangen. Mark heb ⌣ schi denn aber gätröst undnen g'loset, schi fahrend denn au. Är heb würkli Wort g'halten: Wie d'Herrschaft fort ist g'sin, heb'r en Or inä Rutnerschlitten ingspannet, dem Or än Plumpa g'heicht, uf dä ⌣ Schlitten d'Schwimuelta ufgäbunden, d'Chind drin gethan und denn is's holihop Schiersch zueg'gangen. Dört sindsch grad achon, wie d'Lüt in der Bredji sind g'sin. Mark heb das natürli g'wüßt, drum ist'r denn au uf und zum Verdruß va schir Herrschaft und zär Freud vam allgmeina Gäpobel um d'Chilchen ⌣ umg'fahren. Wie langnen denn d'r Junker Härtli noch als Chnächt b'halten heb, weiß i nid.

* * *

II.

(Schiers.)

Vor ättä 100 Jahr heb's z'Schiersch ä gwüssä Mark g'ge, schi hemmä Chobelmark gseid. Va demm wärdend allerlei Possä erzellt, aso ä Mischglig va Gröbi und Witz, meh aber va d'r erstä; die meistä Stückli chammä d'rum under astendägä Lüt nid guet ärzellä; aso ei's va dä ärtigstä ist däs folgendä:

Aemmal wi'är äs Summersch in Carschina zuasennet heb, ist'r mid dem Zuasennäroß us d'r Alp cho und ama

Güetli värbi, wa es Fräuli allei g'heuet und denn au sälber d's Heu trägä hed. Mark hed ä gueti Zyt g'wünscht und g'freget, wie's gangi? „Ja au nid so guet", seid d's Fräuli, es rücki halt schlächt, wemmä dä Rächä albig am glichen Ort a'träffi, wamenä z'rugg g'la hei. „Nu demm ist z'hälfä", denkt Mark. Wie'sch dua mit d'r Seiletä, eigentli nu än Zuffel, uf dä Gada ist, hed'r dä Rächä uf d'Arla g'nu und ist nümma va dännä. Z'nechst Mal aber, wa'r d's Wibli wieder'm allei am Heuä a'troffä hed, hederschä denn g'freget, was'sch jetz meini, obs besser rücki, wemmä dä Rächä nümmän ⌣ am Ort a'träffi, wamenä z'rugg g'la hei?

Ae bitz ins gröber Tuach geid denn die G'schicht mit dem Junker Härtli z'Grüsch, bi demm Chobelmark ammal Chnächt gsii ist. Amä hübschä Wintersunntig, wie's guetä Schlittwäg g'ha hed, ist d'r Junker mit d'r Frau gä Schiersch uf B'suech g'fahrä. D'ua hend denn au d'Chind mitfahrä wellä und, wie drus nüd wordän ⌣ ist, natürli es heillos G'räägg a'g'fangä. Mark hed ⌣ schi denn aber tröstet und nä g'loset, schi fahrend denn au. Aer hed würkli Wort g'haltä: Wie d'Herrschaft fort gsin ⌣ ist, hed'r en Ox inä Ruttnerschlittä i'g'spannet, dem Ox ä Plumpa a'g'henkt, uf dä Schlittä d'r Schwizuber ufbundä, d'Chind dri tha und denn is holihopp Schiersch zueg'gange. Dört sind'sch grad acho, wie d'Lüt in ⌣ d'r Bredji g'si sind. Mark hed das natürli g'wüßt, drum ist'r denn au uf und zäm Verdruß va schir Herrschaft und z'r Freud vam Gvölch um d'Chilchän ⌣ umg'fahrä. Wie lang ne denn d'r Junker Härtli noch as Chnächt b'haltä hed, weiß i nid.

* * *

III.

(Seewis.)

Vor etscha 100 Johren hät's z'Schiersch ä gwüssa Mark g'i, si hend ma Chobelmark gseit. Vo dem wärdend allerlei

Späß erzellt, ä so ä Mischig vo Gröbi und Wiz, meh aber vom Verstä; di meiste Stükli chamma under astendigä Lüten nid guot erzellä; aso eis vo dä ärtigsten ist des folgendä:

Amol wo är ima Summer in Carschina zuosennet hät, ist är mit dem Zuosennaroß us der Alp chu und ama Güetli verbi, wo ä Wybli allei gheuet und au sälber d's Heu träge hät. Mark hät äna guoti Zyt g'wünscht und g'froget, wie's gangi? „Ja au nid so guot", seid d's Wibli, äs rucki halt schlächt, wemma där Racha albig am glicha Ort aträffi, wo ma na z'ruk glu hei. „Nu dem ist z'hälfa", denkt der Mark. Wie sie do mit der Seilata, eigentli nu ä Püntel, uf dä Stall ist, hät är där Rächä uf d'Axla g'nu und ist mitma gstobä. Z'nächst Mol aber, wie är d's Wibli wieder'm allei am Heuä atroffa hät, hät är sie g'froget, was sie jez meini, ob's besser rucki, wemme där Rächa nümma am glicha Ort aträfffi, wo mä nä z'ruk glu hei?

Ä biz ins gröber Tuoch got denn die G'schicht mit dem Junker Härtli z'Grüsch, bi dem der Mark amol Chnächt gsi ist. Ama hübsche Wintersuntig, wo's guota Schlittwäg g'ha hät, ist där Junker mit siner Frau gä Schiersch uf Bsuoch g'fahrä. Duo hend au d'Chind mitna fahrä wella und, wie nüd d'rus wordä ist, natürli ä heilloses G'räg a'g'fangä. Där Mark hät si den aber tröst und nä g'loset, si fahrend denn au. Är hät denn au würkli Wort g'haltä: Wie der Herr mit der Frau fort gsi ist, hät är der Ox in ä Ruttnärschlittä i'g'spannet, däm Ox ä Plümpa a'g'henkt, uf dä Schlitte ä Mistchratte ufbundä, d'Chind dri g'hökt und duo isch holihop Schiersch zuogangä. Dört sind sie grad achu, wie d'Lüt in där Bredig gsi sind. Mark hät das natürli so ha wellä, drum ist är denn au uf und zum Verdruß vo siner Herrschaft und z'r Freud vo dä Lüte um d'Eilchä umg'fahrä. Wie lang ne d'r Junker noch als Chnächt b'halte hei, weiß i nit.

* * *

Ä anders Mol hät där Junker Härtli d'är Mark gä Öpfel läsä g'schickt. Mark hät d'Stäga an dä groß Basler-bom i Arällja dinna a'g'stützt, hät ä Sack an dä Lyb a'g'henkt und ist Stäga uf. Wie är där Sack ziemli g'füllt gha hät, chunt der Junker und dinget dem Mark a, är söll me de di g'läsnä und di g'fallnä Öpfel jedi Sorta allei in zwei Zaina tuo. Indem hät där Mark si Sack g'füllt gha, streift d'r Sack über de Chopf us und würft ä vo z'oberst där Stäga dem Junker ahä vor d'Füß und seit: „Das sind de di Gläsna". — Än anders Mal hät Mark käset, und wie är där Rohm in dä Ankkübel tuot, froget der Junker där Mark: Ob är d'Schlegmilch gärä hei? Seit där Mark zum Junker: „Ja rächt gärä, i mag etsch ä mol nit wartä mit usäla, bis där Rohm brochä ist (bis g'anket ist).

Und noch a Stückli. D'Diensti hend z'Morgä g'äffag ha, sä froget Mark där Junker Härtli, was für hüt z'thuo si. Seit där Härtli dem Mark, er söll hüt uf d's Gmeiwärch, er wärdi Faschina machä sölla. Mark got uf si Kammära, leit d'Suntighäß a und chunt in d'Stubä und seit zum Junker, er söll me där Zollstab gi. Der Junker luoget där Chnächt a und froget, wozue är g'suntiget si und was är mit dem Zollstab welli. Där Mark seit, är glaubi, es si guot, wenn är für d'Schloß gangi und vo dä Malanser Ofelöcher d's Mäß nehmi, wägä der Größi vo da Faschina. As wäri eba au guot, wenn bim Sandholza d'Faschina für d'Malanser-Öfe das richtig Mäß heiend. Ob d'r Junker die Vorsicht vo sim Chnächt guot gheiße hät, vom sälbä hät mä mier nüd g'seit.

* * *

Ueber sonnigem Abhang oberhalb Solavers breitet sich behaglich das Dorf Seewis aus, umgeben von Fruchtfeldern, saftigen Wiesen, weiten Weidetriften und beglückt durch großen Reichtum an Waldungen. Während im Kapitelsgerichte die

Reformation schon längst eingeführt war, hielt Seewis noch immer fest an den alten Kirchengebräuchen, und mit ihnen auch an der romanischen Mundart. Erst 1584 sah sich die Gemeinde durch den Mangel an Priestern genötigt, einen Prädikanten bei sich aufzunehmen.

* * *

„Stiller Weiler, grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch,
Kleine Hütte, voll Verlangen
Denk ich immer noch an Euch!"

singt der bekannte Dichter Salis von seinem Heimatort Seewis. Und zur selben Zeit mit Recht, denn außer seinem väterlichen Schlosse und wenigen bessern Bürgerhäusern bestund Seewis aus etwas über 100 unregelmäßig gebauten Holzhäusern.

Anno 1863 wurde das Dorf durch eine Feuersbrunst weitaus zum größten Teile zerstört.

Seewis ist aus der Asche in überaus freundlicher Gestalt erstanden und in seiner terrassenartigen Anlage zum angenehmen und beliebten Kurort erbaut worden. Der $^3/_4$ Stunden entfernte Vorort Pardisla hat sich seit der Erbauung der Bahn Landquart-Davos in die Eisenbahnstation Seewis verwandelt und ist diese z. B. schon von Zürich aus in vier Stunden zu erreichen; von Rorschach in drei Stunden. Von dort geht's im Zick-Zack aufwärts, zu Fuß, per Post oder mit dem Hotelwagen. Die letzte Kurve ist bald erreicht und vor dem Reisenden liegt das stattliche Dorf.

Da fällt der erste Blick nach Osten auf die majestätische Seesaplanagruppe, der zweite auf das gleichnamige Hotel, gegenseitig in weiter Entfernung, nahe im Schauen.

Das Dorf selbst besteht aus vier breiten Längs- und sechs Querstraßen, an denen regelmäßig gebaut je eine Reihe stattlicher Häuser mit freundlichen kleinen Gärtchen sich erheben, inmitten das Pfarr- und Schulhaus, daneben das Kurhaus

Seewis. Nennenswert ist auch ein den verschiedensten Bedürfnissen entsprechender, reichhaltiger Bazar. Auf der Westseite des Dorfes finden wir noch zirka zwanzig alte Häuser mit Schindeldächern, Holzgallerien und schön in großen Lettern eingeschnitzten Sprüchen auf den Balken der Gibelfront. Einige Schritte vom Dorfe abgesondert steht die freundliche Kirche mit dem Grabe des oben erwähnten Dichters Salis.

Sererhard* sagt in seiner „einfalte Delineation ꝛc." Folgendes: „Das Kirchengebäu auf Seewis ist niedrig und altfränkisch bauen. Die Kanzel, auf welcher anno 1622 der berühmte, zu Sigmaringen gebürtige, erst vor etlichen Jahren kanonisierte Pater Fidelis am Palmtag gepredigt, als an welchem er die vermeynte Märtirer Kron erlanget, stehet noch, und die alte Kanzelstegen mit eben demjenigen Stafel oder Tritt, von welchem der Pater Fideli, als das Schlagen und Schießen der Bauern mit den Soldaten vor der Kirchen angegangen, im Schrecken durch einen Sprung vornen an ein Stücklein zirka zwei Zoll breit abgesprungen hat, da er in der Angst zum kleinen Chorthürlein hinausgelaufen, über die hohe Freythofmauer hinabgesprungen und zirka vier Büchsenschüß weit durch die unter der Kirchen liegende Güter, in Prada genannt, hinab geloffen, vermeinend zu echappieren, ist aber noch von den Bauern ereylet und alldorten ordentlich erschlagen worden, wormit aber ihm unsere Seewiser den größten Dienst geleistet, denn ohne sie würde er wohl nimmermehr ein so großer Wunderthäter worden, noch zu so hochen Ehren gestiegen sein."

Dem nämlichen Autor zufolge ist anno 1717 der hohe schöne Kirchthurmhelm durch einen Blitzstrahl weggeschleudert worden „als wann er mit einer Scher weggeschoren wäre" Hier erzählt Sererhard auch ein gar lustiges Anekdötchen:

* Nik. Sererhard, Bündner Chronik v. J. 1742.

„Die Seewiser sind etwas später zur Reformation kommen als die andern benachbarten Gemeinden, denn bei etlichen hielt es hart, doch endlichen ist das Mehren ausgefallen, die damalen sogenannte neue Religion anzunehmen. Jedermann bequemte sich darzu. Einige aber waren noch darunter, welche gleich den Samaritern der neuen beipflichten und gleichwohl auch die alte beibehalten wollten; da begabe es sich nun, daß zwei Nachbarn, deren der eine der alten Religion im Herzen abgesagt, der andere aber sein Ave Maria nicht quittieren konnte, beide ihr s. v. Vieh ein Stücklein unter der Kirche hatten und abends miteinander vom Füttern kamen. Derjenige, der das Ave Maria lieb hatte, trug in einem Eymer Milch, und da sie mit einander zur Kirchen kamen, wollte er nicht vorbei, es seye denn, daß er vorher seine Andacht verrichtet und im Vorzeichen (wie wir es nammsen) oder Vorschopf ein Ave Maria gebetet hatte.

Der andere laßt ihn gehen und thut dergleichen, als wollte er heim, schliche ihm aber unvermutet nach. Und als der andere vor dem St. Lorenz, dem unsere Kirche gewidmet ware, in seiner Andacht auf den Knyen lage, und sein Ave Maria sprach, schlich dieser leise hinzu und schüttete dem andern seine Milch, die er nebenhin gestellt hatte, auf die Erden aus. Er striche aber den Schaum von der Milch St. Georgen Pferdlein, so nebenhin an der Mauer gemahlet stunde, an das Maul und machte sich sogleich und unvermerkt wieder aus dem Staube, ehe es der andere vermerkte. Der andächtige Ave Maria-Bätter, als er von seiner Andacht aufgestanden und mit seiner Milch nachen Hause wollen, findet er den lären Eymer. Er umsieht sich, besinnt sich, weiß nicht wie das Ding möchte zugegangen sein, er lauft rings um die Kirche, den Dieb zu suchen, findet niemand. Endlich da er den lären Eymer mitnemmen und heimgehen will, gewahrt er etwas von dem Milchschaum an des Ritter St.Georgen Pferds

Maul, geratet hierüber alsobald in die Einbildung, daß er sein Pferd ihm seine Milch habe auslappen lassen, deswegen ergrimmte er wider diesen Heiligen, drohet ihm mit dem Finger, sagend: wart, wart nur, Kerl, kannst du eins, so kann ich das andere; dann weil du unsers Herrgottsch Güri (also nennet er das Pferdlein) mein Milchli hast lassen auslappen, so will ich dir acht Tage gewiß nicht wieder kommen. Das hielt er auch, quittierte von dem Tage an das Ave Maria gänzlich und war fürhin gut reformiert. Diese Geschichte haben mir fromme alte Männer allhier als eine gründliche Wahrheit angegeben."

Der Geschichte von Seewis hat der verstorbene Herr stud. phil. H. Brosi von Klosters in der Broschüre „Höhenkurort Seewis" von Prof. Dr. F. Goll, der wir auch den größern Teil der vorstehenden Ortsbeschreibung entnommen haben, folgenden Abschnitt gewidmet:

Die durch Urkunden erhellte Geschichte der Gemeinden des Prätigaus beginnt sehr spät und auch da nur so weit sie mit dem Bistum Chur in Berührung und Beziehung standen, da die Abfassung von Urkunden vornehmlich der Kirche geläufig war, während die Gemeinden unter sich dieselbe wohl aus Mangel an Fertigkeit unterließen. So finden wir denn Seewis zuerst im Einkünfterodel des Bistums Chur unter dem Namen Sewns und Seu vens aufgenommen, aus welchem hervorgeht, daß Seewis und Schiers größtenteils zum Bistum Chur gehörten. Die Bevölkerung des Tales war ausschließlich romanischen Ursprungs, und war wohl unter dem Einflusse der Kirche zu Chur sehr früh dem Christentum gewonnen worden, da Chur, als wichtigste Station an der begangenen großen Römerstraße, die nach Helvetien führte und als Haupt der Provinz Rhätien in naher Beziehung zu Rom stand, sich schon im fünften Jahrhundert zum ansehnlichen Bistum erhoben hatte. Die Bewohner des Prätigaus waren ausschließ-

lich auf Viehzucht und Ackerbau angewiesen, und kannten oder benutzten das Geld als Verkehrsmittel wohl kaum, was einerseits daraus hervorgeht, daß die Abgaben an das Bistum nie in Geld, sondern immer in Getreide, Käse, Fleisch, Eiern und eigentümlicher Weise auch in Hülsenfrüchten abgeliefert wurden, sofern „legumen" nicht blos „Gemüse" überhaupt bedeutet; anderseits aber auch darin indirekt seine Bestätigung findet, daß meines Wissens gar keine Münzen der römischen Kaiserzeit hier gefunden worden. Der Verkehr war also wesentlich auf Tauschhandel beschränkt und erst vom dreizehnten Jahrhundert an wurden die Naturalgaben beliebig in Geldleistungen umgewandelt. Die weltliche Gerichtsbarkeit lag in der Hand eines vom deutschen Kaiser eingesetzten Grafen oder „Reichsvogtes", soweit nicht kaiserliche Schenkungsurkunden den bischöflichen Besitzungen Immunität erteilten. Sein Ansehen wuchs und schwand mit dem des Kaisers und erlosch ganz im 10. Jahrhundert mit der Ausbildung des Feudal-Lehenswesens und dem Emporblühen des Adels. Alle oberrhätischen Adelsgeschlechter überragte bald das der Freiherrn von Vaz, die in heftigen Kämpfen — auch etwa durch gewaltsame Uebergriffe — die Bedeutung und Stellung des Bistums schwächten; so ging auch Seewis in ihre Hand über, wie, vermag ich nicht zu sagen. Dieses Streben der Edlen von Vaz nach Macht veranlaßte sie, die schwache Bevölkerungszahl durch neue Kolonien zu mehren, die gleich von Anfang an eine freiere Stellung einnahmen, ein Umstand, der, verbunden mit dem Unterschied in der Sprache — die Ansiedler waren nämlich Deutsche — für die Kulturentwicklung bestimmend wurde. Auch Seewis erhielt eine solche Kolonie, die auf dem Gute „Stürfis" angesiedelt war, wo sie den Auftrag erhielt, den Wald auszureuten und Wiesen und Weiden zu verbessern. Die romanischen Insassen nannten sie „Walliser" oder „Walser" und die heutige Forschung scheint immer entschiedener sich der An-

schauung zuzuneigen, daß die Kolonen wirklich aus dem Oberwallis stammten. Offenbar ist, daß das heute blühende Geschlecht der „Walser" in Seewis davon seinen Ursprung herleitet und sie also die Nachkommen jener deutschen Oberwalliser Ansiedler sind.

Da das deutsche Element, wie es scheint, lebensfähiger und kräftiger war, als das romanische, so hatte es sich letzteres in verhälnismäßig kurzer Zeit assimiliert, so daß die rhätoromanische Sprache von Mitte des sechszehnten Jahrhunderts an in unserem Thale als erloschen betrachtet werden kann. Heute erinnert nur noch die Bezeichnung vieler Ortsnamen und Geräte an dieselbe.

Nach dem Aussterben der Freiherrn von Vaz (1335) kamen Schiers und Seewis durch Kunigunde von Vaz an den Grafen Friedrich von Toggenburg, der seinen Sitz zeitweise auf der Feste Solavers hatte (Solavers, auf einer Anhöhe bei Grüsch, ist ohne Zweifel eine Schöpfung der Edlen von Vaz). Als der letzte Graf von Toggenburg 1436 starb — er war auf Solavers geboren — schloß sich Seewis dem sich bildenden Bund der X Gerichte an, der die rhätischen Besitzungen der Toggenburger vor der Willkür eines neuen Herrn schützen sollte.

Nach vielen Wechselfällen ging das Prätigau 1477 durch Kauf an Oesterreich über. Ein vom Herzog ernannter, aber aus der einheimischen Bevölkerung genommener Vogt, der seinen Sitz auf Castels bei Putz nahm, führte das Regiment an des Herzogs statt. Oesterreichs Herrschaft war keineswegs drückend, bis die Gemeinden durch den Uebertritt zum Protestantismus dessen Zorn herausforderten und unsagbares Elend über das ganze Thal heraufbeschworen. (Seewis trat als letzter Ort des Thales 1586 der „neuen Lehre" bei.) Zur Wiederherstellung des Katholizismus erfolgten 1621 und 1622 furchtbare Einfälle und Verwüstungen unter dem Obersten

Brion und Baldiron. Während sämtliche übrigen Dörfer eingeäschert wurden, blieb Seewis allein größtenteils verschont. Oesterreichische Landsknechte trieben die Leute mit Gewalt in die Messe und riefen durch ihre Rohheit jener denkwürdigen Erhebung am Palmsonntag (den 14. April 1622). Ein zeitgenössischer Chronist schildert die Vorgänge jenes Tages in Seewis folgendermaßen: „Den 14. April, wahr palmsontag, hatt man die pretigöwer aus den Heusseren zu den Kirchen trieben, daß sie beychten und Mäß hören sollind, und als ein grotz volk bey den Kirchen besammlet, und darin getriben war, sind Mann und Weiber ergrimmet, habend erstlich stein aufgenommen und under die Landsknecht geworffen .... — Im Schierser Gericht habend sie ebenmaßig gebeychtet, under anderen ein fürnemmen Capuciner München zu Seewiß den Berg hinab unter die Kirchen getrieben, und ihm mit Sparren den Beychtpfenig geben, daß er entschlafen und kein Beycht wollen anhören. Die Soldaten aber habends den Berg nieder der Lanquart zu gesprengt, und als sie in die ebene kommen, kamend die Schiersers Grüscher auch mit ihren Beychtigeren daher fahren, warffend und schlugend mit Sparren und stangen auf sie, daß vilen die wehr engfielend, die namend die pretigöwer auff, brauchtens vider sie und tribens über Paradißla und Grüsch der Enge zu." Durch diese Gewaltmaßregeln hatte sich Oesterreich die Anhänglichkeit der Unterthanen ganz entzogen, und da es durch die Stürme des dreißigjährigen Krieges ganz erschöpft war, anerbot es den Gerichten den Loskauf von seiner Herrschaft gegen eine zu vereinbarende Summe. Am 24. Juni 1649 wurde die bezügliche Urkunde abgefaßt, wonach Oesterreich gegen eine Loskaufssumme von 78,000 fl. rhein. alle Ansprüche auf die Thalschaften Prätigau und Davos aufgab. Von da an bildete Seewis mit Schiers ein Glied des X Gerichtenbundes, teilte dessen Leiden und Freuden und trat 1803 mit demselben der schweizerischen Eid-

genossenschaft bei. Unter den Männern, welche Seewis unserer Republik geschenkt, sind vor allem die beiden Brüder Salis zu nennen, Joh. Gaudenz und Joh. Ulrich, ersterer Dichter und Staatsmann, letzterer Geschichtsforscher. Joh. Gaudenz diente im französischen Heere, kehrte jedoch nach der Hinrichtung Ludwig XVI. in die Heimat zurück und vertrat in vielfachen Gefahren die Interessen unseres Kantons, während er in Mußestunden der Dichtkunst lebte. Als Dichter gehörte er der romantischen Schule an, die wohl in Matthisson ihren vornehmsten Vertreter gefunden. Wie man immer auch heute die Schöpfungen jener Schule beurteilen mag, so wird man ihm doch eine seltene Tiefe und Innigkeit der Empfindung nicht absprechen können. Er starb am 29. Januar 1834 zu Malans und liegt in Seewis bestattet. Die schönste und vollkommenste Ausgabe seiner Gedichte ist erschienen bei „Orell Füßli & Cie., Zürich, 1869". Sein bedeutend jüngerer Bruder, mit 23 Jahren durch einen Schlaganfall an der linken Seite vollständig gelähmt, widmete sich ganz der Sammlung von Urkunden und wissenschaftlichen Forschungen. Er darf wohl als der Vater der neuen kritischen Geschichtsschreibung für unsere Republik angesehen werden.

Als Kurort steht Seewis schon seit Anfang der sechziger Jahre in bestem Rufe. Die Frequenz ist in raschem Steigen begriffen, dank der regen, umsichtigen und nun vereinten Thätigkeit der Kurwirte und des Kurvereins, und dank den im ganzen vorzüglichen Erfolgen der Seewiser Kuren.

Hinsichtlich der Bedeutung von Seewis als Kurort verweisen wir auf die zitierte Broschüre, welche darüber eingehende Mitteilungen macht, und bemerken bloß noch, daß zur Aufnahme der Fremden offen stehen die Pensionen „Sceſaplana" (während des ganzen Jahres betriebenes Hotel), „Kurhaus Seewis", „Pension Walser" und die in lieblichem Wald- und Wiesenthälchen draußen stehende, auch als Ausflugspunkt benutzte kleine Sommerpension Fadära.

Im Eingang ins Stürviser Thal stund einst das rühmlichst bekannte Bad Ganey. Sererhard sagt darüber folgendes:

„Ein und eine halbe Stunde vom Dorfe Seewis liegt „das edle Ganeybad in einer nicht unangenehmen Ebene, „welches vor Jahren den edelen Herren von Salis allhier zu„gehörte, jetz und aber von Herrn Gerichtsschreiber And. „Ganfner renoviert und in einen guten Stand gebracht worden. „Dieses Bad hat in manchen Kuren, absonderlich in Frauen„zimmerlichen Anliegen, oftermalen herrlichen Effekt gezeiget. „Das Badwasser hat zwar unden beym Badhause keinen „mineralischen Gust, denn es muß ziemlich weit in Deucheln „geführt werden, oben aber bei der Quelle, welche aus einem „Felsenloch hervor komt, hat es einen recht unangenehmen „sulphurischen Geruch und Gustum. Ein Steinwurf von dieser „Quelle in einem Töbelin komt ein stärkerer Schwefel-Brunn „aus dem Felsen, der eine Lanuginem um die Quell herum „machet, so weiß und rein wie Baumwollen. Der Tartar oder „Stein, so sich im Badkessel ansetzt, ist heilsam in Wunden „und alten unheilbaren Schädeln. Nur wenig Büchsenschuß „weit ob dieser Quelle sind noch Merkmale zu sehen von einer „Goldgrub, die ein gewisser Lieutenant Ganser zu bearbeiten „angefangen hatte, ist aber durch einreißende Kriege und Pesti„lenz ins Stocken geraten."

„Schon 1805 schreibt „der neue Sammler": Jetzt ist „das Wohn- und Badhaus völlig eingegangen und nur das „Dach steht noch als Schneeflucht für das Vieh."

Die Seewiser erzählen, daß es namentlich die Adeligen der Nähe und auch des Auslandes gewesen seien, durch die das Bad früh stark besucht war. Als aber der Adelstitel in den Stürmen des letzten Jahrhunderts wertlos wurde, da zogen die Herren vor, sich an den andern zahlreichen, komfortabel eingerichteten und dem Verkehr näher gelegenen Bädern unter das gewöhnliche Volk zu mengen. Die Frequenz nahm

rasch ab, und als an einem schönen Frühlingstag nach langem Winter der Wirt sein Bad wieder beziehen wollte, da war der spärliche Rest seines Mobiliars während des Winters auf die Wanderschaft gegangen. So kehrte er denn wieder zurück und überließ das Haus den Stürmen, dem Wild und den Hirten. Noch stehen einige zerfallene Mauern als Zeugen verschwundener Herrlichkeit.

Nordwestlich liegt die sagenreiche Alp Stürvis, deren Kirchruinen von den üppigsten Alpenrosenbüschen umrankt und überdeckt sind. Sererhard sagt darüber: „Von Mayenfeld ist „ferner zu erinnern, daß vor altem auch ein Filialkirchlein „dazu gehörte, nämlich Stürvis in Mayenfelder Alpen, eine „gute Stund ob dem Bad Ganey, bestuhnde in 15 Familien; „als ich hieher kommen, war noch an dem Kirchlein das „halbe Tach und ganze Gewölb zu sehen. Die Häuser waren „den Gütern nach zerstreut. Der Mayenfelder Capellan „mußte zu gewissen Zeiten hineinkommen Meß halten; daher „bezieht auch der Pfarrer von Mayenfeld jährlich noch ein „großes Quantum von dem alten Gestift dieses Kirchleins.“ — Und ferner:

„Eine starke Stund ob Stürvis, im kalten Bad, ist auch „würklich ein kaltes Bad an einem Berg zu, under einem „hohen Felsen, ist eine enge und nicht tiefe Grube, mit Wasser „angefüllt, welche keinen sichtbaren Ab- noch Zulauf des Wassers „zeiget. Das Wasser ist von ungemeiner Kälte. Dahin be- „geben sich jährlich von unterschiedlichen Orten her Leut, die „an der Sciatic laborieren oder das Hüftweh haben, sich da- „rinnen zu baden; sie mögen aber keine wegen übernatürlicher „Kälte eines Vaterunser lang darinnen erleiden; etwelchen hat „es geholfen, etwelchen aber auch nicht.“

Unter der Burgruine von Solavers, von Grüsch nur durch den Taschinasbach getrennt, liegt an der Straße das

Dörfchen Schmitten mit einem Filialkirchlein. Da herum wohnen eine Anzahl Katholiken — fast oder gar alles Fremde — für welche ein Geistlicher von Chur hier allsonntäglich Gottesdienst hält, nicht in der den Protestanten gehörenden Kapelle, sondern in einem eigens dazu hergerichteten Saale. Schmitten und der Weiler Pardisla, woselbst die Eisenbahnstation Seewis steht, haben eine besondere Schule in einem von der Gemeinde neu erbauten Hause.

Auch die allezeit strebsame und gut verwaltete Gemeinde Seewis hat in der letzten Zeit bedeutende Flußverbauungen (Taschinasbach und Lanquart) ausgeführt und wird infolge dessen nach und nach fruchtbaren Thalboden gewinnen.

Jenseits Pardisla, wo der weiße Gießbach den Blick der Wanderer fesselt, zeigen sich die schönen, von Laub- und Tannenwald bekränzten Hügel des „Sattel", über dessen Einsenkung der von der Eisenbahnstation Felsenbach herleitende Weg nach dem in vielen Höfen zerstreuten, wiesen-, weiden- und waldreichen, äußerst lieblichen Valzeinathal führt. Ueber diese Höhe führte 1798, als Generalmajor von Auffenberg die Verteidigung des Landes leiten sollte, ein Verräter die Franzosen ins Prätigau und machte hiemit die ohnehin so mangelhaften Verteidigungsanstalten völlig zu Schanden. Die Sage aber weiß zu erzählen, daß von diesem Sattel aus einst ein Pfeil in das felsenüberdachte Frakstein flog, um ein Mädchen zu befreien, das in die unheimlichen Burgräume entführt worden war, und sicher den Burgvogt traf. Die auf steiler Schutthalde hoch über der Straße befindlichen Mauerreste, die in eine Felsnische gebaut sind, bildeten eine Art Blockhaus oder Kaserne für die Besatzung des Thalschlusses. Es zog sich nämlich vordem eine Mauer vom Castell herab bis an die Straße, die mit einem Thore abgeschlossen werden konnte. Noch im 17. Jahrhundert war das Kastell in wohnlichem Zustande und diente einem österreichischen Vorposten als Aufent-

halt, als das Prätigau von Erzherzog Leopold unterworfen war. Erschreckt flohen seine Söldner thalauswärts, als die Lanquart die Leichen ihrer Waffenbrüder heranschwemmte.

Valzeina erscheint auch unter den Luftkurorten. Oben, fast am Grate der jäh gegen Marschlins abfallenden Felswand, in wunderschöner Lage, steht das freundliche Kurhaus Valzeina. Wer in einer Alpenlandschaft, die eben so erhaben als lieblich ist, Ruhe und Erholung suchen will, findet hier den richtigen Ort, während ihn Touristen als Durchgangspunkt benutzen. Was dem Ort fehlt, ist eine richtig fahrbare Straße und eine elektrische Verbindung mit — der Welt, möchten wir fast sagen. Eine nach der Eisenbahnstation Seewis ausmündende Komunalstraße ist zwar vom Großen Rate admittiert, allein wenn deren baldiger Bau erfolgen soll, muß schon etwas mehr Energie entwickelt werden, als es bisher der Fall war. — Valzeina bestand früher aus zwei Gemeinden, Vorder- und Hinter-Valzeina, wovon die letztere ehedem zum Hochgericht der V Dörfer gehörte. Im Laufe der Jahre vollzog sich dann faktisch und formell die Verschmelzung, welche durch Großrats-beschluß vom 5. Juni 1891 ihren definitiven Abschluß fand.

Zum Schlusse lassen wir auch über das Vorderprätigau noch die Sage erzählen:

Die Hexenfahrt.

Ein Mädchen diente als Magd bei einem Bauern zu Fanas und bemerkte, daß ihre Meisterin am Abend oft von Hause sich entfernte, und zwar auf eine unerklärliche Weise aus der Küche verschwindend. Einmal verbarg sich die Magd im Kellergange und beobachtete, wie die Hausfrau leise in die Küche schlich, aus einem Kästchen eine kleine Büchse hervorholte und diese letztere öffnete, wie sie dann eine rote Salbe aus dem Büchslein nahm, davon an den Besenstil strich, das Büchslein wieder schloß und schnell an Ort und Stelle legte,

sich hurtig auf den Besenstil setzte und mit den Worten: „Zum Chemmi us und niena an" durchs Kamin zum Dache hinausflog. Die Magd wartete und wartete, bis am Morgen die Frau den gleichen Weg durchs Kamin herab wohlbehalten wieder anlangte, den Besen in die Ecke stellte und in ihre Kammer ging. — „Wenn da nit ättes derhinder steckt, so weiß i nüd meh, das mueß i erdüüsla", dachte die Magd und begab sich nun auch zur Ruhe. — In einer Nacht, wo die Frau unwohl war und die Magd freie Hand hatte, holte auch sie das Büchslein hervor, öffnete es, nahm von der Salbe, und machte alles genau so, wie die Meisterin es gethan, nur rief sie: „Zum Chemmi us und überall an", und so geschah es denn auch; sie flog zwar auch durchs Kamin, aber überall an, so daß sie die Wände desselben überall rein fegte. Der Besen führte sie auf den Hexentanz auf Strela. Gegen Tagesanbruch stob dann alles wieder auseinander, und auch sie ritt wieder heim durchs Kamin herab, aber „überall an". — Eine gute Zeit war sie dann unwohl und gestand der Meisterin ihre Neugierde. Diese befragte sie weiters, worauf die Magd erzählte, wie es sonst so schön gewesen sei auf Strela, nur das Kaminfliegen habe ihr nicht gut gethan. Von da an teilten sich Frau und Magd schwesterlich in den Gebrauch der Salbe im Büchslein.

Der Hexentanz auf Schuders.

In Schuders war einmal ein Knabe, den seine Eltern, geizige Leute, nie zur Gesellschaft junger Leute lassen wollten.

Er ging dennoch eines Abends heimlich ins Nachbarhaus, wo es lustig herging. Man saß fröhlich bei einem Glase Wein, tanzte und war guter Dinge. Der Junge hatte seine Freude daran und wünschte, auch tanzen zu können. — Er verließ bald die Gesellschaft, denn er mußte gehen, um das Vieh zu füttern.

Während er so allein war, dachte er immer und immer wieder, wenn er doch nur auch tanzen könnte.

Eben war er im Begriffe, den Stall zu verlassen, so begegnete ihm unter der Thüre ein altes Männlein, das auf die Frage, wo es noch so spät hingehen wolle, sagte, daß es zu einem Tanze gehe, ob er auch mitkommen wolle?

„Das wäre mir schon recht, wenn ich nur dürfte und auch selber tanzen könnte."

„Komm nur mit, ich will es dir zeigen," erwiderte der Fremde, „du sollst der beste Tänzer und Geiger werden weit und breit."

Der Bursche nahm den Vorschlag freudig an, folgte dem Fremden und bald kamen sie zusammen an ein Dorngebüsch. Der Alte trat in dasselbe, der Junge folgte, und alsbald war kein Dorngebüsch mehr zu sehen, sondern sie befanden sich plötzlich in einem prächtigen, hellerleuchteten Saale.

Der Knabe wollte seinen Begleiter fragen, wie das so gekommen sei; nun aber war auch derselbe nicht mehr zu sehen, weshalb es dem guten Jungen anfing unheimlich zu werden im schönen Saal, und er wieder fortgehen wollte, aber da war nun selbst von Ausgangsthüren keine Spur mehr zu finden. — So blieb er, wohl oder übel und dachte: „Machst also mit, obschon du nichts kannst", fing an, für sich zu hüpfen, als die schöne Musik wieder anfing.

Da kam eine kleine geschmeidige Hexe auf ihn zugesprungen, die faßte ihn und da mußte er mit und war auf einmal ein Mustertänzer. — So tanzte er mit der geschwinden Hexe lange, lange, bis diese ihn zu einem Feuer führte, das großmächtig mitten im Saale brannte.

Dort nahm sie ein brennendes Scheit, gab es dem Jungen, löste einen Span von einem andern Scheite, gab ihm

auch den; dann rupfte sie ein langes Haar aus dem Kopfe und reichte ihm auch das. „Jetzt geige du, der andere ist müde.“ Der Junge setzte sein Scheit an; aus dem Span und dem Haare wurde der Geigenbogen, — er fing an zu spielen und spielte so schön und gut, noch besser als der andere.

So ging's eine lange Zeit, bis er vor Freude am Tanzen und Spielen umfiel und nicht mehr erwachte bis am hellen Morgen; da lag er inmitten des Dorngebüsches und konnte nicht heraus. Erst nach Langem gingen Leute vorbei, die ihn von den Dornen lösten. Er langte nach der Geige, die er in der Tasche hatte, um den Leuten eins von seiner Kunst zu zeigen; — statt der Geige zog er einen — Katzenschwanz hervor. — Das verwirrte ihn so, daß er von Stund an zeitweise irrsinnig wurde.

Die Alpmutter.

Ein Jäger ging im Spätherbst an einer Hütte der Alp Drusen vorbei und hörte in derselben ein ganz sonderbares Geräusch und Getümmel, wie wenn es noch Hochsommer und die Sennen vollauf beschäftigt wären. Die Neugierde lockte den Weidmann und er ging und guckte durch eine Kluft in die Alphütte hinein; er gewahrte in derselben die leibhaftige Alpmutter. Sie war ein altes, buckliges Weiblein, das, am Herde stehend, eifrig mit Kochen beschäftigt war. Rings um den Herd und die bucklige Köchin herum tanzte eine Schar kleiner Tiere, das eine ein Salzbüchschen, das andere eine Kochkelle, das dritte einen Seihwisch, alle etwelches Kochgerät in den Vorderpfoten haltend, ausgenommen eines, das leer tanzte und nichts in den Pfoten trug. Zu diesem kleinen Taugenichts wandte sich plötzlich das Weibchen und knurrte: „Du Hanschäsperle, choz' mer Schmalz!“ und siehe da, Hanschäsperle erbrach Schmalz in Hülle und Fülle.

Der Mord in der Schierser Alp.

Der Senn erschlug den Hirtenknab',
Er warf ihn über die Fluh hinab,
Ins tiefe Tobel, in die Schlucht,
Wo niemand den armen Knaben sucht;
Nur Raben umkrächzen die schreckliche Gruft,
Nur Raben kreisen in hoher Luft. —
Es flossen die Tage, die Jahre hin,
Der arme Knabe vergessen schien. —
Da zogen einst die Bauern zu Hauf
Zum „Meß" in die Alpe hinauf;
Sie saßen beim Imbiß, im Sonnenschein,
Da fiel hernieder ein Totenbein,
Die Raben brachten's aus tiefer Gruft,
Die Raben krächzten in hoher Luft.
Herumgeboten wird im Kreis
Das Bein, dem Sennen perlt der Schweiß,
Als er's berührt; denn Blut entfließt
Dem Bein, wie's seine Hand umschließt.
Und was er einst verübt allein,
Was er gesponnen hielt so fein,
Gestand er jetzt im Sonnenschein. —

Das Brautpaar von Stürvis.

Kennt ihr des Falknis Höhen
In Rhätiens Alpenland?
Die Winde mild umwehen
Die schroffe Felsenwand.

Dort oben, wo man findet
Noch eines Dorfes Spur,
War Stürvis einst gegründet
Auf einer Alpenflur.

Von dort erklingt die Kunde
Von einem holden Paar,
Das wohl zum schönsten Bunde
Durch Gott vermählet war.

Von Amors Pfeil getroffen
War Oswalds junges Herz;
Die Liebe läßt ihn hoffen,
Der Vater macht ihm Schmerz.

Denn die der Sohn erkoren,
Hatt' weder Geld noch Gut,
Und war verwaist geboren,
Das arme, junge Blut.

Doch, fängt es an zu dunkeln
Nach wonnigem Alpenglühn,
Wenn schweigend die Sterne funkeln,
Er eilt zu Elly hin.

Sie, schön, wie Hebe blühend,
Des Dorfes schönste Ros',
Gewährt ihm liebeglühend
Der Liebe selig Los.

Sie nützen Amors Rechte
Beim stillen Lampenschein,
Durchträumen holde Nächte
Im seligen Verein.

„Kann mir der Vater wehren,
Daß ich dich lieb', o Maid?
Auch Armut wird er ehren,
Sonst trüg ich Herzeleid."

Und so, in Lust und Sorgen,
Verschwand manch' selige Nacht
Und mancher selige Morgen
In rosiger Alpenpracht.

Drei Monde sind hin im Fluge;
Der Winter graust heran;
Die Wolken in dichtem Zuge
Ziehn gräulich den Berg hinan.

Schon dunkelt's auf den Höhen,
Es sinkt herab die Nacht;
Schneemassen wirbelnd drehen
Sich fort mit wilder Macht.

Doch vor dem Schnee geborgen,
Im Stübchen, arm und klein
Klagt seines Lieb in Sorgen:
„Wo bleibt der Liebste mein?

„Aus seinem teuren Munde
Das süße Wort mir klang:
Ich komm' zur elften Stunde,
Sei, Liebchen, dir nicht bang!

„Doch wenn der Vater grollte
Und wollte es mit Zwang,
Daß er nicht gehen sollte
Für mich den süßen Gang!

„Doch, eh' ihn dieser zwänge,
Zu brechen mir die Treu',
Er stürb' im Schlachtgedränge
Befreit von Todesscheu.

„O weh! dort ist geblieben
Der teure Vater mir:
Verlör ich meinen Lieben,
In Gram zerflöss' ich schier.

„O weh, o weh mir Armen!
Wenn ihn Verzweiflung trieb!
O Himmel, hab' Erbarmen,
Erbarm' dich meiner Lieb'!

„Bei Tag ich spinn' und singe,
Ich lach' und wein' um ihn;
Des Nachts ich betend ringe,
Ich arme Spinnerin!"

So sank sie tief in Kummer;
Da tönt's aus Sturm und Wind;
Bist, Liebchen, schon im Schlummer?
Mach auf, mach auf geschwind!

Und er, in stummem Harme,
In der Verzweiflung Schmerz,
Er schloß sie in die Arme
Und preßt sie an sein Herz.

Im Grame ohne Thränen
Und ohn' ein klagend Wort
Entwand er sich der Schönen,
Verließ den teuren Ort.

Und bei des Winters Strenge
Er stürmt' in wildem Drange
Auf Pfaden, jäh und enge
Hinab den Bergeshang.

Da steiget schon am Morgen
Der Vater in das Thal.
Er sucht den Sohn mit Sorgen
Und voll Gewissensqual.

Und kommt zu seinem Freunde,
Deß Haar war silberweiß;
Sie schlugen einst die Feinde,
Im Kampfe, schwer und heiß.

Und aus des Freundes Munde
Er hört von seinem Sohn
Die bitterliche Kunde
Des Werbers sei er schon,

„Bei Gott! du warst verblendet,
Zu wehren seiner Lieb':
Wer hat von dir gewendet
Im Feld den Todeshieb?

„Er ist für dich gestorben,
Die Waise blieb zurück;
Oswald hat drum geworben,
Und du zerbrachst ihr Glück!

„Mein Gott! — So will zur Stunde
Ich meinen Sohn befrei'n,
Und morgen sie zum Bunde
Der heil'gen Ehe weih'n."

Und in des Werbers Hause
Rauscht wilder Geigen Ton;
Rekruten sind beim Schmause;
Hier löset er den Sohn.

„Mein Herz, es war verblendet,
Zu wehren dir die Lieb':
Der einst von mir gewendet
Im Feld den Todeshieb,

„Der ist für mich gestorben,
Die Waise blieb zurück;
Um die hast du geworben,
Der Himmel geb' euch Glück!

„O laß mich eilends schreiten
Den Bergespfad voran,
Die Hochzeit zu bereiten;
Ich sag' es Elly an.

„Sich glücklich zu verbinden,
Dir werde sie getraut;
Schon morgen soll sich winden
Der Kranz für deine Braut.

„Du, lade hier noch Gäste
Zum Hochzeitsfeste ein,
Und kaufe dir das Beste,
Sie festlich zu erfreu'n.

„Doch, wenn sich Wolken zeigen
Dort an des Falknis Kron',
Dann eil', bergan zu steigen,
O eile dann, mein Sohn!

„Schon Mancher auf seinen Pfaden,
In stürmischer Wintersnacht
Entschlafen schwer beladen,
Ist nimmer aufgewacht.

„Und Liebchen hat's vernommen
In ihrer Sorg' und Klag',
Daß Oswald werde kommen
Zum nahen Hochzeitstag.

„O Mutter, ihm entgegen,
O laß mich ziehn in Eil'!"
„Mein Kind, auf diesen Wegen!
Sie sind verweht und steil.

„In dunkle Wolken hüllet
Sich dort des Falknis Kron';
Der Wettervogel schrillet,
Der Abend dämmert schon."

„Ach Mutter, möchte fliehen,
Wie wird mir weh und bang!
Laß mich entgegenziehen!
Wie zögert er so lang!"

„Ach Kind! die Sterne schwinden,
Schon wettert's gar zu sehr;
Du kannst den Weg nicht finden,
Die Nacht ist schwarz und schwer."

„Nicht länger kann ich weilen.
O Mutter, laß mich zieh'n;
Zu Oswald laß mich eilen,
Zu Oswald laß mich flieh'n!

„Ich leuchte ihm entgegen
Mit hellem Lampenschein;
Der mög ihm auf den Wegen
Ein sich'res Zeichen sein."

Und auf der Liebe Flügel,
Sie eilt in Sorg und Drang
Durch Schluchten und über Hügel
Hinan den Bergeshang.

Des Schne'es Wirbel sausen
Ihr wütend in's Angesicht,
Sie ruft ihn, und das Brausen
Des Sturmes löscht ihr Licht.

Der Pfade Spuren schwinden;
Es bleicht ihr holdes Bild:
Den Bräutigam zu finden,
Ist hier der Weg zu wild.

O weh! die Kniee sinken,
Sie sinkt an einen Stein;
Das Haupt in ihrer Linken
Ruht sie und schlummert ein.

Und als erwacht der Morgen
Den Höhen still und klar,
Das Dörflein sucht mit Sorgen
Das vielgeliebte Paar.

Da ruht im Todesschlummer
Er oben an dem Stein,
Und sie, befreit von Kummer,
Schläft unten hold und rein.

(Bündner Kalender 1861.)

Die Schatzhüterin von Fracstein.

Unweit vom Felsenbach, wo von der Prätigauer Landstraße ein Sträßchen nach Malans abzweigt, wanderte einst auf letzterem an einem dunklen Abend ein Bürger von Malans seinem heimatlichen Dorfe zu.

Plötzlich stand eine wunderschöne, weißgekleidete Jungfrau vor ihm und sagte zur großen Beruhigung des erschrockenen Mannes zu ihm, daß er sich vor ihr nicht zu fürchten habe; ihr Vater habe bei seinen Lebzeiten oft ungerechter Weise sich große Reichtümer erworben und dieselben im nahen Schlosse Fracstein vergraben; sie aber, die unschuldige Tochter, müsse als Sühne für des Vaters Verbrechen den Schatz hüten, bis sie erlöst und der Schatz gehoben werde. Wenn er sie erlösen wolle, so solle er heute um Mitternacht wieder auf dieser Stelle sein; statt ihrer werde aber eine gräuliche Schlange herkommen, die ihm Gefahr und Verderben drohe, mit einem Ring Schlüssel am Halse. Gelinge es ihm, ihr diesen Schlüsselring abzuziehen, so sei sie erlöst und er Besitzer aller Schätze, die sie bisher gehütet habe; wo nicht, so könne sie erst in hundert Jahren wieder erlöst werden, er aber sei dann auch verloren. Von der Begierde nach Reichtum, sowie von der anmutigen Erscheinung gefesselt und getrieben, versprach er, sich zu stellen und die Aufgabe zu lösen.

Gegen Mitternacht stand er richtig an der bezeichneten Stelle und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Mit dem letzten Glockenschlage der zwölften Stunde vernahm er ein Krachen und Poltern in den nahen Felsen und bald bewegte sich ein scheußliches, schnaubendes Ungetüm gegen ihn, einen Schlüsselbund am Halse tragend. Er bot allen seinen Mut auf, um sein Versprechen zu lösen, und hatte schon drei Mal den Schlüsselbund mit den Händen erfaßt, aber eben so oft ließ er ihn auch wieder los. Mit dumpfem Wutgebrüll stürzte sich jetzt das Ungetüm gegen den Bach hinunter und bald war wieder alles still und ruhig. Totenbleich wankte der Mann in sein Dorf zurück, erzählte dort das Vorgefallene und war schon am dritten Tage darauf eine Leiche.

IV.

Die Naturreiche im Spiegel des Aberglaubens.

Im allgemeinen hat sich der Aberglaube aller drei Reiche der Natur bemächtigt, wenn auch nicht in gleich intensiver Weise. Am meisten Widerstand leisteten doch wohl die harten Steine, d. h. die Mineralien, wogegen die lebendigen Wesen, nämlich die duftenden, farben- und formenreichen Pflanzen und die mit dem Menschen in Gutem oder Bösem stetsfort in Begegnung tretenden Tiere sich für die Gestaltung der Phantasie besser eigneten, derselben reichern Stoff boten.

Gleichwohl hat diese Zauberin bei uns im Prätigau auch das Mineralreich in den Bann gezogen. Vor allem mit dem so begehrten funkelnden Golde und dem ebenso reinlich glänzenden lieben Silber. D. Jecklins Sammlung „Volkstümliches aus Graubünden" enthält aus diesem Gebiete folgende Erzählungen:

Der Goldfund in der Alp Casanna.

Ein Mann aus Mezzaselva, namens Lemm, der eine Frau aus Fundey hatte, wollte einmal nach seiner Frauen Heimat reisen. Er ging nachts über den Berg und gewahrte in der Dunkelheit ein helles Lichtlein, das immer gleich groß und am gleichen Orte blieb; er ging auf dieses Lichtlein zu,

die Helle jedoch entströmte nur einem Steine. Es war Sommerszeit und gutes Wetter, weshalb er beim leuchtenden Gegenstande sich lagerte, um das merkwürdige Ding am Morgen näher sich anzusehen. — Am Morgen fand er diesen Stein nicht mehr und er ging verdrießlich weiter. In der Nähe, wo er geschlafen, war eine Rüfe, die er passieren mußte. Wie er diese überschreiten wollte, erblickte er in dem blauen Lehme ein gelbes, schönes Metall, er nahm davon mit sich und versuchte es zu schmelzen, verstund aber die Scheidekunst nicht. — Auf dem Rückwege lud er an derselben Stelle von diesem Metalle seinem Saumrosse eine Ladung auf und brachte seinen Fund einem Scheidekünstler in Feldkirch, der ihm 16 Philippstaler dafür gab. Die weitern Ladungen brachten immer erhöhte Bezahlungen ein, so daß Lemm bald ein Bauerngut kaufen konnte. Sein geheimnisvolles Treiben erregte aber Verdacht, seine Fundgrube wurde entdeckt; von da an verschwand der Schatz und dieser Verdienst hatte für ihn ein Ende.

Goldadern im Casanna-Gebirge.

Der Zusenne in der Casanna-Alp flüchtete in einem Ungewitter unter einen Felsen und wartete dort, bis der Regen vorüber war. In die Hütte zu seinen Kameraden zurückgekehrt, fanden diese etliche Tropfen massiven Goldes an seinem Hute kleben, welche, als er unter jenem Felsen gestanden, von oben herab auf seinen Hut getröpfelt waren. Die Höhle, wo er Schutz gefunden, war aber nicht mehr zu finden.

Auch hat ein armer Mann in selbiger Gegend eine Goldader gefunden, zwei Mal davon geholt und ist davon reich geworden. Als er nun das dritte Mal kam und noch mehr Gold haben wollte, konnte er seine Fundgrube unmöglich mehr finden. Als er dann traurig den Ort verließ, hörte er eine feine Stimme nachrufen: wenn er mit dem, was er bereits gefunden, gut umgehe, hätten er und seine Nachkommen alle genug.

Die verschüttete Silber-Grube.

Zum armen Manne Christian Casolf in Conters kam einmal ein Venediger und hieß ihn mit ins Gebirge kommen, wo er ihm in der Casanna-Alp eine Silberader zeigte, worauf sie zusammen wieder Conters zugingen. Am andern Tage nahmen sie noch einen Kameraden Casolfs mit und kamen auf die bezeichnete Stelle hinauf. — Sie gruben nun etliche Wochen strenge und hatten bereits eine so tiefe Grube, daß sie eine Leiter brauchten, hinab- oder heraufzusteigen und stießen auf ganz netten Silberkies. Als sie nun vermeinten, die Metalladern bald erreicht zu haben, ging der Venediger von den zwei andern weg, machte aber vorher noch einen Kreis um die Grube herum und sagte ihnen, an dem und dem Tage werde eine Weibsperson kommen und alle Gewalt anwenden, den Kreis zu überschreiten und in die Grube hinein zu schauen; das müßten sie aber um alles in der Welt verwehren, denn wenn das Weib nur einen einzigen Blick in die Grube zu werfen vermöge, werde all' ihre Arbeit verloren und umsonst gewesen sein. Der eine der beiden Männer hielt am bestimmten Tage Wache. Währenddem der andere die gefundene Silberader öffnen wollte, kam am Nachmittage das Weibsbild wirklich wie rasend gegen die Grube gelaufen, mit aufgelösten, fliegenden Haaren. Der Mann lief ihr entgegen, um sie aufzuhalten, war aber nicht geschwind genug. — Es gelang ihr, in den Kreis zu treten und in die Tiefe zu schauen. Der in der Grube hatte sie erblickt und erklomm, Unheil voraussehend, schnell die Leiter. Kaum hatte er aber die letzte Leitersprosse verlassen, so schloß unter gräßlichem Gekrach die Höhle sich, und weder deren Spur noch das Weibsbild sind je wieder gesehen worden.

Der fahrende Schüler in der Alp Casanna.

Bei Serneus steht ein altes zerfallenes Haus, das „Gmür“ genannt. Da wohnte einst ein Geißhirt, namens Flury. Zu dem kamen einst Venediger, als er im Lostobel die Geißen hütete. Sie gaben ihm eine zinnerne Kanne; die soll er an der und der Stelle so in die Erde graben, daß sie mit Quellwasser tropfenweise sich fülle, und einen hölzernen Schlägel, die Erde darüber zu klopfen, damit niemand das Gefäß sehe. Sei dies geschehen, so solle er den Schlägel an die nächste Tanne aufhängen und ihn nie aus den Augen verlieren; dann werde die Kanne mit Goldsand sich füllen. Sobald sie voll sei, soll er sie leeren und die Kanne werde so immer sich wieder füllen. Den Sand soll er ihnen nach Venedig schicken, sie würden ihn dafür reichlich belohnen. — Flury that das alles, selbst von der Kirche von Serneus aus blickte er nach dem an der Tanne aufgehängten Schlägel, und währenddem füllte die Kanne von selbst sich mit Gold. Er wurde durch die Venediger ein sehr reicher Mann und starb als solcher. Lange Zeit nachher fand man noch in den Trümmern seines Hauses dreikantige Goldstücke von fremdem Gepräge.

Darüber, wie die Sache in Wirklichkeit aussah und noch aussieht, sagt Theobald in den „Naturbildern“ (neu herausgegeben von Dr. Tarnuzzer) Folgendes:

„Die Kalkfelsen der Casanna sind Hauptdolomit, darunter liegen die verschiedenen Kalkschichten der Trias, roter Verrucano, eine Art Glimmerschiefer, endlich Gneiß und Granit. Die Triasbildungen sind wie überall in Bünden der Fundort verschiedener Erze: Fahlerz, Kupferkies, Schwefelkies, Eisenoxyd finden sich am Fuße der Casanna an den Mündungen der alten Gruben, große Stücke von sehr reinem silberhaltigem Bleiglanz in den Schutthalden, welche die Nordseite des Cotschna bedecken. Auch verschiedene ansehnliche Gipslager kommen

vor, nicht minder wichtig als jene metallischen Schätze, wenn man gelernt haben wird, das von der Natur Gebotene zu benutzen.

Gewiß ist, daß an der Casanna uralter Bergbau betrieben wurde, denn eine Menge Stollenmundlöcher öffnen sich am Fuße der Kalkwand; diese Arbeiten sind zu ansehnlich zu bloßen Versuchsbauten; was man aber eigentlich grub, ist weniger bekannt, hauptsächlich waren es Eisen und Blei."

Auch im Stürviser Thälchen soll, wie wenigstens die Sage erzählt, Bergbau versucht worden sein und ebenfalls ein „Venetianer" Schätze gegraben haben.

Wenige Gebilde des Aberglaubens sind uns auch aus der Pflanzenwelt bekannt. Gewisse Kräuter, wie z. B. Allemannsharnischwurz, haben hier wie anderswo wunderbare Kraft und Wirkung. Sie gehören nicht ins Gebiet des medizinischen Aberglaubens, nach welchem dieser oder jener Pflanze mit Unrecht oder in übertriebener Weise natürliche Heilkraft zugeschrieben wird, sondern sie stehen im Banne des Zaubers, denselben übend oder ihm wehrend, oder auch ihm erliegend. Letzteres passierte bekanntlich dem Cyprian.

Der Zauber ging von der Davoser Totalp aus. Der Aberglaube konnte sich mit dem toten Serpentinstein nicht begnügen und es nicht ruhig hinnehmen, daß diese schönen Bodenformationen, diese Ebenen, Mulden und mählig ansteigenden Hänge nicht wie der anstoßende, überaus liebliche Parsennerberg Kräuter, Gras und Blumen tragen sollen. Einmal mußten sie das gethan haben. War auch wirklich so. Die Gegend war die schönste und fruchtbarste Alp weit und breit, üppig bewachsen mit den besten und milchreichsten Gräsern und Kräutern, die es in den Alpen überhaupt gab, nämlich mit Cyprian, Mutterna und Riz.

Solches Weidefutter erzeugte so viel Milch, daß die Kühe täglich drei Mal gemolken werden mußten. Viel Milch, viel

Arbeit, und da die Sennerin lieber ein bequemes Leben geführt hätte und eine Hexe, wenn auch eine schöne, junge, aber eben doch eine Hexe war, so rief sie eines Abends statt des Alpsegens den bösen Spruch über die Alp:

„Nämm der Tüfel über Gred und Spitz
Cyprian, Mutterna und Riz!"

Ein alter Mann, der dies hörte, setzte dem Fluch das Segenswort entgegen:

„G,sägener Gott Mutterna und Riz
Ueber all Gared und Spitz."

Den Cyprian hatte er vergessen, weshalb derselbe jetzt nur als totes Gras mehr wächst und wahrscheinlich aus diesem Grunde, als Thee genossen, auch so thranig-bitter schmeckt. — Ganz ins Gebiet der Sage verwiesen werden muß auch noch

Das Arcanum gegen die Pest.

Zur Zeit, als die Pest unter dem Namen „der schwarze Tod" in Graubünden grassierte und unzählige Opfer forderte, so daß ganze Höfe ausstarben, machte man die Beobachtung, daß kein einziges Fänggen-Männlein oder -Weiblein von der Seuche hingerafft wurde, und kam zum Schlusse, daß dieselben ein Geheimmittel dagegen besitzen müßten. Ein Bauer wußte endlich mit List dieses Geheimmittel aus einem Fänggenmännlein herauszukriegen. Dasselbe zeigte sich oft auf einem großen Steine, der in der Mitte eine bedeutende Vertiefung hatte. Der Bauer, dem dieses Lieblingsplätzlein des Fänggen wohl bekannt war, ging hin und füllte die Höhlung des Steines mit gutem Veltlinerweine und verbarg sich dann in der Nähe. Nach einer Weile kam das Männlein zu seinem Lieblingssteine und blickte ganz verdutzt drein, als er die Höhlung desselben mit dem funkelnden Naß angefüllt fand. Es bückte sich dann mehrmals mit dem Näschen über den Wein,

hob dann wieder den Kopf, um wenigstens vom Geruche sich zu laben, winkte aber mit dem Zeigefingerlein und rief: „Nei, nei, du überchust mi nid." Endlich einmal, als es sich ganz nahe über den Wein gebeugt hatte, blieb ein Tröpfchen desselben am Schnäuzchen hängen; das Männlein leckte mit der Zunge dieses Tröpfchen ab. Da stieg die Begierde und es sagte zu sich selbst: „Ei, mit dem Finger tunken darfst du schon." Gesagt, gethan; es leckte das Fingerlein wohl hundert Mal ab, wurde dabei immer lustiger und fing nachgerade an, allerlei Zeugs vor sich hin zu schwatzen. Da trat der Bauer wie zufällig herbei und fragte das Männlein, was gut sei gegen die Pest. „Ich weiß es wohl," sagte das Männlein, „Eberwurz und Bibernella — aber das sag ich dir noch lange nicht." — Jetzt war der Bauer schon zufrieden und nach dem Gebrauche von Eberwurz und Bibernella starb niemand mehr an der Pest.

* * *

Mit ganz andern Augen wurde früher die Tierwelt angeschaut als heutzutage. Was wir hier anführen können, sind zum Teil ganz verfallene, zum Teil im Verfall begriffene und dem jüngern Geschlecht kaum mehr bekannte Reste alten Glaubens, deren künstliche Auffrischung nur ein kulturhistorisches Interesse hat.

Wir haben da zweierlei zu unterscheiden, nämlich einerseits die Annahme von in der Wirklichkeit gar nicht vorhandenen Geschöpfen und anderseits fabelhafte Eigenschaften, welche man faktisch vorhandenen Tieren andichtete. In die erste Kategorie fällt der Basilisk, dessen Name sprichwörtlich noch viel genannt wird, z. B. „ein Gesicht schneiden wie ein Basilisk". Merkwürdig ist seine Herkunft. Wenn ein Hahn sieben Jahre alt ist, so legt er ein Ei, welches von einer Schlange ausgebrütet wird. Das Produkt ist eben der Basi-

l sk, welcher deshalb auch die Gestalt der Schlange und des Huhns in sich vereinigt; von jener hat er den Schweif, von diesem die Flügel nebst Kamm. Er ist ein böses Tier, denn er verscheucht alle lebendigen Wesen aus seiner Nähe, versengt jeden Pflanzenwuchs, zerbricht Felsen und sein bloßer Hauch ist im stande, sowohl Menschen als Tiere zu töten. Natürlich sind solche Untiere nicht lokale Erscheinungen und es melden denn auch die Chronisten, daß eines an dem und jenem Orte zur Welt gekommen sei; im Jahre 1747 z. B. legte ein elfjähriger Hahn in Basel ein Ei und wurde zur Strafe dafür am 4. August des nämlichen Jahres enthauptet und nebst zwei andern noch in seinem Leibe befindlichen Eiern durch den Henker verbrannt. (Karl Meyer: „Der Aberglaube des Mittelalters.) Hierher gehört die Geschichte vom

Hahnenei in Seewis.

Um das Jahr 1730 hatte der Jann Fausch, der auf dem Stutze bei Seewis wohnte, einen großen, kohlenschwarzen Hahn.

Dieser Hahn hatte im Hennenstalle ein Ei gelegt und brütete dasselbe in einem Winkel, den Hausleuten, welche sämtlich einfältige Leute waren, unvermerkt, ziemlich lange.

Endlich, als einmal der Hennenstall ausgemistet werden sollte und der Hahn gewaltsam aus seinem Winkel herausgerissen werden mußte, fanden sie erst das Ei unter ihm. Dasselbe war jedoch viel größer, als ein Hennenei, kugelrund, ganz grau, mit blauen Tupfen.

Der Hahn wollte durchaus auf sein Ei zurück, aber die Weibspersonen im Hause, Mutter und Töchter, verwehrten ihm das.

Das erboste Tier kratzte furchtbar um sich und hackte ganz mutig mit seinem spitzen Schnabel drein.

In diesem Kampfe zwischen Hahn und Weibern rollte das Ei aus dem Hennenstalle hervor, fiel auf den Boden und bekam einen Riß. Es floß ein klein wenig aus dem Ei, das

verbreitete aber einen abscheulichen Gestank, der dann kaum nach Wochen zu vertreiben war.

Dieses Ei nahmen sie auf eine Kehrichtschaufel, trugen es vorsichtig hinter den Stall und zerbrachen es mit der Schaufel. — Sie fanden, daß ein Wurm darin gewesen, fingerslang, kohlschwarz, welcher, wiewohl sie mit der Schaufel ihn zerstückelten, in Stücken noch sich krümmte.

Nachdem der Jann Fausch heimgekehrt und die sonderbare Begebenheit vernahm, drehte er dem Hahn sogleich den Hals um, denn aus diesem Ei, welches eben nur ein schwarzer siebenjähriger Hahn legt und ausbrütet, wäre ein Basilisk ausgeschlüpft.

* * *

Noch interessanter als die der Mythologie des Altertums entlehnten Fabeltiere sind diejenigen Fälle, in welchen wirklich vorhandenen und genau bekannten Tieren, sogar Haustieren, die fabelhaftesten Dinge zugetraut und angedichtet werden; doch treten hier die zahmen, von Pflanzenkost lebenden Haustiere, mit Ausnahme des tief in den Hexen- und Teufelsglauben verflochtenen Ziegenbockes und der Katze, in den Hintergrund.

Nur teilweise ins Gebiet des Aberglaubens fällt die sich zum Teil zähe erhaltene Annahme, daß eine Menge Tiere, deren Unschuld diesfalls wissenschaftlich längst festgestellt ist, giftig seien. Das sind in erster Linie natürlich die Schlangen, hinsichtlich deren Gefährlichkeit ein Unterschied zwischen den existierenden nicht gemacht wurde. Faktisch geschieht dies, nebenbei bemerkt, auch jetzt noch nicht, sondern wer eine sieht und sich ihr nähern darf, schlägt sie nach Brehm'schem Rezept tot, mag es nun eine Viper oder, was das Gewöhnlichste ist, eine Natter sein. Dabei richtet die Dialektbenennung etwelche Konfusion an. Da, wo nämlich ein Unterschied gemacht wird, unterscheidet der Dialekt zwischen gewöhnlichen

Schlangen, die man einfach bleiben läßt, was sie sein mögen, und den unter allen Umständen giftigen „Natern" oder „Yperen". Diese Unterscheidung ist bekanntlich dann richtig, wenn unter den letztern Ottern oder Vipern (zweifache Bezeichnung für eins und dasselbe) verstanden und sie den nichtgiftigen Nattern gegenübergestellt werden.

Hier erscheint nun aber wieder ein fabelhaftes Tier, das eigentlich neben dem Basilisken Platz nehmen müßte, nämlich die weiße Schlange. Sie ist ein seltenes, aber dämonisches Tier. Gewisse Leute können die Schlangen „bannen", d. h. durch Zauberspruch bewirken, daß diese Würmer aus einem bestimmten Gebiete zusammenkriechen und irgendwo nach Direktion in ihr Verderben rennen, z. B. in ein Feuer. Ein solcher Künstler erschien einmal in dem schlangenreichen Schlappinerthal und begann auf dem Hintersäß seinen Zauber, nachdem ihm die Alpknechte auf Befragen hin gesagt hatten, daß sie niemals eine weiße gesehen haben. Richtig kamen die unheimlichen Würmer stromweise daher und wurden in ein Feuer dirigiert, in dem sie schrecklich zischend und pfauchend verendeten. Endlich schoß aber hoch im Bogen auch eine weiße Schlange auf die Stelle, worauf der Zauberer totenbleich wurde und jammerte, daß er nun verloren sei. Er war es auch in der That, denn die Schlange und ihre letzten Begleiterinnen schleißten ihn kahl wie eine im Vollsaft stehende junge Tanne. Eine andere Fähigkeit der weißen Schlangen ist auch die, einen Menschen wie einen abgeschossenen Pfeil zu durchfahren.

Etwas geholfen scheint das Bannen aber doch zu haben, denn innerhalb des von Garneira herunterschäumenden „Schreienden Baches" kommen seither auf der rechten Thalseite keine Schlangen mehr vor.

Im Prätigau wie anderswo gibt es ferner kronentragende Schlangenköniginnen. Wenn sie baden wollen, legen sie zuvor ihr Krönlein unter einen Stein; glücklich derjenige, der es in-

zwischen findet. In gleicher Weise entäußern sich die Schlangen zeitweilig auch des Giftes und müssen sterben, wenn sie es nicht wieder finden. Gift scheint mithin ihr Lebenselement zu sein, was man ja bekanntlich auch von gewissen Personen behauptet. — Eine besondere Spezies von Schlangen sind ferner diejenigen mit 2 bis 4 Beinen.

Auf einer merkwürdigen Belehrung muß es auch beruht haben, daß ein Jugendkamerad, wenn er als Knabe neben mir in dem Laubwäldchen Gallimons (ob Luzein) das Vieh hütete, .das Wort Schlangen nur mit Sch. andeuten durfte, aus Furcht, es könnten sonst welche erscheinen und uns Schwierigkeiten machen.

Um nun im weitern von den giftigen Tieren zu reden, so gehören dazu außer den Schlangen die Kröte, die Spitzmaus und merkwürdiger Weise das Wiesel, welches zudem mit den weißen Schlangen die Untugend gemein hat, daß es, von Menschen stark erzürnt, dieselben durchschießt. An andern Orten erstreckt sich diese vervehmte Klasse auch auf den gefleckten Salamander, der aber bei uns überhaupt nicht vorkommt. Hinsichtlich der Kröte gilt im übrigen die alte Mahnung, dieselbe zu schonen, z. B. beim Mähen; andernfalls passiert irgend ein Unheil.

Zahlreiche Vorstellungen knüpfen sich an den Fuchs, teils unheimliche, teils mehr drollige. Das Allgemeinste ist, daß so häufig die Hexen seine Gestalt oder diejenige der Katze annehmen. Geschichten darüber werden in Menge erzählt. Das schleichende, mitunter aber auch satanmäßig freche Auftreten dieser überall und zu allen Zeiten und Unzeiten erscheinenden Tiere hat ihnen wohl zu dem Rufe verholfen, daß der Teufel und seine Kreaturen sich ihrer als Maske bedienen. Früher würde man zwar dem entgegengehalten haben, daß man diese Unglücksgeschöpfe vielmal in Flagranti oder doch unter der Last schwerster Indizien ertappt habe, z. B. da, wo

der Mann einem am frühen Morgen immer vor ihm hergehenden Fuchs das vordere rechte Bein abgeschlagen hatte, am Abend zu Hause sein liebes Weib mit gebrochenem rechtem Arm antraf (in einem andern Falle hatte die Zeichnung im Abschneiden eines Ohres bestanden), oder da, wo ein vom Alpdrücken („Doggitrücken") Geplagter schließlich eine Katze von seiner Brust und zum Fenster hinausspringen sah; in solchen Fällen war ja der Zusammenhang evident bewiesen. Wir wollen da zwei Erzählungen folgen lassen:

Der Jäger in Nöten.

Ein Jäger J. M. von Klosters hatte die Gewohnheit, im Gespräche häufig den Ausdruck: „J! daß dich die Hexen ritten!" zu gebrauchen. Einmal war er auf dem Fuchsstande. Da kam ein Fuchs in Schußweite, den er schoß; gleich darauf ein zweiter, den er auch schoß, und so ging es fort, bis er kein Pulver mehr hatte, aber desto mehr Füchse, so daß er kaum im stande war, alle heimzutragen. Er band ihnen jägergemäß die Hinterfüße zusammen und hängte sie an das Gewehr. — Es däuchte aber den guten Jäger, daß die Füchse, die er heimzutragen bekommen, immer schwerer und schwerer würden, und doch wollte er keinen derselben zurücklassen. — Als er sich dem Hause näherte, sprang einer mit den Worten: „J! daß dich die Hexen ritten!" vom Gewehre herab und lief davon. — So machten es alle Füchse hintereinander, immer das Gleiche wiederholend; und so ging es fort, bis der letzte ihm auf den Buckel sprang und mit dem gleichen Ausrufe ihn tüchtig in die Ohren biß, dann herabsprang und ebenfalls verschwand.

Die verhexte Dame.

Ein Bursche von Klosters ging eines Morgens vor Tagesanbruch in die Alp; da traf er unterwegs, auf dem Pardenner-

boden hinter Klosters, einen an einer Tanne angebundenen Fuchs, den er von seiner Haft befreite. — Nach Jahr und Tag ging dieser Bursche in niederländische Militärdienste. — Eines Morgens wurde er in der großen Stadt, in der er diente, in ein Haus gerufen, wo man ihn in ein prachtvolles, reich möbliertes Zimmer führte und sehr gut bewirtete. Das alles geschah auf Geheiß einer hochgestellten Dame, die sich mit ihm freundlich unterhielt und ihn fragte, ob er sie nicht kenne. Als er solches verneinte, fragte sie ihn weiter, ob er sich denn jenes Fuchses auf dem Pardennerboden nicht mehr erinnere. Der sei sie gewesen. Der böse Geist habe sie nämlich zu guter Letzt wegen Verspätung zum Hexentanze angebunden, um sie zu peitschen. So sei sie dann aber durch ihn (den Burschen) der Haft entlassen worden und der Strafe entgangen.

* * *

Gewisse ergötzliche Geschichten vom Fuchs sind eine Weiterbildung der Schlauheit dieses Tieres. Hieher gehört namentlich der Glaube, der Fuchs stelle sich, wenn er hungrig sei, tot und halte den Atem so lange zurück, bis die Vögel, in der Meinung, ein Aas gefunden zu haben, sich auf ihn niederlassen; oder er nehme, wenn ihn die Flöhe übermäßig plagen, ein Bündel Heu in die Schnauze, steige dann rücklings ins Wasser und lasse das Heu, sobald die Flöhe sich von seinem Balg in jenes zurückgezogen hätten, ins Wasser fallen; oder er benutze seinen Schwanz, um Krebse zu fangen.

Schon lange ist es her, seitdem es bei uns Wölfe gegeben hat. Man begreift schon, daß diese sich u. a. auch gut als Hexengestalt eigneten. Ein solcher Fall passierte einmal in meiner Heimatgemeinde. Das war die Geschichte von der

Hexe in Wolfsgestalt.

In der Gegend von Luzein schreckte einmal ein Wolf Herde und Hirten und verirrte die Leute auf mancherlei Weise.

Er fürchtete nicht nur die Verfolgung der Jäger nicht, gegenteils schien er sie noch mehr dazu anzufeuern, wohl wissend, daß sie ihm nichts anhaben konnten. Waren die Jäger ihm nahe gekommen und im Begriffe, Feuer zu geben, so kehrte er sich nur um und schaute ganz ruhig zu, wie das Pulver auf der Zündpfanne verpuffte; kein Schuß, für ihn bestimmt, wollte losgehen, und lange dauerte die vergebliche Jagd auf den Wolf. — Da kam ein Tyroler; ihm zeigte ein Mann, der dem Wolfe oft vergebens nachgestellt hatte, sein Gewehr, klagte ihm das Aergernis und war der Meinung, seine Flinte tauge nichts. Der Tyroler, ein Meister im „Verstellen", „Nestelknüpfen" und anderem mehr, besichtigte das Geschoß. Dann sagte er: „Der Flinte fehlt nix, nur der Schuß ist verstellt", zog den alten Schuß aus, ließ sich drei Gerstenkörner geben, lud dieselben mit dem Pulver und ermahnte den Jäger, wenn er den Wolf wieder sehe, möglichst gut zu zielen, dann aber beim Losdrücken der Flinte dieselbe nicht zu nahe an den Leib zu halten, denn der Schuß werde diesmal stark losgehen. — Richtig kam der Wolf wieder, der Jäger legte an und drückte los. Das Feuer war von so starker Wirkung, daß es dem guten Manne doch eine „grausame Täsche" gab und das Flintenschloß wegsprengte. Am Morgen darauf ging er hin, wo der Wolf gestanden hatte und fand im Schnee einen Büschel Menschenhaare und etliche Tropfen Blut, auch die Wolfsspuren, die er dann bis nach Pany hinauf verfolgte. Dort war seit längerer Zeit ein altes Weib ansässig, die im Ansehen einer Hexe stand; die suchte er auf und fand sie krank im Bette, mit verbundenem Gesichte. Wie sie ihn kommen sah, verführte sie solchen Lärm und solches Gejammer, daß dem Jäger „wind und weh" wurde und er froh war, aus ihrer Nähe wieder wegzukommen; aber seit der Zeit ist auch der Wolf nicht mehr erschienen.

* * *

Eine spezifische Funktion hat der Aberglauben den Puddelhunden zugewiesen; sie sind nämlich die Hüter verborgener Schätze und gehören als solche eigentlich der Märchenwelt an. Die Schätze ruhen gewöhnlich in einer alten Ruine, wohlverwahrt in einem Koffer, auf welchem der Hüter mit dem Schlüssel im Maul sitzt, zuweilen mit einem ganzen Schlüsselbund, je nach dem Reichtum der Schätze und den dafür benötigten Lokalitäten. Da kann man nur in schwarzer Mitternacht hinkommen und das Erlösungswerk versuchen. Ist's ein weißer Puddel, so weiß man, daß man es mit einem guten Geist zu thun hat und darf sich ihm daher eher nahen, womit aber gleichwohl nicht gesagt ist, daß man nun ohne weiteres die Schlüssel bekommt. Aber einem schwarzen Puddel gegenüber! Seine rollenden, glühenden Augen signalisieren äußerlich schon den böse n Geist; für den braucht es kräftige Zauberformeln. Es wurde mehrmals versucht, diese Bestien zu bannen, über die Erfolge ist aber nie viel in die Oeffentlichkeit gedrungen. Hie und da Einer mag schließlich, nachdem Tröge und Fleischgemach geleert waren, gewünscht haben: O, hätt ich niemals ihn gesch'n. Den Kapuziner nämlich, oder einen andern Geisterbanner. — Mehr als recht ist es mit den „sechsspörrigen" Hunden. Die nimmt man mit sich, um der Macht böser Geister nicht zu verfallen. (Vergl. „Der Melchstuhl".)

Eine passive Rolle war in einem bestimmten Falle den Gemsen zugeschrieben. In Buchen lebte irgendwann in diesem Jahrhundert ein Gemsjäger, der auf der Jagd immer Glück hatte. Die Leute, vielleicht etwa einzelne Kollegen — erklärten sich das so, daß sein Schwiegervater — gewesener Landammann des Gerichtes Castels-Luzein — der als Hexenmeister galt, ihm die Gemsen stelle und zum Schuß halte.

Am wenigsten sollte man meinen, würde das liebe Rindvieh in das Buch vom Aberglauben kommen, und doch hat

es auf diesem Gebiete immer eine große Rolle gespielt. Wie es sich mit den zwei Kühen in einer Kette verhält, ist schon oben erzählt worden. Dann die Geschichte da mit dem „Grüebjibutz" in Partnun; das war meines Wissens so: Ein pflichtvergessener Hirt steckte einem Rind, das er nicht leiden mochte, ein vorderes Bein in den Schellriemen und sprengte es dann in den See hinein, in dem es natürlich ertrank. Dafür muß er nun, wie recht und billig, geisten. Um aber dabei den Leuten auch etwas zu nützen, vertritt er auf diesem Posten den Herrn Billwiler. Sein jeweiliges Auftreten verkündet nämlich immer ganz wüstes Wetter mit Windsgeheul und Schnee.

Recht eigentümlich verlief eine in der Alp Bawig (hinter Furna liegend, der Gemeinde Zizers gehörend) an einem Rind vorgenommene Operation. Ein Mann hatte in der Alp ein Rind verloren, fand es aber bald wieder. Es war Nacht geworden und er suchte Unterkunft in der Hütte, für sich und sein Rind.

Kaum hatte er aber eine Weile geschlafen, so wurde er durch ein Geräusch geweckt, und da erblickte er zwei Männer, welche, ohne den Besitzer des Rindes zu fragen, dasselbe schlachteten, dann ein Feuer anmachten, um einen Teil des Fleisches am Spieße zu rösten.

Die zwei Fremden rösteten und aßen, bis sie das ganze Rind aufgezehrt hatten. Nur ein ganz kleines Stückchen davon bot einer dem Beobachter hin, der nahm und aß es.

Als sie fertig waren mit der Mahlzeit, nahmen sie die Knochen und wickelten selbige in die Haut ein mit den Worten: „Stehe auf und sei, was Du gewesen bist, aber in einem Jahre sollst Du kommen und in dieser Alp den Tod finden."

Das Rind stand wieder auf und war wie vorher — es fehlte ihm nur das kleine Stücklein Fleisch, das der Eigentümer selbst gegessen hatte.

Im folgenden Jahre kam das Rind wieder zur Alp, und es erging ihm wirklich so, wie die zwei Männer vorausgesagt hatten.

Als Knabe habe ich sodann erzählen gehört, es sei diesem oder jenem begegnet, daß ein Kuhbauch am Wege gelegen und dann auf einmal in gespenstiger Weise den Hang hinuntergerollt sei. Was es aber damit für eine weitere Bewandtnis hatte, weiß ich nicht mehr, habe es vielleicht überhaupt nie gewußt.

Wie in den meisten andern Fällen spielen Kuh und Rind natürlich auch da eine passive Rolle, wo sie durch Verhexung krank gemacht worden sind. Hiergegen wird dann mit Erfolg das „Windbrechen" angewendet; nebenbei bemerkt auch bei Menschen.

Selbst das edle Pferd ist nicht leer ausgegangen. Hie und da hatte man mit den Geistern seine liebe Not. Kaum war so ein alter Sünder gestorben und begraben, so wurde er auch alsogleich zum Strafkurs einberufen und spukte in Haus und Hof herum. Da dies den Hinterbliebenen natürlich lästig war, so mußten sie sich bemühen, den Gast „aus dem Haus zu bringen", d. h. zu translozieren. Zu diesem Zwecke nahm man gewöhnlich die Kapuziner von Mastrils und Zizers, welche auch jederzeit bereitwilligst entsprochen haben sollen. Da wurde nun zuweilen der Geist in Roßgestalt transportiert, resp. durchs Prätigau herausgeführt. Wenn man des Nachts zwei Kapuziner mit einem Roß in der Mitte daher schreiten sah, so wußte man ohne weiteres, was das zu bedeuten hatte und legte sich sofort zurecht, welchen Jüngstverstorbenen sie da zwischen ihnen hatten.

Um über die Säugetiere noch eine Bemerkung zu machen, so ist es nicht gleichgültig, ob beim ersten Ausgang am Morgen ein Hase oder ein Eichhörnchen vor einem quer über den Weg springt; dagen weiß ich nicht mehr, welches das Bessere ist.

Unter den Vögeln spielen namentlich die Eulen und einige Angehörige des Rabengeschlechtes eine ungemütliche Rolle. Dieses in einsamer Landschaft die nächtliche Stille unterbrechende Geschrei und das von der auffliegenden Eule verur-

sachte Krachen im Geäste kam den Leuten unheimlich vor und sie konnten diesen lichtscheuen Tieren nichts Gutes zutrauen. Das Schlimmste war das Erscheinen eines solchen Vogels zur Nachtzeit bei einem Hause, in dem ein Kranker lag; der „Totenvogel" zeigte an, daß die Uhr des Leidenden die letzte Stunde geschlagen habe. Dieser Glaube mag dadurch aufgekommen sein, daß das Totenkäuzchen sich gelegentlich vom Licht anziehen läßt und ein solches in tiefer Nacht nur etwa bei einer Krankenstube trifft.

In ähnlicher Weise unwillkommene Sendboten sind die Raben, denn wenn sie irgendwo in der Nähe eines bäuerlichen Gehöftes krächzend auftreten, so fürchtet der Besitzer, daß ihm Vieh umstehe. In Gestalt von Raben und Elstern treten zuweilen auch Hexen und Dämonen auf, wie folgendes Geschichtlein beweist:

Ein Klosterser hatte ein geheimnisvolles Buch, mit Hülfe dessen er der schwarzen Kunst teilhaftig wurde. — Als er einmal in der Kirche war, gerieten Buben über dieses Buch und lasen die Zauberformeln. Im Nu flogen eine Schar Raben und Elstern um das Haus herum und krächzten fürchterlich. Zu gleicher Zeit wurde es dem Manne während der Predigt ganz unheimlich zu Mute, und, Unheil ahnend, eilte er aus der Kirche weg, heim. — Er kam noch zu rechter Zeit, großes Unglück zu verhüten, jagte die bösen Buben fort, las die verhängnisvolle Stelle im Buche, so weit die Buben sie gelesen, wieder rückwärts, und das unheilbringende Geflügel suchte das Weite.

Der Teufel und seine Kreaturen stecken sich selbst in die Gestalt der so braven Henne, wie die Geschichte von den Köpflerboden Riesen beweist. Teufelsblenderei sodann war es, daß einmal ein Hahn in Grüsch einige Blöcker durchs Dorf zog, die sich in Wirklichkeit aber nur als Heuhalme herausstellten. An anderen Orten hüten schwarze Hennen

vergrabene Schätze u. s. w. Eine Hausfrau in Monbiel hatte eine Schar Hennen, die täglich Eier legten und ihr dadurch große Freude machten. Auf einmal geschah es aber, daß die Hausmutter keines einzigen Eies mehr ansichtig werden konnte, und doch mußten sie schön gelegt haben, weil sie täglich „gaxeten". In bitterm Verdrusse ergriff dann einmal die gute Frau eine Henne, die eben gaxete und warf sie in den Ofen hinein. Kaum hatte sie das gethan, so stand ein Weiblein in verbrannter Juppe neben ihr in der Küche, das sich dann eilig davon machte. — Das Weiblein war eine Hexe, und von der Zeit an haben die Hennen der Frau nicht mehr „verlegt".

Nur Gutes ist von den Schwalben bekannt. Wo aber in einem Hause Zank und Streit walten, wo böse Menschen wohnen, da verlassen sie die Stelle. Ein aus diesem oder einem andern Grunde verlassenes Haus bleibt bis bessere Menschen einziehen ein Haus des Unsegens.

Ein willkommener, gern gehörter und gesehener Geselle ist allezeit der Kuckuck. An andern Orten wird erzählt, daß sein Ruf dem Hörer die Zahl der noch folgenden Lebensjahre anzeige. Ich habe das im Prätigau nie gehört, dagegen wurde gesagt, wer beim jeweiligen ersten Hören des Rufes Geld im Sack habe, bei dem gehe dieser Stoff während des ganzen Jahres nimmer aus. Es wird sich also empfehlen, zur Zeit, wenn Laub und Gras sprießen, das Feuer im Geldbeutel nicht ausgehen zu lassen. — Auf richtiger Beobachtung mag der Satz beruhen, es solle der Kuckuck nicht eher kommen, als bis er sich im Laub verstecken könne. Man hat eben nicht gerne, wenn die Frühlingsboten zu früh erscheinen. — Vom Kuckuck sagte man sodann früher und glaubt es zum Teil vielleicht noch heute, er lege ein Ei in ein Rotkelchennest, der auszubrütende Vogel werde aber nicht ein Kuckuck, sondern ein Geier, der sog. „Röteligeier". Wir haben es da mit einer Vermischung von richtiger und falscher Beobachtung zu thun.

Mit den Insekten hat sich bei uns der Aberglaube sehr wenig beschäftigt; mir ist nur die folgende Erzählung bekannt:

Hat ein Mann eine Hexe zur Frau, so bemerkt er dies daran, daß aus dem Munde derselben zu gewissen Zeiten eine Wespe oder eine Biene fliegt, nach einer Zeit aber wieder durch den Mund in den Körper zurückkehrt. Das ist ihr Geist, der in dieser Gestalt zu nächtlicher Gesellschaft auszieht; der Körper befindet sich während dieser Zeit in einem letargischen Zustande. Daran erkannte auch einer in Fanas, daß seine Frau eine Hexe sei. Er machte, nachdem die Wespe ausgeflogen war, das Fensterlädeli zu und sperrte so den Geist der Frau aus, der, am Morgen wiederkehrend, Einlaß verlangte. Der ergrimmte Eheherr hielt das Lädeli fest zu; der Geist verschwand endlich unter gräßlichem Gesumme, und — am Morgen war die verhexte Frau tot.

An andern Orten verwies man Käfer und dergleichen lästige Geschöpfe in das Reich des Teufels. Zu einer Zeit, in welcher das Prätigau noch zum Bistum Chur gehörte, wurden in letzterem Käfer, welche Bäume und Felder arg zugerichtet hatten, vor Gericht geladen und, da sie natürlich nicht erschienen, durch einen Advokaten vertreten; schließlich wurde ihnen ein bestimmtes Stück Land angewiesen, auf welchem sie ihre Nahrung fortan sollten suchen können (C. Meyer: „Der Aberglaube des Mittelalters"). Wer für die Exekution dieses Richterspruches sorgte, weiß ich nicht.

Schließlich sei noch des „wütenden Heeres" Erwähnung gethan, jenes Dämonenzuges, welcher mit der denkbar unheimlichsten Katzenmusik nächtlich die Lüfte durchfährt. Ein Mädchen erzählte mir einmal, sie hätte das selbst gehört, was ich damals halbwegs glaubte — es muß aber lange her sein.

Ja, und immer länger! denn unser Heimatland erscheint doch unendlich schöner im Spiegel freier, liebender Beobachtung als in demjenigen des geängstigten Geistes und Gemütes.

V.

Ueber Waldverhältnisse.

(Nach der von Herrn Hauptm. U. Obrecht im 28. Jahrgang des Jahrbuches des S. A. C. veröffentlichten Arbeit.)

Der Wald repräsentiert neben den Wiesen und Weiden den Hauptreichtum des Kantons Graubünden und ganz besonders unseres Thales. Die Waldungen gehören größtenteils den Gemeinden; Private haben im Verhältnis des Gesamtareals wenig Waldbesitz. Leider wird der Wald nicht überall rationell bewirtschaftet; wie sich die Schuld daran auf mangelnde Einsicht und Eigensinn der Waldbesitzer einer- und auf den Eigensinn der Forstorthodoxen anderseits verteilt, können wir nicht bestimmt sagen.

Im Prätigau bilden Tannen und Buchen die Hauptbestände des Waldes. Erstere herrscht im Hinterprätigau und in höhern Lagen vor, wogegen die Buche die Gehänge des Vorderprätigaus bis auf 1200—1400 m hauptsächlich inne hat. Sie geht zwar in Einzelexemplaren mitunter noch bedeutend höher. Herr A. Ludwig berichtet z. B. im Jahrgang XXVII pag. 8, daß er bei Furna noch Buchen auf einer Höhe von 1600 m angetroffen habe. Auch auf Davos befindet sich ob dem Dörfli noch eine Buche auf ca. 1700 m; diese wurde zwar an diese Stelle gepflanzt, gedeiht indessen wider Erwarten ausgezeichnet. Es sind dies natürlich Ausnahmen; im allgemeinen kann die Region der Buchen, die unserm Thale, be-

sonders im Herbst, sein eigentümliches Gepräge geben, nicht höher gestellt werden, als oben angegeben. Interessant ist auch, daß die Buchen auf der Schattenseite (Nordseite) im allgemeinen im Frühjahr früher Blätter bekommen als diejenigen auf der Sonnen(Süd)-seite und im Herbste letztere früher sich entlauben.

In den höhern Lagen führt die Tanne sozusagen das alleinige Regiment; freilich sind auch noch andere Waldbäume, als Lärche, Ahorn ꝛc., mitunter in der Alpenregion zu sehen, allein es sind keine geschlossenen Bestände, sondern nur größere oder kleinere Gruppen.

Bei den Tannenbeständen ist, namentlich im Hochwald, die Fichte (Rottanne) vertreten, während die wirtschaftlich nicht beliebte Weißtanne mehr in den Waldungen mittlerer Höhe anzutreffen ist. Die Lärche (im Dialekt der Lärch genannt) findet sich in größerer Anzahl nur in einigen Gemeinden vor (Grüsch, Schiers, Jenaz und Fideris), und zwar hauptsächlich auf der linken Thalseite. Am rechten Thalgewände und im Innerprätigau, sowie auf dem Gebiet der Gemeinde Seewis und Fanas steht sie nur in kleiner Anzahl. Die Kiefer (Föhre) ist im Prätigau nicht daheim, d. h. in wirklichen Beständen. Sie tritt nur in geringer Zahl auf und in nicht besonders rotholziger Qualität. Die Eichen, welche ehemals die sonnigen Abhänge des Vorder- und Mittelprätigaus beschatteten, gehen, wie es bei dieser Holzsorte in Graubünden überall der Fall ist, stark zurück. Das Gleiche kann vom Ahorn gesagt werden. Freilich findet man hie und da noch Prachtexemplare, doch wächst diese Holzsorte zu langsam, um dem starken Konsum zu entsprechen. Die Arve ist nur an wenigen Standorten (in der Seewiser Alp Vals und in Casanna) zu finden und auch da nur in geringer Anzahl. Die übrigen Waldbäume, als Birken, Linden, Ulmen, Eschen ꝛc., sind im Prätigau schwach vertreten, tragen aber zur Manigfaltigkeit des Bildes ebenfalls bei. Dieser Reichtum und Wechsel der Holzsorten gibt unserm

Thale ein besonders schönes Aussehen. Die Farbenpracht ist im Frühjahr, und namentlich im Herbst, von großem Effekt. In allen Schattierungen spiegelt sich das Gelände, und wenn noch ein wolkenloser Himmel sich über das Thal wölbt, so kann man sich ein schöneres Bild kaum denken.

Wir sagten, daß die Tannen und Buchen im Prätigau die Hauptbestände bilden. Wenn sich diese Holzarten durch das Quantum auszeichnen, so geschieht dies nicht auf Kosten der Qualität. Das Prätigau scheint für die Waldbäume besonders geeignet zu sein, denn kaum eine andere Gegend kann bezüglich der Qualität konkurrieren. Das Tannenholz unseres Thales zeichnet sich aus durch Zartheit und Weißfarbigkeit, wie durch Dimension und Schlankheit. Die Buchen des Prätigaus sind im ganzen ebenfalls glatt, schlank und weiß, und als Brennholz besonders hitzkräftig. — Bei den Tannen finden sich, namentlich in den Alpenwaldungen, noch jetzt wahre Riesenbäume. Stämme mit vier bis fünf Fuß Durchmesser auf Brusthöhe sind keine Seltenheit. Im Valzeinerthal (Sayser Alp) stehen noch heute einige hundert solcher Bäume. Wenn man diesen großen Durchmesser in Betracht zieht und die kleinen Jahrringe (kaum ein Millimeter groß), so ist der Beweis hiefür da und eine Zählung der Jahrringe überflüssig. Macht man aber bei einem Stockabschnitt eine Probe, so hat man bei der Zahl von hundert Jahrringen noch keinen großen Teil abgezählt. Die größte Tanne, die in Graubünden existiert hat, wurde im Winter 1866/67 gefällt und forttransportiert. Sie stand im Valzeinerthal in der Trimmiser Alp Falsch, auf dem Untersäß. Die Umrisse des Stockes sind, wenn auch nun stark vom Zahn der Zeit hergenommen, noch deutlich erkennbar. Ein Abschnitt desselben befindet sich in der forstamtlichen Sammlung in Chur. Dieser Riesenbaum hatte auf dem Stocke acht Fuß Durchmesser, enthielt über tausend Kubikfuß nutzbare Holzmasse und ergab elf Blöcker von meistens

18 Fuß Länge. Die Tanne war eine sogenannte Zwirkel (Doppelstamm); auf dem Stocke jedoch war sie einstämmig und maß der erste Abschnitt bei 12 Fuß Länge ca. 280 Kubikfuß. Dieser Koloß wurde auf einem gewöhnlichen Winterweg durch turmhohe Schluchten, meistens von einem Pferde gezogen, ins Thal befördert und kam sodann nach Glarus, allwo er, reich bekränzt, durch zwei Paar Ochsen auf einem Wagen durch die Stadt geführt wurde. Das Wunderding wurde überall angestaunt, umsomehr, als es auf dieser Triumphreise noch eine poetische Aufschrift trug, die etwa folgendes besagte:

Schier tausend Jahre bin ich alt,
Als größter Baum in Rätiens Wald
Ward ich berühmt im ganzen Land
Und so der König dann genannt.
Alpenrosen zierten meinen Thron
Und Geier umkreisten mir die Kron.

* * *

Doch alles hat ja seine Zeit;
Das Leben ist vom Tod nicht weit.
Das siehet man an mir nun jetzt;
Da lieg' ich ja so schwer verletzt.
Wie manchen König dieser Welt,
Hat man auch mich vom Thron gefällt.
Ohne Kopf und ohne Fuß
Ich nun aus meiner Heimat muß.
Andre kommen auf meinen Sessel;
Es ist dies so der Zeiten Wechsel.

* * *

Nach dieser poetischen Abschweifung, zu der uns der König der Waldbäume Graubündens verführte, lassen wir als Kontrast etwas Statistisches über die Waldverhältnisse des Prätigaus folgen.

Der Wert des geschlagenen Holzes des Forstkreises Klosters (Prätigau), der ein Areal von 7141 Hektaren besitzt, betrug nach den Amtsberichten des Kantonsforstinspektors, abgesehen vom Ertrag der Privatwälder:

1888 Fr. 210018, wovon für Fr. 124948 Holz verkauft wurde
1889 „ 189415, „ „ „ 80604 „ „ „
1890 „ 265828, „ „ „ 120384 „ „ „
1891 „ 224246, „ „ „ 136038 „ „ „

Man sieht schon aus vorstehender Zusammenstellung, welche Bedeutung der Wald für die Gemeinden hat. Es muß aber noch bemerkt werden, daß kaum alles aus den Wäldern bezogene Holz hier aufgenommen wurde. Außerdem ist der Wert der aus den Waldungen bezogenen Nebennutzungen, als Rinde, Streue, Weide ꝛc., nicht unbedeutend.

Die Rindengewinnung hat zwar bedeutend abgenommen. Die Rinde kann nur gut entfernt werden, wenn das Holz im Saft sich befindet; zu dieser Zeit geschlagen ist es jedoch weniger schön und dauerhaft. Es kommt deshalb wenig Holz zum Entrinden für die Gerber, und diese klagen bereits, daß es immer schwieriger werde, den Rindenbedarf im Inland zu decken.

Weil viel Holz ungeschnitten aus dem Lande weggeführt wird, geht an den Sagspähnen viel gutes und billiges Streuematerial verloren. Es ist schon in dieser Hinsicht zu bedauern, daß nicht mehr Holz im Produktionslande selbst geschnitten wird. Es sind zwar einige gut eingerichtete Sägen im Betriebe; immerhin geht noch ein großer Teil auf auswärtige Sägemühlen.

Bezüglich Streue-, Mäh- und Weiderechte herrschen bei uns noch allerlei sonderbare Verhältnisse. Vielfach kommt es nämlich vor, daß z. B. A die Holzrechte besitzt und B die Weide- oder Mährechte. Ja, es gibt sogar Wälder, bei welchen A Bodeneigentümer ist, B die Mährechte hat und C die Beholzungsrechte besitzt. Es müssen indessen diese Servituten nun von Gesetzeswegen abgelöst werden; es geht aber damit sehr langsam. Die Rechtsverhältnisse sind meistens verwickelt und nicht immer kann die Sache friedlich geregelt werden.

Das Streuesammeln und Mähen bringt dem Wald begreiflicherweise Nachteil. Allein vielerorts ist z. B. das „Streuenen“ und „Lauben“ ein Bedürfnis für den Betrieb der Landwirtschaft, indem hiefür kein oder nur ungenügendes Streuematerial zur Verfügung steht. Man sucht zwar auch hier bessere Ordnung einzuführen.

Viel Nachteiliges für eine rationelle Waldkultur bringt ferner der Weidgang, und zwar besonders derjenige der Ziegen. Man kann diesen natürlich nicht unterdrücken, aber man sollte darauf halten, daß, wo junger Wald sich befindet, die Ziegen nicht hinkommen, bis die Pflanzen ihren naschhaften Zähnen entwachsen sind. Daß man den Weidgang, namentlich den des Großviehes, im Waldgebiet gänzlich verdränge, wäre schon aus nationalökonomischen Gründen nicht ratsam, indem Weide mehr abwirft als Wald. Die Ernte ist bei ersterer jährlich, während sie bei letzterm erst nach einer großen Reihe von Jahren eintreten kann. Namentlich dürften Lagen, welche für Weidwuchs geeignet sind, hiezu reserviert bleiben, freilich sollten sie dann auch rationell behandelt werden; doch der Manie einseitiger Forstmänner, soviel Land als möglich für Waldbepflanzung zu beanspruchen, dürfte Einhalt gethan werden. Das „Jedem das Seine“ sollte auch hier Geltung finden.

Der Wald zählt nicht nur unsere Haustiere zu seinen Feinden, sondern er findet solche in jeder Familie der Tierwelt. Das sonst harmlose Reh ist z. B., wenn es zahlreich auftritt, ein großer Schädling des Waldes; es hat nämlich die gleichen schlimmen Eigenschaften, wie seine Verwandte, die Ziege, und ist daher ebenfalls nicht die Freundin des Forstmannes. Sogar Hirsche bringen jungen Waldbäumen Schaden, indem sie mit ihrem Geweih die Rinde an denselben abschälen. Der Feinde im Tierreich wären noch viele anzuführen — wir erinnern nur noch an den Borkenkäfer, die gefürchtete Nonne, die sich zwar glücklicher Weise bei uns noch nie einfand, und

an die Miniermotte, welche unsere Lärchenwälder manchmal ganz entstellt, und auch in der Pflanzenwelt gibt es solche (Pilze), allein wir können uns mit ihnen nicht befassen. Wir wollen uns dagegen noch kurz mit dem Hauptfeind des Waldes, der aber zugleich auch sein Hauptfreund ist, dem Menschen, beschäftigen.

Das planlose unwillkürliche Abholzen der Wälder hat, seitdem die Forstgesetze eingeführt sind, zwar aufgehört; immerhin wird noch viel Holz zwecklos geschlagen, das dann auf nicht geeignete Weise seine Verwendung findet; z. B. wird es anstatt zu Bauholz benutzt, zu Brennholz verschnitten, oder man läßt es gar zu Grunde gehen. Es ist auch richtig, daß man bei uns viel Holz in den Wäldern verfaulen läßt. Dies trifft aber gewöhnlich nur in den entfernteren Waldungen zu, und ist dann in Betracht zu ziehen, daß die Transportkosten öfters größer sind, als der Wert des Holzes. Man kann aber in diesem Falle doch nicht verlangen, daß die Leute noch Geld zusetzen. Das Abasten der Waldbäume behufs Streuegewinnung kommt noch hin und wieder vor, doch nicht mehr so oft wie ehedem; auch das „Schwämmen" (Wegschälen der Rinde), damit die Bäume absterben und Weide wachsen könne, hat merklich abgenommen, und vom Schälen der Stämme zur Harzgewinnung hört man sozusagen gar nichts mehr. Das Abbrennen ganzer Waldstrecken, um Pottasche zu erhalten, was ehedem der Fall war, hat aufgehört. Dagegen brauchen die vielen Schindeldächer eine Unmasse von Holz, und zwar wird dazu die glätteste und beste Ware verwendet. Die Schindeldächer sind ein notwendiges Uebel, das man zwar verringern, aber nie ganz fortbringen kann. Mit dem Holzfrevel ist es ziemlich besser geworden; freilich wird im geheimen noch mancher Baum ungezeichnet bei Seite geschafft. Es ist wirklich schwierig, allen Leuten das Bewußtsein beizubringen, daß das Holzfreveln nicht sein sollte. Daß diese Untugend noch so blüht, kommt

wohl wesentlich von folgendem her: Früher wurde der Wald bei uns sozusagen gar nicht gewertet. Von einer Holztaxe war keine Rede; jeder ging nach Belieben in den Wald und nahm Holz, so viel er wollte. Es betrachtete sich ein jeder als unumschränkter Eigentümer des Waldes, und diese Anschauung wirkt immer noch nach. Wir können sagen, daß derartige „Rechtsansichten" bei vielen in Fleisch und Blut übergegangen sind, was übrigens auch bei der Jägerei, wo der Frevel ebenfalls noch „blüht", zu beobachten ist. Wie bemerkt, wird es mit dem Holzfrevel immer besser und es wird dazu kommen, daß er zur Seltenheit wird. Viel wird zur Besserung auch die gemeinschaftliche Aufrüstung des Losholzes, die nun grundsätzlich allgemein eingeführt werden soll, beitragen.

Früher mußte, wie angeführt, für das aus dem Gemeindewalde bezogene Holz keine Taxe entrichtet werden. Später wurde eine kleine Auflage erhoben, doch in keinem Verhältnis zum Holzwerte. Erst in letzter Zeit brachten vermehrte Auslagen im Gemeindehaushalte — bei uns namentlich die sogenannten Bahnschulden (Subventionen für die Linie Languart-Davos) — es mit sich, daß die Holztaxen erhöht wurden. Damit verbindet sich indessen auch eine bessere Bewirtschaftung des Waldes und geordnetere Zustände bei der Gemeindeverwaltung. Und wenn die Bahnsubventionen hierin eine Besserung bewirkten, so ist das Geld schon darum nicht weggeworfen.

* * *

Und nun der Abschied vom Wald! Ja, der vielgrüne Wald, der hat's dem Büblein einst angethan, hat's verführt, aber auch beschirmt. Die Leser kennen das Lied vom

Schutzengel,

welcher neben dem verirrten schlafenden Kinde Wache hält, damit es nicht über den Felsen hinunterfalle und kein böses Tier ihm nahe. Der hat einst im Walde auch neben mir gesessen. Vier Jahre alt war ich, als mich meine Eltern an einem

schönen Sommertag mit in eine Bergwiese hinaufnahmen, wo sie zu heuen hatten. Es muß um Mittag herum gewesen sein, als wir bei dem Heuställchen (Bargun) anlangten. Die Eltern machten sich sogleich ans Mähen, mich beim Ställchen zurücklassend. In unmittelbarer Nähe desselben sind zahlreiche Heidelbeerhügel, durchsetzt mit Tannen und wuchernden Alpenerlen, Birken, Ebereschen u. s. w. Es ist eine jener lauschigen, poesievollen Gegenden, die demjenigen immer Freude machen, der nicht darnach frägt: Wie viel mehr könnte man aus dem Boden ziehen, wenn dieser Hügel nicht da oder hübsch ausgeglättet wäre? Solche Fragen waren aber nie mein Erstes. Dagegen verlockten mich an jenem Tage die reifen lachenden Heidelbeeren, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden. Weidgangs hüpfte ich, wie eine Ziege, von einem Hügel zum andern, jeweilen so die glänzendsten Früchte herausnaschend. Damit kam ich aber unvermerkt immer tiefer in den Wald hinein. Derselbe ist zwar nicht dicht, so wenig, daß er eigentlich den Namen Wald kaum verdient; allein ich fand schließlich, als die Sonne den Bergen zusank, eben doch keinen Ausgang mehr. Bis an ein murmelndes Bächlein war ich gekommen. Als nun die Dämmerung sich über die Abendlandschaft ausbreitete, wurde dem sonst unbekümmerten Herzen bange und eine Weile — ich kann mich dessen nicht mehr bestimmt entsinnen — wird, wie ich denke, mit bitterm Weinen ausgefüllt worden sein, aber niemand sonst hat's gehört, als eben der Schutzengel der Kinder. Das weiß ich dann sicher, daß ich mich endlich ruhig in mein Schicksal ergab, mich ins duftige Gras hinlegte und einschlafen wollte. Plötzlich sprang ich entsetzt auf, als ich gemerkt, daß ich einen Ameisenhaufen als Kopfkissen gewählt hatte. Ich suchte ein anderes Plätzchen, legte mich abermals hin und schlief nun beim Geplauder des Bächleins und dem Singen der Vögel wirklich ein. Während ich nun da lag und ruhig schlummerte, hatten

die Eltern bange Stunden. Daß sie mich beim Bergställchen nicht mehr antrafen, fiel ihnen weniger auf, weil sie glaubten, ich könnte den Weg nach Hause gesucht und gefunden haben. Als man dann aber dort von mir auch nichts wußte, ging ein betrübtes Suchen an, welches um Mitternacht erfolglos endigte. Alles ängstliche Rufen hatte da nichts gefruchtet, es konnte das in der Waldwiese schlafende Kind nicht wecken. Schweren Herzens begaben sich die Eltern zu Bette, mit dem Entschluß, am andern Morgen durch Glockenruf die ganze Ortsgemeinde zum Suchen zu veranlassen. Dazu kam es dann aber nicht, denn die Vöglein, die mich zeitig in den Schlaf eingesungen hatten, weckten mich nun auch bei ihrem Aufstehen wieder. Der erste Ausdruck meiner Gefühle war aber nicht Gesang, muß indes doch weithin schallend gewesen sein, denn eine auf der andern Seite ihrer Arbeit nachgehende Frau kam herbei, hob mich auf, gab mir ein Butterbrod und brachte mich nach Aufnahme eines kurzen Einvernahmeprotokolls ans Licht. Die Vorposten der zu meinen Gunsten geplanten Expedition waren bereits aufgestellt, so daß die glückliche Finderin mich in Plalorient bereits einer Tante übergeben konnte. Diese, obwohl eine kleine schwächliche Frau, nahm mich auf den Rücken und trug mich heimwärts. Aus dieser Art des Transportes schloß die entgegenkommende Mutter, ich sei tot, und gab ihre Annahme durch ängstliche Frage von weitem zu erkennen, worauf die allezeit resolute Tante ihr zurief: „Ich deich, denn möchtenen i nid tragen.“ Im Hause herrschte nun große Freude; es wurde zwar zu Ehren des verlorenen Sohnes nicht gerade ein Kalb geschlachtet, aber dem Gefundenen doch das Beste geboten, was man hatte. Ich hatte das Abenteuer glücklich und unverletzt bestanden, nur fehlte in meinem Inventar das Messerlein (Hegelein), das ich wahrscheinlich unvermerkt vom Bändchen, mit dem es am Röcklein angebunden war, abgerissen hatte.

HC
398
P7F54
1896

Fient, G.
Das Prättigau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY